



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

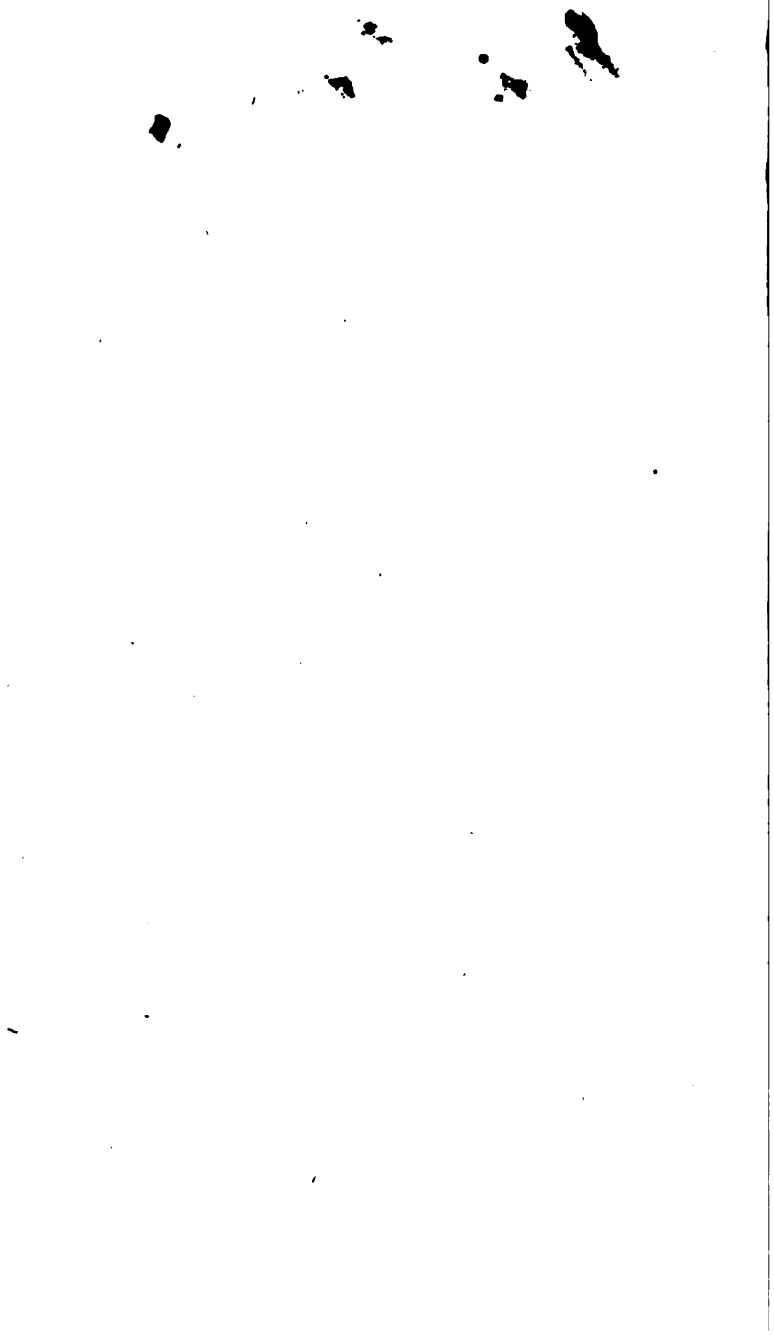








Erzgebirgische Dorfgeschichten.



117
A. F. W. 1848.

Erzgebirgische
Dorfgeschichten.

Erzählt

von

Dr. August Wildenhahn.

Erster Band.

Leipzig, 1848.

Verlag von Gebhardt & Reissland.

[Illegible handwritten text]

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
20 NOV 1952
UNIVERSITY OF OXFORD

V o r w o r t.

Es mag dem günstigen Leser nicht unverschämten bleiben, daß das sächsische Erzgebirge die Heimath des Verfassers dieser Dorfgeschichten ist. Wenn nun auch seine Vaterstadt, Zwickau, nur am Fuße des niedern Erzgebirges liegt, so reicht doch eben dieser Fuß weit genug vor, um von da aus die schöne Bergwelt klar und deutlich vor Augen zu haben, und das Verlangen nach ihrem nähern Anblicke rege zu erhalten.

Dies Verlangen hat denn auch den Verfasser in den Jahren seiner reifern Kindheit und

Jugend gar oft angetrieben, kleinere und größere Wanderungen in die blauen Berge zu machen, zumal derselbe an verschiedenen Orten liebe Freunde und Verwandte hatte, welche dem Knaben und dem Jüngling gern auf kürzere oder längere Zeit eine Herberge bereiteten.

Und wie gern zog ich hinauf in die lieben Berge! Wie hatte ich die Leute so lieb, die in stillen, einfachen, nach allen Seiten hin zerstreuten Hütten wohnten! Die patriarchalische Gastfreundschaft, die herzlichste Gutmüthigkeit, die lauterste Einfalt in Sitten und Gebräuchen, die aufrichtige, wahrhaft kindliche Frömmigkeit, die untrübbare Zufriedenheit und das stille, häusliche Glück bei aller Armuth, — das war es besonders, was mir so unbeschreiblich wohlthat, wenn ich da oben in den Städten und Dörfern herumstreifte, und mit den Leuten verkehrte, wo ich sie eben fand, in ihren Hütten, auf den Wegen und Stegen, oder bei der sauern Arbeit auf dem steinigten Feldeboden.

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen; mein Schicksal hatte mich meiner ergebirgischen Heimath entfremdet, aber das liebe Bild derselben war mir mit unauslöschlichen Zügen im Herzen geblieben, und die Sehnsucht, die Berge und die Leute daselbst wiederzusehen, wuchs von Jahr zu Jahr, bis ich endlich den Wanderstab zur Hand nahm und meine Schritte nach der alten trauten Heimath meiner Kindheit und Jugend richtete.

Aber mit Freude zog ich aus, und mit Trauer kehrte ich wieder heim. Ich fand wohl die alten, lieben Berge und Thäler wieder, aber ein anderes Geschlecht und ein anderer Sinn war daselbst heimisch geworden. Die Armuth hatte sich in drückende Noth und völlige Dürftigkeit verwandelt; die fromme, herzliche Gemüthlichkeit war entflohen; der zernagende, zerstörende und zersessende Geist der Zeit hat auch dort unter dem stillen, zufriedenen Wolke seinen Wirkungskreis gefunden. Die

gesinnt sein werden, aber ich weiß auch, daß viele Andere mir's im Stillen danken werden, daß ich diese Mühe und Arbeit über mich genommen habe.

Und diesen sei das Werklein bestens empfohlen.

Baßen am 16. Oktober 1847.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite.
Die Hoffartsprobe	1
's Bübel	43
Die beiden Schwestern	91
Der Stöckeladvocat	155
Die Wittwe und ihr Sohn	241



I.

Die Hoffartprobe.



So oft ich die Höhen und Niederungen des sächsischen Erzgebirges betrete, überkommt mich immer ein poetisches Gefühl; die schönen Berge mit den dunkeln Tannen- und Fichtenwäldern, am Abhange die kleinen mit Schindeln gedeckten Hütten, die mühsam bebauten Anhöhen, wo zwischen Glimmer und Feldspath-Gestein die freilich oft dürftigen Halme sich herausgedrängt haben, die blumenreichen, duftigen Wiesen, die, von Hundert kleinen Canälen durchschnitten, das frische, klare Quellwasser mit sichtbarer Labung einschlürfen und zum Danke für diesen täglichen Labetrunk die Ränder mit Guirlanden von Bergisymeinnicht bepflanzen, darüber der schöne Gebirgshimmel mit seinen silbernen Wolkenschichten, und in den zerstreuten Hütten blutarme, aber zufriedene, glückliche Menschenkinder, die jedem Wanderer ihr: „Grüß Euch Gott!“ mit auf den Weg geben, — das Alles erscheint wie ein idyllisches Gedicht, das man nur mit gesunden Augen ansehen darf, um

die Herrlichkeit des himmlischen Herrn zu preisen, der den Frühling, zu solchem Naturdichter gemacht hat.

Ganz besonders kann ich eine dieser Hütten nicht vergessen; und ob ich sie gleich seit fast dreißig Jahren nicht gesehen habe, so möchte ich sie doch gleich aufs Papier malen, wenn ich sonst Geschick dazu hätte. Zwei Fenster links, zwei Fenster rechts, und dazwischen die kleine, niedere Thüre, vor welcher ich als Knabe mich für einen großen Mann hielt, weil ich mich bücken mußte, wenn ich hinein ging, falls die obere Hälfte verriegelt war; auf jeder Seite drei Fenster mit Schiebern, groß genug, um den Kopf durchzustechen; an der Hofthüre die schmale Treppe mit zehn Stiegen, die zu zwei Dachkammern führte; rings um die Hütte eine Barrière von verwitterten, Stangen, die, alle zehn Schritte auf ellenhohe Pfähle aufgenagelt, freilich zu nichts weniger, als zum Schutze dienen konnten und nur die Gränze des wohl kleinsten Gebietes auf Erden zogen. Auch fand die kleine Lattenthüre Tag und Nacht offen, und wenn, wie es oft geschah, auch der hölzerne Schieber nicht vor die innere Hausthüre, gezogen wurde, so hatte Jedermann Tag und Nacht ungehindert freien Zutritt.

In diesem Häuschen wohnte die Wittve eines Bergmannes, der durch einen Unglücksfall in seinem gefährlichen Tagewerke oder wohl eigentlich

Nacht werke, fintemal er ja bei seiner Arbeit die liebe Sonne niemals sah, verloren hatte. Als sie den treuen gottesfürchtigen Mann zu Grabe trugen, gingen vier weinende Kinder neben der Mutter her; Traugott, das älteste Kind, ein zwölfjähriger Knabe, und seine drei Schwesterlein, von welchen das jüngste erst den dritten Sommer erlebte. Der armen Wittwe gingen, als sie hinter dem todtten Manne herging, mancherlei Gedanken durch Kopf und Herz, die sich alle in helle Thränen auflösten. Ich hatte bis dahin vielfach darüber nachgedacht, woher das Sprichwort kommt, daß dem Menschen bald Dies und Jenes zu Wasser wird. Wenn ich da etwa Jemanden sah, der gewaltig wüthete und tobte, die Thüren im Hause zuschlug, daß die Wände zitterten, mit Weib und Kind oder am liebsten mit dem Gesinde lauter barbarische Worte redete und so griesgrämliche, schauerliche Blicke und Mienen machte, daß sich alle Welt fürchten mußte, so sagten die Leute: Ja, er ist ärgerlich, daß ihm Dies oder Jenes zu Wasser geworden ist. Da ich nun aber dabei keinerlei Aehnlichkeit mit dem Wasser auffinden konnte, meinte ich zuletzt, das Sprichwort käme her von davonfließen und hieße so viel als zerrinnen und vergehen. Aber als ich leider bei der armen Bergmannswittwe gesehen hatte, daß alle ihre Hoffnungen, all' ihr Glück, all' ihr Freude, die

ſie an ihrem Manne gehabt hatte, hinter ſei-
nem Sarge ſo recht eigentlich in ihren Augen zu
Waffer wurden, da wußt' ich erſt, was das Sprich-
wort ſagen wollte, und wußte es nun auch, warum
das Chriſtenvolk von einer Weltfreude, wenn ſie
plötzlich zu Schanden wird, ſagt, ſie ſei in den
Brunnen gefallen; da meint das Chriſtenvolk
nämlich den Brunnen, der ins ewige Leben quillt, und
will ſagen daß dem natürlichen Menſchen alle
Luft der Welt erſt zu Waffer d. h. zu Schmer-
zens-, Reue- und Buß-Thränen werden muß, ehe
die arme Seele aus dem Brunnen des Lebens
trinkt.

Indeß war es des lieben Gottes gnädiger Wille,
daß die Thränenſaat der armen Bergmannswittwe
unverhofft zu einer Freudenenernte werden ſollte.
Die arme Frau hatte gefürchtet, daß ſie nun, da
der ſichtbare Ernährer und Vater hinweg war,
die Hütte würde verkaufen müſſen, und mit ihren
Kindern ins Armenhaus ziehen; aber der große
ewigreiche Herr, der der Wittwen und Waiſen Verfor-
ger und Vater iſt, hatte tauſend Mittel und Wege
ſchon lange vorher aufgefunden, und führte, wie
immer, auch Alles wohl und herrlich hinaus.

Was die arme Wittwe in ihrem Herzen und
Sinne erfann und bewegte, und was ſie that und
ſchaffte, das hatte ſeinen reichen Segen, und die
Kinder, und namentlich der Traugott, waren mit

einem Male so geschickte kunstreiche Arbeitsleute geworden, daß man recht deutlich sah, wie die Noth ganz besonders bei Denen, die schon beten können, eine wunderbare Lehrmeisterin ist. Die beiden ältern Mädchen, Erdmathe und Margarethe saßen, wie weiland die edle Frau Barbara Uttmann selber, an ihrem Klöppelsacke, und ließen wohl an dreißig Klöppel durch ihre kleinen Finger laufen und machten Spizen, welche die vornehmste und reichste Edelfrau sich nicht schämte, an ihre Sonntagshaube zu nähen; und der Traugott war ein wahrer Baumeister für die Singvögel geworden; er machte ihnen deutsche und italienische Häuser, heidnische und christliche Tempel mit allerhand zierlichem Thurm- und Stiebelwerke, und wenn er mit seinem kleinen Vorrathe nach Annaberg oder nach Schneeberg ging, so stand er nicht eine halbe Stunde am Markte, und er hatte seine Käufer gefunden.

Ueberhaupt sah man's dem Traugott gleich an, daß etwas recht Ordentliches aus ihm werden sollte. Als er zwanzig Jahre alt war, gab es meilentweit in der Runde keinen hübschern und fröhlichern Burschen, als ihn; er war schlank und zierlich heraufgewachsen und blühte wie eine Rose im Mai. Wenn er alltäglich früh halb vier Uhr seine väterliche Stütte verließ, um Punkt vier Uhr anzufahren (denn er war, wie sein seliger Vater, ein

Bergmann geworden,) und er hinaustrat in die frische Morgenluft, so war ihm allezeit das Herz so voll, daß er sein Morgenlied singen mußte:

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott es gehet glücklich fort;
Mit Gott sang ich die Arbeit an,
Drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!

Und dabei schritt er so rasch und fröhlich fort, daß er gewöhnlich mit dem Schlußverse:

Thu' ich denn was mit Gottes Rath,
Der mir beistehet früh und spat,
Drauf Alles wohl gerathen muß;
Drum sprich' ich nochmals zum Beschluß:
Das walte Gott!

an den Schacht ankam und fröhlichen Herzens in die finstere Erde hinabfuhr.

Des Sonntags ging er in der Regel mit seiner Mutter in das ziemlich eine Stunde entfernte Gotteshaus; wenn er nun in seinem Feierkleide von schwarzer, glänzender Seidwand mit dem breiten blinkenden Schurzschlosse und der Bergmannskappe die Rain- und Wiesenwege dahin ging, das Gesangbuch unterm Arm und auf dem ganzen Angesichte die herzlichste Gesangeslust, da konnte man es der Mutter nicht verdenken, wenn sie mit ein wenig mütterlichem Stolze auf ihren Sohn sah.

Diesen Kirchgang benutzte die Wittwe immer, um mit ihrem Sohne über ihre häuslichen Angelegenheiten, über die Zukunft ihrer drei Töchter und über das Alles zu sprechen, was sonst das Weib dem Manne ihres Herzens anvertraut. Denn Traugott war an ihres seligen Mannes Statt ihr Herzensfreund und Rathgeber geworden und sie that nichts, was der Sohn nicht gut hieß.

Als Beide nun eines Sonntagmorgens ihren alten Lieblingsweg wanderten, konnte man es der Mutter ansehen, daß sie heute etwas Besonders auf ihrem Herzen hatte; aber es war, als fehle ihr der Muth. Sie antwortete auf die gewöhnlichen Fragen ihres Sohnes mit einem kurzen Ja oder Nein, blickte entweder lange Zeit vor sich hin oder warf einen flüchtigen Blick auf Traugott und schritt gedankenvoll weiter. Endlich fiel dies dem Sohne selber auf und er sprach:

„Liebe Mutter, was habt Ihr denn heute? Ihr seid so einsilbig mit mir, daß ich mich schon wohl zehnmal gefragt, ob ich Euch irgend etwas zu Leide gethan habe. Habt Ihr was gegen mich, so sagt mir's doch; ich möchte nicht gerne in die liebe Kirche eintreten ohne ein freundlich Wort von Euch!“

„Ach nein, mein liebes Kind!“ antwortete die Mutter. „Du bist ja so gut, daß Du mir gar nichts zu Leide thun kannst. Was sollte denn aus

mir armen Frau werden, wenn Du mich verließest? Bist Du nicht ein wahrer Vater an Deinen Schwestern und meines Herzens und Lebens Freude und Stütze? Traugott, das kann Dir kein Mensch auf Erden vergelten, was Du an mir und Deinen Schwestern thust!"

„Ach, redet doch nicht davon, Mutter!" entgegnete der Sohn fast verdrießlich. „Was thue ich denn weiter, ich arbeite, wie mein seliger Vater, und laß mir's sauer werden, wie er es hat sich sauer werden lassen um mich. Das ist ja meine Schuldigkeit. Wie könnte ich denn ins liebe Gotteshaus gehen, wenn ich ein fauler, unnützer Knecht wäre! Nein, Mutter, Ihr müßt davon nicht reden!"

„Traugott," fuhr nun die Wittve ermutigter fort: „Du bist nun fünf und zwanzig Jahre alt; hast Du noch nicht daran gedacht, Dich zu verändern?"

„Wie! verändern?" fragte der Sohn und daß er blutroth dabei wurde, bewies nur, daß er recht wohl wußte, was die Mutter ihn fragte.

„Nun ja!" sprach die Wittve weiter: „Ich meine, ob Du nicht Deinen eignen Hausstand gründen und mir eine brave Schwiegertochter zuführen willst. Siehst Du, Traugott, ich denke so: Wie's jetzt ist, kann's doch nicht immer bleiben. Die Erdmuthe hat sich verthan, und Gott sei Dank,

recht gut ihr Mann ist ein wahrer Schatz und trägt mein Kind fast auf den Händen; die Gretzel wird nicht lange mehr im Hause bleiben; gestern sagte mir ihr Bräutigam, daß er zu Pfingsten das Aufgebot bestellen will; nun habe ich die Mienel nur noch, das ist ein schwächlich Kind, und kann nur am Klöppelsack sitzen und in der Wirthschaft fast gar nichts machen. Ich werde auch alt und schwach, und es wäre gut, wenn ein junges Blut ins Haus käme. Denn siehst Du, Traugott, ich möchte um Alles in der Welt willen nicht, daß Du darunter leiden solltest."

"Ei, Mutter!" fiel Traugott rasch ein: "Wer sagt Euch denn, daß ich darunter leide! Habe ich nicht Alles, was ich brauche? Steht nicht meine Suppe schon auf dem Tische, wenn ich kaum aus dem Bette bin oder von der Schicht nach Hause komme? Habe ich nicht alle Sonntage früh meine frische reine Wäsche? Flickt ihr nicht meine Kittel aus, ich möchte sagen, noch ehe sie zerrissen sind? Macht Ihr mein Bette nicht so hübsch weich, daß ich fast ein Faulenzler werden möchte? Und weiter brauche ich ja nichts!"

"Ach ja doch, Traugott!" entgegnete die Mutter. "Denkst Du denn nicht, daß ich das besser wissen muß? Dein seliger Vater hat mir oft gesagt, daß er sich allemal freute, wie ein Kind auf den Tannenschristbaum, wenn er von der Schicht

nach Hause käme und sähe die Kinder und mich wieder, und daß er nur wie ein halber Mensch wäre, wenn er uns nicht hätte. Ach, und wenn wir uns auch nur acht Stunden lang nicht gesehen hätten, so gab's doch immer so viel zu reden, als wenn's acht Tage gewesen wären. Und dann steht's ganz richtig in der Bibel: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!"

„Warum denn nicht, Mutter?“ rief Traugott mit etwas ungläubiger Miene aus. „Ich wüßte nicht, was mir fehlen sollte! Wenn ich von der Schicht nach Hause komme, so habe ich Euch und die Niene und die Grethel, und an Reden fehlt's auch nicht zwischen uns und ich wüßte nicht, wer von uns nicht glücklich und zufrieden wäre!"

„O ich weiß Einen, der's nicht ist!“ sagte die Wittwe schnell. „Du selber, Traugott! Ja, ja, leugne es nur nicht. Ich habe Dich oft angesehen, wenn Du so still dasahest und manchmal gar nicht hörtest, wenn ich mit Dir redete. Ich weiß, es fehlt Dir was; Du bist nicht mehr so fröhlich, wie sonst; Du redest zwar kein unfreundlich Wort mit mir, denn Dein Herz ist zu gut, aber Du bist nicht mehr der alte, liebe Traugott. Ich weiß, es ist Dir zu einsam bei uns und deshalb bist Du so einsilbig!"

„Mutter!“ antwortete der Sohn. „Ihr habt immer recht gehabt, wenn Ihr mit mir geredet;

aber diesmal möchte ich fast sagen: „Warum denkt Ihr so Arges in Eurem Herzen? Wäre ich, nicht ein schlechter undankbar Sohn, wollte mir's in meiner väterlichen Hütte nicht mehr gefallen, oder stände mir die Gesellschaft meiner Mutter und meiner Schwestern nicht mehr an? Und dann sagt Ihr, mein Herz wäre zu gut! Ach Du mein lieber Gott, wenn das wäre, so brauchte ich heute nicht in die liebe Kirche zu gehen!“

„Nun, Traugott,“ sagte die Mutter: „warum willst Du Dir nicht ein braves Weib aussuchen? Siehst Du, mein Kind, ich will Dir nur Alles vom Herzen weg sagen, was ich schon lange darin getragen habe. Ich weiß, daß Du nur deshalb nicht heirathen willst; weil Du denkst, Dein Wochenlohn reicht dann nicht zu, da Du Deine Mutter und Deine Schwestern mit zu erhalten hast. Siehst Du, Traugott, und das kränkt mich, daß wir schuld sind, daß Du nicht heirathen kannst. Und da wollte ich Dir nun sagen, —“

„Daß ich Euch verlassen soll?“ fiel der Sohn mit bewegter Stimme ein, als die Mutter stockte.

„Ach nein, das kannst Du nicht!“ entgegnete diese. „Aber siehst Du, Traugott, ich wollte Dir nur sagen, daß es recht gut geht. Du verdienst alle Wochen sieben und zwanzig Groschen, und davon haben wir bisher alle Bier gelebt und keine Noth gelitten. Darum können wir's noch mehr

einthellen. Wo Bier sich satt essen, da hat der Künste auch noch genug, und da die Grethel bald aus dem Hause kommt, geht's noch besser. Du kannst auch die Stube und Kammer ganz allein haben; die Miengel und ich, wir haben oben in der Dachkammer vollauf Platz!"

Fraugott schüttelte fast schmerzlich lächelnd den Kopf und sagte: „Mutter Ihr könnt mir's glauben, daß ich mir solche Gedanken noch nicht gemacht habe. Wir sind ausgekommen, als die Erdmuthe noch bei uns war, warum sollte es nicht gehen, wenn statt der Grethel und der Erdmuthe eine junge Frau im Hause wäre! Nein, liebe Mutter, ich denke nicht ans Heirathen!"

„Wenn das nicht ist," fragte die Mutter verwundert, „warum bist Du aber jetzt oft so traurig?"

„Ich bin nicht traurig!" antwortete der Sohn. „Und wenn manchmal so ein ernster Gedanke durch die Seele geht, nun da ist's immer mit dem Herzen und Gewissen nicht ganz richtig. Ach, Mutter, Ihr glaubt's gar nicht, was die Hoffart für ein häßlich Ding ist; und wenn in der Schrift steht, daß der liebe Gott den Hoffärtigen widerstehet, so kann man nicht fröhlich dabei bleiben!"

„Was redest Du von der Hoffart?" fragte die Mutter verwundert. „Bist Du nicht ein demüthiges und gehorsames Kind? Bist Du nicht mit Allem zufrieden? Würste ich doch nicht ein einziges

Wort, nicht ein einziges Werk, was Du thust aus Hoffart.

„Aber die Gedanken, Mutter!“ entgegnete Traugott schnell. „Wer hoch hinaus will, ist der nicht hoffärtig? Und Ihr könnt mir's glauben ich habe recht hoffärtige Gedanken und Sinne, und wenn ich sie auch einmal aus meinem Herzen vertrieben habe, sie kommen doch immer wieder.“

„Nun,“ fragte die Mutter weiter: „wovon redest Du denn, mein Sohn?“

„Ach, es ist lauter dummes, thörichtes Zeug!“ antwortete dieser ärgerlich. „Es verbrießt mich schon, daß ich davon geredet habe; denn weiß das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Mutter Ihr könnt heute immer für mich beten, damit der Pharifäer, der mit Euch in den Tempel geht, wenigstens als ein Böllner wieder heraus geht!“

Sie waren bei diesen Worten an der Kirche angekommen; und da die Wittwe ihren Sitz unten im Schifflein, der Sohn aber oben auf der Emporkirche hatte, gaben sich Beide die Hand wie zum Abschiede und Segen, und ging ein Jedes an seinen Platz.

Was hatte aber der Traugott für hoffärtige Sinne und Gedanken? Ach, es war wohl das erste Mal in seinem Leben, daß er der Mutter die Tiefe seines Herzens verschloß, ja daß er fast ein

Lügner und Heuchler gewesen war. Das ging aber also zu.

Etwa eine Viertelstunde von seiner väterlichen Hütte entfernt lag die Schmiede, und der Meister Banisch hatte ein einziges Kind, ein Töchterlein von achtzehn Jahren, Maria geheissen. Diese Maria war aber eine stattliche, gar schöne Jungfrau und bekam, wie alle Welt wußte, hundert baare Thaler zum Brautschatz und nach des Vaters Ableben die Schmiede oben drein, die wohl auch ihre fünfhundert Thaler werth war. Da konnte es denn nicht fehlen, daß gar viele junge Bursche in der Nähe und Ferne ihr Auge auf diese reiche Erbin warfen und Alle von gar großer grausamer Liebe redeten, die sie zu der Marie hätten; absonderlich war es ein junger Schmiedegesell, der bei Meister Banisch selber arbeitete, und der, wenn Marie eben vorüber ging, immer so gewaltig mit dem großen Hammer auf das glühende Eisen schlug und so fürchterlich grimmig dabei aussah, daß man hätte meinen mögen, er wolle den ganzen Ambos zerschlagen.

Marie aber wußte gar wohl, warum der Geselle so erschrecklich um sich schlug; und sie ging oft absichtlich zwei, drei Mal bei ihm vorüber, weil ihr der Ingrimme des Gesellen gar viel Spas machte. Meister Banisch hätte wohl auch nichts darwider gehabt, wenn sein Kind an dem Gesellen

Wohlgefallen gefunden hätte; denn er war ein flinker, fleißiger Bursche und ging seit vielen Wochen nicht mehr ins Wirthshaus und spielte nicht mehr in den Karten, was ihm sonst das Liebste gewesen war. Aber Marie hatte bemerkt, daß der Geselle ein wenig auf dem linken Auge schiele, auch war ihr seine Nase etwas zu groß und seine Statur zu klein; kurz sie mußte immer lächeln, wenn sie den armen Burschen ansah.

Dagegen war der Traugott doch ein ganz anderer Mann und hatte nur einen Fehler, nämlich daß er ein Bergmann und noch dazu ein ~~Armer~~ armer Bergmann war. Der Jungfer Marie war dieser Umstand auch schon lange im Kopfe herumgegangen, aber weil ihr Herz immer wieder andere Gedanken dagegen ausbrachte, so geschah es, daß sie nach längerem Hin- und Herreden doch endlich zu der Meinung kam, es sei eben keine zu große Schande, eines Bergmanns Ehefrau zu werden, und was die Armuth beträfe, nun da könne sich schon mit ihren hundert Thalern Etwas anfangen lassen; auch würde sie sich sogleich ausmachen, daß Traugott von dem Gelde nichts anrühre, sondern daß sie selber allein damit nach Gutdünken wirthschaften müßte.

Traugott ahnete freilich von diesem Allen gar nichts, da er viel zu schüchtern und zu demüthig war, um sein Auge auf die Jungfer Marie zu Bildenbahn, erzgebirgische Dorfgeschichten I. Bd. 2.

richten. Wenn er vor der Schmiede vorüberging, was allerdings täglich zwei Mal geschah, so guckte er das zehnte Mal gar nicht hinein; oder wenn Marie zufällig an der Thüre stand, sagte er ganz ruhig und freundlich: „Glück auf, Jungfer!“ und ging gleichgiltig vorüber.

Nun fiel's ihm allerdings auf, daß Marie seit einiger Zeit immer etwas vor der Thüre zu thun hatte, just, wenn er vorüber ging. Der Schmiede gegenüber, jenseit des Weges, war ein kleiner Garten, worinnen fast keine andern Blumen zu sehen waren, als die weißen und blauen Kartoffelblüthen; auch gab's darin nicht eben viel zu arbeiten, da die paar Lebkostbäckerlein und das kleine Beet voll Federnelken und das Rosamarienkrautlein genau so aufwuchsen, wie die Lilien auf dem Felde. Aber Marie hatte immer viel daran zu thun, besonders wenn es um die Mittagszeit war, wo Traugott von der Schicht nach Hause kam. Ja es war auffällig, daß um die Frühlings- und Sommerszeit öfters schon früh um vier Uhr die Jungfer Maria im Gärtlein stand, und entweder an dem Kartoffelkraut viel fach herum zu hantieren hatte, oder wohl auch die schönsten Federnelken unbarmherzig abschnitt und einen zierlichen Strauß davon machte.

Da geschah es denn auch, daß sie schon von Weitem die Stimme Traugott's hörte, wenn er

sein Morgenlied sang. Anfangs dachte sie, der junge Bergmann sänge aus purer Liebe zu ihr, und sänge etwa eines oder das andere schöne Liedlein, womit die jungen Bursche ihr Herz gegen die schönen Jungfern ausschütten, etwa: Du, du liegst mir im Herzen,“ oder: Mir thut das Herz so weh, wenn ich sie vor mir seh’ und andere schöne Stücke. Als sie aber einstmals recht genau darauf acht gegeben und deutlich die Worte gehört hatte: „Das walte Gott!“ da ward sie bitterböse, und kam aus lauter Aerger und Rache wohl acht Tage lang weder vor die Thüre, noch in den Garten. Das Aergerlichste aber dabei war, daß Traugott davon gar nichts merkte; sie hatte gehofft, er werde einmal ans Fenster kommen, oder wohl gar in die Stube herein, und werde erschrecklich ängstlich nach ihr fragen, ob sie etwa krank wäre; aber der unhöfliche Bergmann ging täglich vorbei, mir nichts, dir nichts und sang mit fröhlicher Stimme, einen Tag wie den andern: „Das walte Gott!“

Nun geschah es ferner, daß Marie auch anfing, eine fleißige Kirchengängerin zu werden. Sonst, wenn der Sonntag kam, und die Glocken auch nach der Schmiede hinklauteten: „Komm, komm!“ da wollte es immer bei ihr nicht recht passen; bald war's draußen zu heiß, bald zu kalt, bald der Weg zu feucht, bald zu trocken; oft traf es sich auch, daß Wolken am Himmel standen, und

es hätte wohl gar können ein Gewitter kommen, und weil sie gar so erschreckliche Angst hatte vor dem Donner und Blitze, so blieb sie lieber zu Hause und ließ den Vater allein gehen. Seit einiger Zeit aber hatte sie, wie bereits vermeldet worden, angefangen, eine gar fleißige Kirchengängerin zu werden; es mochte kalt oder warm, trocken oder feuchte, blauer oder grauer Himmel sein, das konnte sie Alles nicht abhalten, in die liebe Kirche zu gehen. Auffällig hätte es freilich sein können, daß Marie in der Kirche selber nicht eben sehr fleißig auf die Predigt hörte, und sonst ein sehr unruhiges Kirchenkind war. Sie hatte entweder immer an ihren Federnelken und Rosamariensträuslein zu riechen, oder sie blätterte im Gesangbuche herum, als könne sie das Lied nicht finden, oder sie schaute weit öfterer auf die Emporkirche hinauf, als auf die Kanzel; und wenn sie nach Hause kam, und der Vater sie fragte: „Nun, was hat denn der Herr Pfarrer heute gepredigt, da wußte sie immer nichts, oder sagte höchstens: „es war sehr schön!“

Da konnte es denn nicht anders kommen, als daß der Traugott endlich stuzig wurde, daß er die Jungfer Marie gar so oft sah, und daß er sich förmlich daran gewöhnte, ihr alltäglich zweimal sein Glück auf! zuzurufen. Eines Morgens, als die Sonne eben anfing aufzugehen, arbeitete Marie

wieder am Kartoffelkräutig herum, als Traugott am Garten vorüber ging.

„Glück auf, Jungfer Marie!“ sagte er wie gewöhnlich, indem er sein Morgenlied unterbrach.

„Glück auf, Herr Traugott!“ antwortete die Jungfer und richtete sich auf und trug einen großen Strauß in der Hand. Da faßte sich Traugott ein Herz und sagte:

„Ei, die Jungfer hat schon so früh den schönen Strauß gepflückt?“

„Ja, Herr Traugott!“ sagte sie. „Er ist zwar für meinen Vater, aber da Ihr ihn haben wollt, schickt es sich doch nicht, wollt' ich mich weigern. Da nehmt ihn also!“

„Ne, Ne, Jungfer Marie!“ entgegnete Traugott. „Der Strauß ist zu schön für mich und gebe sie ihn nur Ihrem Vater. Ich habe ihn auch gar nicht haben wollen.“

Und damit ging er fort. Darüber wurde aber die Jungfer so grimmig, daß sie den Strauß zerriß, zur Erde warf und mit Füßen trat, und ins Haus ging und bitterlich weinte. Aber es waren keine Betrübthränen; vielmehr warf sie dabei, was ihr etwa im Wege stand, ärgerlich bei Seite und antwortete ihrem Vater sehr unfreundlich.

Traugott dagegen konnte es gar nicht vergessen, daß ihm Maria hatte den Strauß geben wollen; er war zerstreut bei der Arbeit und schlug manchmal an

falsche Orte ein. Endlich kam er auf den Gedanken: Wenn die Jungfer Marie könnte deine liebe Hausfrau werden, so möchte es schon gut sein! Aber da wurde er sogleich wieder traurig und sprach: „Nein, nein, du bist ein armer Bergmann, und die Jungfer Marie ist so reich; das geht nicht; du bist ihr viel zu gering und arm, und schlage dir nur diese hoffärtigen Gedanken wieder aus dem Sinne!“

Das ging aber freilich damit nicht so schnell, als sie hineingekommen waren; und obgleich der arme Bursche sich täglich über seine Hoffart Vorwürfe machte, und er zu Hause oder bei der Schicht fest entschlossen war, nicht mehr derlei übermüthige Gedanken aufkommen zu lassen, so war doch die alte Hoffart sogleich wieder da, sobald er bei der Schmiede vorüber ging. Eine Zeit lang dachte Traugott, es würde anders und besser, wenn er einen weiten Umweg mache, so daß ihm die Schmiede gar nicht zu Gesichte kam, aber dadurch wurde es nur schlimmer, und es blieb zuletzt nichts übrig, als den alten Weg einzuschlagen.

Das war es also, was der Traugott meinte, wenn er mit der Mutter von hoffärtigen Gedanken redete, und warum er ein wenig Lug und Trug mit in seinen Discours gemischt hatte. Der gewissenhafte Sohn fühlte dies auch gar sehr; es war

das erste Mal in seinem Leben, daß er der Mutter die Gedanken seines Herzens verheimlichte, und doch lag es ihm wie ein doppelt Schloß vor dem Mund, und als hingen die Gedanken mit solchen starken Wurzeln in der Seele fest, daß sie nicht loszumachen waren. „Das kann nicht so bleiben!“ sagte er zu sich selber. „Du mußt heute noch mit der Jungfer Marie darüber reden!“

Als der Gottesdienst zu Ende war, bat er seine Mutter, daß sie ihm voraus gehen möge; wenn er nach Hause käme, wolle er ihr schon Alles sagen. Die Wittve blickte zwar ihren Sohn fragend an, aber da sie ihm in allen Stücken gern zu Willen war, dachte sie nichts Arges dabei und trat den Rückweg allein an.

Kraugott wußte, daß Marie immer die letzte aus der Kirche ging. Er ließ sie ein Stücklein Weges voraus, dann ging er ihr mit starken Schritten und heftigem Herzklopfen nach.

„Gott zum Gruß, Jungfer!“ grüßte er sie, als er sie erreicht hatte.

„Ihr habt wohl Euer „Glück auf! verlernt?“ fragte sie.

„O nein!“ antwortete er. „Ist's Euch nicht recht, daß ich Euch mit Gott grüße? Kommen wir doch aus dem Gottes Hause her! Sagt mir doch, Jungfer, wenn's erlaubt ist, was ist denn heute

Euch in der Predigt ganz besonders zu Herzen gegangen?"

Das war nun freilich eine gar schwere Frage für die Jungfer, die, wie wir schon wissen, zu der Art von Kirchenbesuchern gehörte, die sich nicht recht in die Gedanken des Predigers finden können, und dafür lieber ihren eignen Gehör geben, die freilich in der Regel mit dem lieben Gott nicht viel zu thun haben. „Sagt mir doch lieber,“ sprach sie zu Traugott, „was Euch zu Herzen gegangen ist!“

„Ach,“ antwortete der Bursche: „mir hat die ganze Predigt viel Herzeleid gemacht, weil ich immer dachte, der Herr Pfarrer redete nur von mir!“

„Seid Ihr denn so eingebildet, daß Ihr denkt, der Pfarrer rede nur von Euch?“ fragte Marie.

Traugott erschrak, als er diese Frage hörte; denn die paßte doch gar nicht auf seine Rede: „Jungfer Marie,“ fuhr er nun fort: „Ihr thut mir Unrecht. Ich wollte sagen, daß der Herr Pfarrer die hoffärtigen Gedanken meines Herzens so richtig ausgebeutet hat, daß mir's immer war, als hielte er die ganze Predigt nur meinethwegen. Habt Ihr denn nicht gehört, wenn er sagte: daß die Menschen nicht recht zum wahren Glauben und zur Buße kommen könnten, da wäre immer die Hoffart daran schuld; die Menschen wollten nicht gern zugeben, daß sie von Natur sehr sün-

dige Herzen hätten, und hätten vielmehr Wohlgefallen an ihren einzelnen guten Werken, die doch so oft nichts weniger, als gut wären, wenn man sie mit dem Worte Gottes zusammen hielte. Statt demüthig zu sein, wären vielmehr alle Menschen hoffärtig, und die jungen Leute wären es am Meisten, weil diese noch am Wenigsten von Gottes Wort wüßten und es nicht zur Liebe Gottes und Christi bringen könnten, weil sie sich nur selber lieb hätten.

„Ach,“ sagte Marie ärgerlich: „Der Pfarrer hat immer was! dem kann's Niemand recht machen!“

„Ei, ei Jungfer!“ entgegnete Kraugott: „der Pfarrer will ja gar nicht, daß man es ihm recht machen soll, sondern nur dem lieben Gott. Fragt Ihr Euch denn nicht manchmal, ob Ihr's dem lieben Gott recht macht?“

Der Jungfer war diese Frage verdrüsslich und ärgerlich. „Ich thue nichts Böses;“ antwortete sie kurz. „Es kann mir auch Niemand was Uebels nachreden, und wenn er die ganzen zehn Gebote durchnimmt.“

„Jungfer, Jungfer!“ rief Kraugott ernstlich aus. „Ich möchte Euch nicht gleich übers erste Gebot ausfragen, und ich weiß nicht, ob Ihr gut bestehen würdet. Im ersten Gebote heißt's: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und

vertrauen. Nun könnte es doch wohl sein, daß Ihr gar Vieles lieber hättet, als den lieben Gott!"

„Und zum Beispiel?" fragte die Jungfer mit Herzklopfen.

„Zum Beispiel, Ihr Euch selber!" antwortet Traugott kurz und gut.

„Ach, schweig mir mit Eurem Geschwätze!" rief Marie aus. „Ihr thut ja gerade, als wärt Ihr der Pfarrer. Habt Ihr denn nichts Anderes mit mir zu reden?"

„Ach ja!" antwortete Traugott in seiner arglosen Offenherzigkeit. „Ich fürchte aber, es wird Euch dies noch unlieber sein. Wer von Gott nicht gern mit sich reden läßt, der hört's noch unlieber von Menschen; und was ich noch mit Euch zu reden habe, ist von einem armen niedrigen Burschen, der hoch hinaus will, und soll doch ganz demüthig bleiben."

„Und wie heißt denn der hochmüthige Bursche?" fragte die Jungfer.

„Der heißt Traugott!" antwortet dieser. „Und ich bin's also selber."

„Nun" sagte die Jungfer: „Redet nur immer zu! Wenn Ihr's zu arg macht, brauche ich ja nicht länger darauf zu hören!"

Traugott fuhr nun in seiner Arglosigkeit also fort: „Meine Mutter will durchaus, daß ich mich

verändern soll, und wenn ich mir's so recht überlege, so thät' ich's auch selber gern. Nun wüßte ich aber Niemanden als Euch, Jungfer Marie; aber weil ich ein armer Bergmann bin, und Ihr gar so schmähtlich reich seib, so habe ich immer gedacht, ich bin Euch zu gering, und Ihr wollt weit höher hinaus, was ich Euch auch nicht verdienen könnte. Die Leute sprechen, der Geselle in Eurer Hause freite um Euch, und Euer Vater hätte nichts dawider, weil doch dann die Schmiebe in der Freundschaft bliebe. Nun Jungfer," fuhr Traugott fort, als diese auf sein Stillschweigen ebenfalls stumm blieb: „Nun habe ich Euch von etwas Anderm geredet, und ich habe es Euch ganz gewiß zu arg gemacht. Wenn Ihr mir sonst nicht darauf antworten wollt, so laßt's nur sein“

„Und was wollt Ihr, daß ich antworten soll?“ fragte Marie: „Weiß ich doch nicht, ob Ihr's mit meiner Antwort eben so machen würdet, als da neulich mit meinem Strauße. Ich will Euch aber was sagen: Ich habe auch nichts dawider, daß Ihr um mich freit; ich meine auch, daß Ihr Euch verändern müßt, aber ich habe mir Einiges bei Euch auszumachen, ehe Ihr's Aufgebot bestellen dürft. Ich möchte nicht in Euer Haus ziehen, wenn wir nicht allein darin wohnen könnten.“

„Wie meint Ihr das, Jungfer?“ fragte Traugott überrascht.

„Nun ich meine,“ fuhr Marie fort: „Ihr könnt Eure Mutter und Eure Schwester anderswo einmieten.“

„Was?“ rief der Bergmann aus: Ihr wollt, daß ich mich von meiner Mutter und meiner Schwester trennen soll? Nein, daraus kann nichts werden! Ich wäre doch ein gar schlechter Sohn, wollte ich meine Mutter verachten. Meine Mutter thut Niemandem was zu Leide, und Ihr solltet eigentlich froh sein, daß Ihr noch Jemanden im Hause habt, der Euch die Wirthschaft mit führt.“

„Ich brauche Niemanden!“ entgegnete die Jungfer kurz. „Und ich bin angesehenere Leute Kind und komme nicht leer zu Euch.“

„Und das ist Euer Ernst?“ fragte Traugott.

„Ja, das ist mein Ernst!“ antwortete sie. „Eure Mutter mag eine ganz gute Frau sein, und ich habe auch nichts wider sie; aber du lieber Gott, eine arme Bergmannswittwe, die kann nicht immer so ordentlich gehen; und wenn ich etwa in meinem neuen Sonntagsrock mit ihr zur Kirche gehen sollte, was würden dann die Leute denken! Und Eure Schwester Menel, nun ich habe gar nichts wider sie, aber sie geht doch gar zu ärmlich und das schickt sich nicht für mich, ich bin's besser gewohnt. Darum ist's am Besten, ein Jedes bleibt für sich!“

„Ja, da habt Ihr Recht!“ sagte Traugott mit

wehmüthigem Ernste. „Es ist am Besten, ein Jedes bleibt für sich. Wer meine gute Mutter und meine liebe Schwester verachtet, der meint's auch nicht ehrlich mit mir selber. Es war Euch vorhin nicht recht, daß ich zu Euch sagte: Gott zum Gruß! Daran konnte ich's gleich merken, daß Ihr's mit dem vierten Gebote eben nicht genauer nehmen werdet, als mit dem ersten. Wenn Ihr's also lieber hört, „Glück auf!“ so will ich's Euch von ganzem Herzen zurufen: Glück auf! Aber Euer Glück ist ein wenig anders, als das meine. Und so gehabt Euch wohl, Jungfer Marie! Es ist am Besten, es bleibt ein Jedes für sich!“

Und mit diesen Worten nahm Traugott einen größeren Schritt an und zog seines Weges allein. Als er eine Zeit lang so fortgegangen war, blieb er stehen, sah sich nach der Jungfer Marie um, die langsam hinter ihm herein kam, und als sie ihm nahe genug gekommen war, sprach er im treuherzigen Tone zu ihr: „Jungfer, ich habe mir's überlegt, es kann doch Euer Ernst nicht sein. Ihr habt doch auch eine Mutter gehabt, die ist vor zwei Jahren gestorben, und es war eine arme, gottesfürchtige Frau, und sie hat sich's lassen gar sauer werden um Euch, und hat gesorgt früh und spät, und hat ihre Hand über Euch gehalten von Eurer Wiege an bis zu ihrem Tode. Ihr habt doch nun gewiß Eure selige Mutter im Grabe noch

lieb, und wenn ich zu Euch sagen wollte, Eure selbige Mutter war sonst eine gute Frau, aber zur Schwiegermutter möchte ich sie nicht haben wollen, wie würde Euch das thun? Darum habe ich mir's denn überlegt, es kann Euer Ernst nicht sein!"

„Ja, und es ist doch mein Ernst!“ entgegnete Marie trotzig.

„Jungfer!“ fuhr Traugott im herzlich bittenden Tone fort: „Was hat Euch denn meine Mutter und mein Schwesterlein zu Leid gethan? Wir sind arm, das ist wahr, aber wir sind doch ehrliche Leute und braucht sich Niemand unserer zu schämen. Und wenn Ihr denken solltet, daß ich nach Eurem Geld und Gut Verlangen trüge, muß ich Euch sagen, daß ich herzlich zufrieden bin mit Dem, was Gottes Gnade mir bisher gesegnet hat; und ich meine, Noth sollt Ihr eben nicht bei mir leiden. Darum sagt mir's nur ordentlich, ist's Euer Ernst wegen der Mutter?“

„Ja, es ist mein Ernst!“ wiederholte Marie.
„Ich thue es nicht anders.“

„Nun denn!“ rief Traugott aus: „Nochmals Glück auf, Jungfer Marie! Es ist Schade, daß Ihr's vierte Gebot nicht gelernt habt!“

Und damit ging er zum zweiten Male rasch voraus und zwar, ohne stehen zu bleiben und sich umzusehen und kam bald darauf in seiner väterlichen Hütte an. Als ihn nun die Mutter fragte:

was geschehen sei, hatte er nicht den Muth, es ihr zu sagen; denn obschon er selber gerechtfertigt vor ihr stehen konnte, so fühlte er doch, daß das hof- färtige Wesen der Jungfer Marie seiner armen Mutter viel Herzeleid bereiten mußte.

Von dem Tage an wurde Traugott noch ern- ster und stiller, denn zuvor; und als einstmals früh die Mutter in sein Kämmerlein trat, weil er etwas länger, als gewöhnlich, mit dem Aufstehen zögerte, fand sie ihn angekleidet, und die Augen voll Thrä- nen nach dem Morgenhimmel gerichtet; sein Bette aber stand unberührt.

„Um Gottes willen, Traugott?“ rief sie ihm zu: „Was hast Du denn? Du bist gar nicht zu Bette gewesen und hast geschwollene Augen! Traugott, ich kann's nicht länger mit ansehen, wie Du Dich so abhärnst; wenn Du Dein Herz nicht bald gegen mich ausschüttest, so gehe ich selber zu Grunde vor lau- ter Jammer um Dich. Traugott, hast Du denn gar kein Vertrauen mehr zu Deiner Mutter?“

Diese Frage brach dem Sohne das Herz: „Möge mir Gott meine Sünde vergeben,“ sagte er: „aber ich kann's Euch nicht länger verhehlen, ich könnt's wohl auch nicht länger tragen. Mutter, Ihr kennt doch die Jungfer Marie in der Schmiebe; ich weiß nun nicht recht, wie's so zugegangen ist, aber an jenem Sonntage, wo ich Euch allein nach Hause gehen ließ, habe ich ihr's gesagt, daß ich mich ver-

ändern wollte und sie hatte auch nichts dawider; aber — ach, wie greift mir das ans Herz, daß ich das sagen muß: die Jungfer will durchaus, Ihr und die Mienel sollt aus dem Hause, und das thue ich nicht, und ich thu's nicht, und wenn's sonst mein Unglück wäre."

Die Mutter wurde sehr betrübt, als sie diese Rede hörte. „Mein Sohn,“ sagte sie endlich: Warum freist Du aber gerade um das reiche Schmiedkind?“

Ich weiß selber nicht, warum!“ antwortete Frau-gott. „Ich glaube, die Jungfer hat mir's angethan. Ich kann's Euch zuschwören, Mutter, daß ich selber nicht auf so hoffärtige Gedanken gekommen bin; aber die Jungfer selber ist Schuld daran; hätte sie mir den Blumenstrauß nicht geben wollen, ich hätte mein Lebtag nicht daran gedacht; aber nun, da ich einmal so weit mit ihr gekommen bin, da will's auch gar nicht wieder werden, daß ich nicht mehr an sie denke!“

„Und Du möchtest also das reiche Schmiedkind zur Frau?“ fragte die Mutter.

„Ach ja!“ antwortete er. „Die Jungfer ist zwar keine rechte Christin, aber das Wort Gottes thut doch Viel und große Wunder, und es wäre doch möglich, daß die Marie noch zur Erkenntniß käme und demüthiger würde. Und da ich ihr herzlich gut bin, würde mir's nicht sauer werden, und würde

mich nichts verdrießen lassen, bis sie auf bessere Gedanken gekommen wäre!“

„Nun, wenn's so ist“ sagte die Mutter: „so mußt Du ihr den Willen thun. „Ich und die Mienel wir wollen gehen und uns in der Nachbarschaft einmieten. Wir können sonst ja täglich zusammen kommen.“

„Mutter!“ rief der Sohn aus: „das könnt Ihr so ruhig sagen! Ihr könnt's für möglich halten, daß ich meine eigene Wirthschaft damit anfangen, daß ich meine Mutter und meine Schwester aus dem Hause jage? Wollt Ihr, daß ich mein Brod mit Thränen essen soll? Es mag daraus werden, was da will, ich thue es nicht.“

Und Traugott blieb dabei, die Mutter möchte noch so sehr in ihn dringen. Aber nun, da er dieser gegenüber kein Geheimniß mehr zu bewahren hatte, wurde er auch ruhiger und fügte sich still in sein Geschick.

Er ging alltäglich an seine Schicht und bei der Schmelde vorüber und sang sein Morgenlied wie vorher, aber die Jungfer ließ sich nicht sehen, weder im Garten noch vor der Thüre.

Etwa vierzehn Tage darauf fand Traugott, als er von der Schicht nach Hause kam, ein Brieflein vor; das war von der Jungfer Marie und es stand darin, daß sie Abends um sieben Uhr am Schieferbruch bei den drei Fichten sein würde; wenn

Wildenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. I. Bd. 3

Traugott Etwas mit ihr zu reden hätte, so möchte er nur kommen.

Traugott ging hin und wartete wohl eine halbe Stunde vergeblich, und dachte schon, die Jungfer hätte ihm einen bösen Streich gespielt, als sie kam, und that überaus lustig und guter Dinge und sagte: Herr Traugott, ich wollt' es Euch nur sagen, wenn's Euch etwa verinteressiren sollte: der Geselle bei meinem Vater hat um mich gefreit, und morgen soll Verlobung sein!"

„Nu, Glück auf!“ sagte Traugott und sah sehr betrübt dabei aus.

„Ich werde einen großen Kaffee kochen,“ fuhr Marie fort: „und wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch ein Schälchen mit trinken.“

„Ich danke Jungfer!“ entgegnete der Bursche. „Ich würde sehr traurig dabei sitzen, und da ist's besser, ich bleibe weg.“

„Ihr könnt aber doch kommen,“ fuhr Marie etwas kleinmüthiger fort: „Ich weiß noch nicht ganz gewiß, ob ich den Gesellen nehmen will; man bestimt sich manchmal über Nacht anders!“

„Ja,“ sagte Traugott „und es wäre mir lieb, wenn's also wäre; ich würde der Jungfer alles Liebe und Gute erweisen, wenn sie auf ihrer ersten Rede blieb!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Marie.

„Ich meine es so,“ war die Antwort: „Wenn

Ihr mir recht freundlich helfen wollt, das vierte Gebot zu erfüllen, das lautet: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden!"

„Traugott!“ sagte nun die Jungfer: „Ich weiß gar nicht, warum Ihr gar so trotzig seid. Ihr könnt mir doch den einzigen Gefallen thun! Ich mein's ja nicht so böse. Ich will Eure Mutter und die Mienel alle Tage besuchen, und alle Sonntage soll sie bei uns mitessen, und der Mienel will ich auch einen Rock schenken, der noch ganz wie neu ist.“ —

„Und meine Mutter soll aus dem Hause?“ fragte Traugott schnell.

„Ja, das thue ich einmal nicht anders!“ antwortete Marie.

„Ihr sagtet,“ fuhr Traugott unruhig fort: „Ihr besännet Euch manchmal über Nacht anders; habt Ihr darunter gemeint, daß Ihr morgen darüber anders denken werdet?“

„Nein!“ antwortete sie. „Da bleibe ich bei meinem Satze stehen! Eine Liebe ist der andern werth!“

„Wie?“ rief Traugott verwundert aus. „Ihr sprecht, eine Liebe ist der andern werth, und doch thut Ihr gerade das Gegentheil. Wisset Ihr was Jungfer Marie! Ihr seid eine stattliche Jungfrau; daß man seine Freude hat, wenn man Euch ansieht,

Ihr habt auch viel Geld und Gut, aber Ihr seid doch noch keine Christin, und dienet Eurem hof-
färtigen Herzen, und nicht dem lieben Gott. Ich
weiß nun einmal, daß Ihr den Gesellen nehmen
wollt, und daß aus uns Weiden kein Ehepaar wird;
da will ich's Euch zum Abschiede noch recht ehrlich
sagen. Und nun Glück auf! Jungfer Marie!"

Und damit ging Traugott ernst und entschlossen
seines Weges und kam in seine Hütte zurück, und
herzte sein liebes Mütterlein und Schwesterlein und
sagte: „Segne Euch Gott, ihr Lieben!"

Am folgenden Tage war der Verlobungskaffee
in der Schmiede schon fertig, und der Geselle hatte
sich sauber gewaschen und gekämmt und lachte vor
herzinniger Freude laut auf; und Meister Banisch
hatte seine Sonntagspfeife gestopft und schaute nach
der Thür; denn Marie blieb gar zu lange aus.
Der Kaffee wurde immer kälter und der Geselle
immer ungeduldiger, aber die Marie kam immer
nicht. Da wurde es doch dem Vater bedenklich
und er ging hinauf in ihr Kämmerlein und er-
schrak, als er sein Kind im Bette liegen sah.

„Ihr könnt immer den Kaffee mit dem Gesellen
allein trinken!“ sagte sie. „Ich trinke nicht mit,

und den Gesellen mag ich auch nicht. Ich werde nun bald sterben!“

„Gerr, mein Gott!“ rief der Vater erschrocken aus. „Was soll ich denn von Dir denken?“

„Ach, was Ihr wollt!“ antwortete die Tochter und fing an zu weinen. „Denkt Gutes oder Böses von mir, ich mag den häßlichen Gesellen nicht, und wenn Ihr ihn nicht heute oder morgen aus der Arbeit thut, so sterbe ich, oder ich gehe in die weite Welt.“

Der Vater schüttelte den Kopf, ging herunter und erzählte, so glimpflich er's konnte, was sich begeben hatte; und weil der Vater sein Kind überaus lieb hatte und sonst guten Herzens war, schloß er seinen Wandschrank auf, nahm zehn Thaler heraus, reichte sie dem Gesellen und sprach: „Neustädter, die Sache hat sich geändert, mein Kind will nun einmal nicht; und da nehm' Er die zehn Thaler und versuch' Er sich wo anders; und den neuen Rock, den ich Ihm habe machen lassen, mag Er zum Andenken behalten.“

Der Neustädter erschrak zwar über alle Maßen, aber als er die zehn blanken Thaler gewährte, wurde er ruhiger und tröstete sich und sprach: „Na, es soll nicht sein; und für die zehn Thaler bedanke ich mich recht schön, und auch für den Rock!“

Und noch am selben Tage schnürte der Neustädter sein Känzgen und zog von dannen, und kehrte im nächsten Wirthshause ein und that sich güthlich:

Aber mit der Jungfer Marie sah es übel und traurig aus. Sie stand zwar bald wieder auf, und wollte im Hause hanthieren, wie bisher; aber es wollte nicht recht gehen. Sie aß und trank nicht; sie hatte auch keinen Schlaf und kam so von Kräften und wurde so bleich und elend, daß Niemand mehr die stattliche Schmiedstochter erkennen wollte. Der betrübte Vater ließ den Doctor holen; der aber untersuchte und examinirte und konnte nicht recht finden, wo die Krankheit saß; und verschrieb alle Tage eine große Bulle schwarzbrauner Medicin und freute sich sehr, wie die Kranke so gut einnahm. Freilich wußte er nicht, daß die Jungfer Marie die Flasche zum Fenster hinauswarf, und nicht einen Tropfen trank. „Ich will aber sterben!“ sagte sie trotzig und weinte dabei.

Nun hat es zwar mit der Sterbelust Derer, die eigentlich nur an der Hoffart und der Thorheit krank liegen, nicht viel zu bedeuten; und es ist auch um ihrer armen Seele willen gar gut, daß der liebe Herr im Himmel nicht so gleich mit dem zeitlichen Leben ein Ende macht; fñntemal diese Aße, welche am sogenannten Liebesjammer sterben und sich vor lauter Hoffarts-Wehmuth ins Grab hinein seufzen, weder vom Glauben noch von der Buße viel wissen, und wenn sie sich wirklich zu Tode geseufzt haben, ihr ganzes eingebildetes Lebensglück darum gäben, könnten sie noch einmal wiedergeboren

werden; — indefß hatte es doch mit der Jungfer Marie diesmal eine ernstere Bewandniß, und der Doctor schüttelte immer mehr den Kopf und erklärte zuletzt rund heraus, daß die Kranke, wie er sich zierlich ausdrückte, eine gebrochene Blüthe sei, wo weder Baumwachs noch Bast mehr helfen könnten.

Als Marie dies hörte, wurde ihr bleiches Gesicht vor Schreck blutroth, bis es kurz darauf die alte Todtenfarbe wieder annahm.

„Laßt mir doch den Kraugott kommen!“ bat sie den Vater.

Und als bald nachher Kraugott ins Zimmer trat, und die Kranke sah, ging's ihm so zu Herzen, daß er heftiglich weinte. Indefß ging er auf sie zu und sagte: Jungfer Marie, ich dächte doch, Ihr liebet Euch berichten; wenn Ihr ohne die heilige Communion so hinsterbet, hätte doch weder Euer armer Vater, noch ich einen Trost!“

„Ihr wollt also, daß ich sterben soll?“ fragte sie mit schwacher Stimme.

„Ach nein!“ antwortete der treuherzige Bursche. „Könnst' ich's vom lieben Gott erbitten, so müßtet Ihr noch recht lange leben; ich halte dafür, daß Ihr noch viel Zeit zur Besserung nöthig habt!“

„Kraugott!“ fuhr die Kranke mit ängstlicher Miene fort: „Wollt Ihr mir nicht zu Willen sein! Ihr wißt's schon, wegen der Mutter und der

Mienel! Ich könnte noch einmal so ruhig sterben, wenn Ihr nur in diesem Einen bewieset, daß Ihr mich lieb habt und um meinewillen ein Opfer bringen könnt. Siehst Du, Traugott,“ fuhr sie bewegter fort: „Wenn ich todt bin, bereuſt Du's gewiß; aber dann ist's zu spät. Ach, Traugott, mir ist's so, als könnte ich sogar wieder gesund werden, wenn Du mir meinen Willen thät'st!“

„Marie!“ rief Traugott aus. „Du biſt dem Tode nahe und der Troß Deines Herzens ist noch nicht gebrochen? Soll ich eine Sünde auf mich nehmen, um Dich damit vom Tode zu erretten? Nimmermehr! Wenn Du todt biſt, werde ich mein Lebenslang um Dich trauern und für Deine Seele beten; ja ich weiß, daß ich selber ein gar armseliges Leben führen werde; aber ich kann Dich doch eher zehn Mal sterben sehen, als nur ein einziges Mal meine Mutter und die Mienel darüber weinen, daß ich sie verstoßen habe. Marie,“ fuhr er mit schmerzlich bewegter Stimme fort: „Kennst Du nicht den Spruch: den Hoffärtigen widersteht Gott, aber den Demüthigen gibt er Gnade? Wie willst Du mit Deiner armen Seele an die Gnadenthüre treten und aufklopfen, wenn Du Dich nicht zuvor unter's Kreuz gedemüthigt hast? Marie, Dir ist mein Mütterlein und mein Schwesterlein zuwider, biſt Du denn sicher, daß Du nicht selber unserem lieben Heilande zuwider biſt? Kannst Du mit Dei-

nem trotzigen und hoffärtigen Herzen ersterben, nun so sei Gott Dir gnädig und barmherzig!"

Als Traugott diese Worte gesprochen hatte, überkam die Kranke ein plötzlicher Fieberschauer, daß sie im Bette hin- und hergeworfen wurde; dann war's, als stiege es ihr zur Brust herauf und drückte dieselbe zusammen, daß sie fast ersticken mochte. Voll Angst erhob sie sich, und rang die Hände und schrie um Hilfe und dabei wurde sie immer bleicher!

„Gott verzeih' mir meine Sünde!“ rief Traugott unter Thränen aus: „Aber ich kann die arme Jungfer nicht sterben sehen!“ Und damit wandte er sich nach der Thür.

Als dies Marie sah, winkte sie ängstlich und fast verzweiflungsvoll mit der Hand und schrie in zerrissenen Tönen: „Traugott, — bleib! — Traugott — um Gottes und Christi willen, verlaß mich nicht!“

Da kehrte Traugott schnell zurück, sank vor ihrem Bette auf die Kniee nieder und sprach: „Marie, das ist das erste Mal, daß Du unsers Herrgott's Namen nennst? Ach, Marie, wäre es möglich, daß der Heiland sich Deiner erbarmet hat?“

„Traugott!“ sagte nun die Kranke: „Ich will's vierte Gebot halten, ich will zu Deiner Mutter und zu der Dienel ziehen, ich will — ich will!“

Weiter konnte sie nicht sprechen, denn sie sank kraftlos in die Kissen zurück und schloß die Augen

aber über ihre bleichen Wangen floß ein heller Strom heißer Thränen.

Ihr hoffärtiges Herz war gebrochen, und ein neuer guter Geist in ihren internen Menschen eingelehrt. Und von Stund' an ward es besser mit ihr; und ehe vier Wochen vergangen waren, blühte Jungfer Marie wieder wie eine Rose. Und ihr erster Ausgang war zur armen Bergmannswittwe und zu ihrer Tochter, da sagte sie: „liebe Mutter, ich bin nicht werth, daß ich Eure Tochter heiße; aber wenn Ihr mir vergeben könnt, so gebt mir Euren Segen!“

Und die Wittwe legte ihres Traugott's Hand in Mariens ihre und sprach mit gebrochener Stimme: „Keine guten lieben Kinder, der Herr im Himmel segne euch!“

Und so geschah es auch; und im ganzen lieben Erzgebirgerlande hat es nachher weit und breit keine bravere, christlichere Bergmannsfrau gegeben, als die Marie aus der Schmiede; und die junge Frau machte auch kein Hehl daraus; wie der liebe Gott sie von ihrer Hoffart geheilt habe, und erzählte es Jedermann, der darnach fragte; also daß ich's selber nicht wüßte, wenn sie mir's nicht selber erzählt hätte.

II

's Büchel.



Wenn Mann und Weib freundlich mit einander leben, und thun sich nur Liebes und Gutes so sollte man glauben, das wäre ganz in der Ordnung, und könnte gar nicht anders sein. Der Mann kommt ja dabei schon mit dem bloßen Eigennuz aus, sintemal er doch den meisten Profit für sich selber davon zieht, wenn er seinem Weibe liebeich begegnet. Diese liebeiche Begegnung nämlich ist wie ein Echo; einmal hin, aber drei, viermal her, und ist wie die allergrößte Wucherei, da das Herz das empfangene Liebescapital mit mehr als hundert Procent Zinsen zurückgibt. Es ist als könnte es das Herz nicht gut leiden, wenn ihm Liebes geschieht, und müßte es hundertfältig wieder herausgeben.

Man sollte also glauben, das wäre ganz in der Ordnung und wäre nichts anderes, als die alte bekannte Böllnerliebe, von welcher ein ehemaliger Böllner, mit Namen Matthäus Bericht gibt, wie sich Einer, als er auf dem Berge stand und sei-

die aus seiner Hand fertig wurden, blinkten wie das feinste Silber, hier und da wie mit goldenen Thränen übersprenkelt.

Es waren aber das keine Hunger- und Kummerthränen, die etwa auf die blechernen Kunstwerke niedergefallen wären und solchen grausamen Spott oxydirt hätten. Denn Valentin war ein reicher Mann, und wurde eine Stunde in der Runde benelbet. Das Häuslein, in welchem er mit seiner Margarethe wohnte, und das allgemein fünfzig Gulden gewürdert wurde, gehörte ihm ziemlich schuldenfrei; seit zehn Jahren bezahlte er daran und alle Jahre drei Gulden, und hatte nur noch zwanzig Gulden zu verinteriffiren, die er dem Bachmüller schuldig war.

Valentin bezahlte seine Steuern und Abgaben nicht einen Tag später, als sie gefällig waren; er aß alle vier Wochen, regelmäßig am ersten Sonntage jeden Monats, mit seinem Weibe ein halbes Pfund Fleisch, und Brot lag immer so viel im Schranke, daß kein Handwerksbursche ungesättigt davon ging. Er hatte auch einen recht hübschen Sonntagbrod, dunkelblau mit großen weißmestigen Knöpfen; und seine Margarethe brauchte sich auch nicht zu schämen in ihrem ziegelrothen Flanellrock und der himmelblauen Leinwandschürze und dem schwarzen Spenzer. Valentin hatte sogar ein Meisterstück dabei gemacht: er hatte von seinem ge-

glätteten Bleche ein gar zierliches Schloßlein mit vier beweglichen Gliedern zusammen gehaspelt. Wenn nun das sauber mit Kreide und Spiritus gepugt war, und es Frau Margaretha über der Brust zusammenhäfelte, freuten sich Beide gar herzlich und Valentin sagte oft: „Grethel, das Schloßlein steht Dir doch gut!“

Und dann gingen Beide fast stolz zur Kirche, und grüßten links und rechts Jedermann, der ihnen begegnete, bald: Glück auf! bald: Gott grüß Euch! und thaten schier, wie Herr König und Frau Königin, die durch ihr Land ziehen und ihren Unterthanen gar gnädig zunicken.

Aber das war nur ein Scheinstolz; denn Niemand trat demüthiger in's Gotteshaus ein, als Valentin und Margaretha, und obgleich Valentin, weil er ein Häusler war, einen Kirchenstz mit jährlich vier Groschen Miethzins bezahlte, so hatte er sich ihn doch ziemlich im Winkel nahe der Orgel ausgesucht und ließ es an Niemandem, am Wenigsten am lieben Gott aus, daß er der reiche Löffelschmied von Hafersgrün war.

Nun traf es sich, daß seit einiger Zeit dem Valentin gar sonderbare Gedanken durch den Kopf gingen, so daß er oft recht in sich gekehrt und stimmelirend da saß, und wenn ihn die Hausfrau fragte: „Valentin, was hast Du denn nur?“ so sagte er immer: „Nischt Grethe! und stimmelte fort.

Die Grethe ließ sich das viele Wochen lang gefallen und dachte zuletzt, ihr Mann thäte wohl gar ein neues Löffelmuster ausfinden; denn bisher hatte der Valentin nur zweierlei Sorten gemacht, kugelförmig und eiförmig; und da doch Alles in der Welt fortschreitet, so daß selbst das alte Christenthum altmodisch wird und für die jetzige Welt nicht mehr paßt, so meinte die Margarethe in ihrer Einfalt, es müsse auch eine neue Mode von Löffeln aufkommen.

„Nun sehe ich allerdings nicht ein, warum nicht auch ein neues Löffelmuster ausgedacht werden sollte; und wäre es zum Exempel schon keine üble Speculation, einmal drei- und viereckige Löffel auf die Messe zu bringen; die dreieckigen könnten Louis-Philipp-Löffel oder Juste-Milieu-Löffel heißen, von wegen der dritten Ecke, die allezeit just in der Mitte ist; und die viereckigen könnten Communisten-Löffel heißen, von wegen der vier Seiten, die überall gleich sind, und welche die vier Stände darstellen, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger und die Proletarier; und der Stiel, welcher allen vier Ecken gemeinschaftlich ist, wäre dann der rechte Communistenstiel.“

Margarethe mochte sich solche oder ähnliche Gedanken machen; denn eines Morgens, als der Valentin wieder so stimmelte, sagte sie zu ihm: „Valentin, haste's neue Löffelmuster bald 'raus?“

„Was red'st Du vom Löffelmuster?“ fragte der Hausherr überrascht.

„Nun, weil Du so stammelst und Dir den Kopf zerbrichst!“ antwortete die Hausfrau. „Wenn's nicht ist, so möchte ich doch wissen, was Du denkst!“

„Ach Grethe!“ seufzte der Mann tief auf und schob das breite Blech, an welchem er eben ein halbes Duzend Löffel abgekirfelt hatte, bei Seite.

„Du mein lieber Gott!“ rief die Frau aus. „Du seufzst doch gar! Soll ich Dir vielleicht ein paar Tassen Himmelschlüsselthee aufgessen, wenn Dir's nicht recht ist?“

„Ach Grethe!“ wiederholte der Valentin: „Du hast recht, ich bin krank; aber nicht im Leibe, sondern im Herzen. Ach Grethe, es wär' doch gar zu hübsch, wenn's wäre!“

„Ach, Du hast immer was!“ sagte die Hausfrau fast ärgerlich; obgleich es nicht wahr war, denn Valentin hatte selten oder nie was und hatte seit fünfzehn Jahren das erste Mal so geseufzt; und dann wußte sie ja auch noch gar nicht, warum?

„Ich will Dir's nur sagen!“ fuhr nun Valentin fort: „es drückt mir fast das Herz ab. Siehst Du, Grethe, wenn er so da rumlief und thät mit uns essen und trinken, das wäre doch gar zu hübsch, man müßte seine Herzensfreude an ihm haben!“

„An wem denn?“ fragte die Grethe verwundert.
„Du meinst doch nicht etwa e Spigel oder e Dachsel?“

Du weißt doch, daß ich die Hunde nicht gut leiden kann; sie fressen unnöthig's Brot und kann man's besser den armen Handwerksburschen geben. Also darüber haste so lange stimmelirt und Dir den Kopf zerbrochen? Hätt'st Du doch lieber ein neues Löffelmuster ausgedacht!"

„Ach ne, Grethe!" entgegnete Valentin. „'s Hundel mein ich nicht, ich mein's Bübel!"

„Was, 's Bübel?" fuhr die Frau erschrocken auf, und wurde Blutroth und fing an zu weinen. „Das ist nicht hübsch von Dir, Valentin!" fuhr sie unter Thränen fort: „Ich hätte doch gedacht, Du wärst dem Willen Gottes nicht zuwider, der es nun einmal so haben will, daß wir ohne Kinder bleiben!"

„Ich hab's ja nicht so gemeint!" tröstete Valentin schnell und ging auf seine Frau zu, streichelte ihr die Wangen und sagte im gutmüthigsten Tone: „Grethe, weinen mußst Du nicht! Du weißt, das kann ich nicht sehen, und hab's doch nicht so gemeint!"

„Wie hast Du's denn aber gemeint?" fragte die Grethe beruhigter und hielt die Schürze vor die Augen.

„Nu, stehst Du!" fuhr nun Valentin fröhlicher fort: „Ich meinte es so: der arme Friedrich da drüben hat sechs lebendige Kinder; Du kennst sie ja! Du hast ihnen ja schon manches Stück Brot gegeben. Friedrich's sind brave Leute, und der Mann

thut manche Lohnschicht, und die Frau nimmt's zusammen, wie nur Eine; aber das Gott erbarm', ein armer Bergmann und acht Mäuler zu Tisch, das ist doch nichts Kleines, und da meinte ich eben, wir nähmen den Gotthold an; das ist so ein hübscher Bube und lacht immer freundlich, auch wenn er Hunger hat."

Margarethe schüttelte aber langsam mit dem Kopfe und sagte: „Du hast zwar ein gutes Herz, das weiß ich; aber weißt Du denn auch, daß wir noch zwanzig Gulden auf's Häufel schuldig sind! Und der Löffelhandel will auch nicht mehr gehen!"

„I doch!" entgegnete Valentin. „Ich hab' mir's schon ausgerechnet; wo wir Zwei essen, ist der Gotthold auch noch mit, und ich habe einen alten Rock im Schranke, der ist noch ganz wie neu, und der Gotthold kann ihn noch zehn Jahre lang tragen, wenn er für ihn zurecht gemacht ist. Und das soll auch kein Schneiderlohn kosten; der lahme Seifert schneidet mir ihn umsonst zu, und Du nähst ihn zusammen; das geht ganz gut!"

„Ja," sagte die Frau: „Wenn's der Rock und das liebe Essen nur wäre, da wär's gut, aber der Bube wächst heran, und muß in die Schule, und wenn er confirmirt ist, muß er was lernen! und das kostet Alles Geld; und die zwanzig Gulden auf's Häufel — ne, Valentin: Was recht ist,

lobt Gott! das ist wahr; aber wir sind doch die Leute nicht darnach!"

„Ei, Grethe!" rief der Mann mit Selbstgefühl aus: „Warum sind wir die Leute nicht darnach? 's Brot haben wir, Gott sei Dank, und in sechs, sieben Jahren sind die zwanzig Gulden abgezahlt, und bis dahin ist der Gotthold 'rausgewachsen und kann mir schon bei der Arbeit mithelfen. Der Bube kann auch die Löffel vertragen, er steht mir pffiffig genug dazu aus. Ich hab' Dich manchmal bedauert, Grethel, wenn Du im schlechten Wetter draußen 'rum liefst; und 's Weib mag sein, wie's will, aber es gehört doch mehr in's Haus, wie auf den Handel. Und wenn so ein Bube, wie der Gotthold kommt, und bletet den Leuten die Löffel an, nu, mein Jesus, das Bübel wird Niemand fortschicken und auch nicht groß mit ihm handeln.“

„Ach ja!" sagte die Frau: „das wär' schon recht; aber ich bleibe dabei, wir sind die Leute nicht darnach. Wenn der Bachmüller steht, daß es bei uns so groß hergeht, so kündigt er uns die zwanzig Gulden auf, und dann müssen wir aus dem Hause!"

„Das thut der Bachmüller nicht!" entgegnete Valentin. „Er kriegt alle Jahre seinen Gulden Zinsen, und bringt sein Geld nicht besser unter. Aber denke Dir nur, Grethe: Wenn's Bübel so rumläuft und betet den Morgen- und Abendsegen

und spricht: guten Morgen, Mutterle! und läuft für Dich in die Stadt und holt die Cichorie und 's Del, das wär' doch auch gar zu hübsch!"

„Ja, das ist wahr!“ sagte die Frau.

„Und dann,“ fuhr nun Valentin eifriger fort: „Ich bin doch manches Mal ganze Tage lang weg, Du bist mutterseelenallein im Häusel; nun, mein Jesus, man will doch auch manchmal ein Wort reden! Ich weiß ja, wie mir's geht, wenn Du auf den Handel bist; da wird Einem doch Zeit und Weile lang. Mit so 'nem Bübel aber ist 's was ganz anders. Der Gotthold thut den ganzen Tag das Maul nicht zu und red't wie ein Pfarrer. Ich hab' schon tausenderlei Spaß mit dem Blizjungen gehabt!“

„Ja, das ist wahr!“ sagte die Frau.

„Und dann!“ begann Valentin seine Rede weiter: „Dann habe ich immer gedacht, wenn Einem der liebe Gott keine eigenen Kinder giebt, so will er allemal, daß man ein fremdes Kind an- und aufnehmen soll. Wenn wir nun Beide uns hinlegen und sterben, ach, du lieber Gott, da ist ja gar nicht einmal Jemand da, der Einem die Augen zudrückt. Und weißt Du nun, Grethe, warum mir das Ding seit vier Wochen im Kopfe herumgeht? Da ist der Pfarrer ganz allein schuld daran. Weißt Du nicht mehr, wie er einmal sagte, die Menschen könnten sich alle mehr helfen

und fördern in Leibes- und Seelennöthen, wenn sie mehr daran dächten; aber so dächten die Meisten, sie könnten nichts thun und wären zu arm dazu, aber die beste Hilfe wäre doch oftmals die, die keinen Pfennig Geld kostet. Und dann redete er noch von dem Spruch, wer ein Kind aufnimmt in unsers Heilands Namen, der nimmt den Heiland selber auf. Nun ist's mir seit der Zeit immer so gewesen, als könnte es uns Beide nichts schaden, wenn wir den Heiland aufnehmen; was der für uns gethan hat, ach, du mein Jesus, das könnten wir doch nicht 's Viertel an dem Gotthold thun!"

„Ja, Valentin, das ist wahr!" sagte die Frau.

„Und dann!" fuhr der unermüdete Löffel-schmied weiter fort: „Ich will nichts gegen Friedrich's sagen; sie sind brave Leute und lassen sich's sauer werden; denn, du lieber Gott, sechs lebendige Kinder, die machen dem armen Weib den Kopf warm, und sie kann dem Gotthold nicht immer nachlaufen, und da steht er Manches und macht's nach, was eben nicht ganz recht sein mag. Da habe ich nun gedacht, wenn wir den Buben etwas kurz halten und sagen's ihm, was recht ist vor Gott und was nicht, so könnten wir Beide zugleich selber Viel noch lernen und sehen, wie es bei uns aussteht. Der Pfarrer sagte einmal, die Aeltern könnten an ihren Kindern gar Vieles lernen und gäb's manche Aeltern, die an ihren Kindern erst

einfähen, wie sauer ſie ſelber ihrem Vater und ihrer Mutter geworden ſind. Und das hätt' auch ſein Gutes!"

„Ja, das iſt wahr, Valentin!“ ſagte die Frau.

„Nun,“ ſchloß dieſer mit gutmüthigem Lächeln: „Wie wär's denn, Grethe, wenn wir den Gotthold annähmen?“

„I, nun ja!“ antwortete die Hausfrau: „Da der liebe Gott nun einmal nicht will, daß wir ſelber Kinder haben, ſo mag's drum ſein; aber es wär' doch gut, wenn Du dem Bachmüller ſagteſt, daß er deßhalb ſich um der zwanzig Gulden willen keine Sorge machen ſolle.“

„Freilich!“ rief Valentin aus: „Das will ich ihm ſchon ſagen. Nun, da könntest Du wohl gleich rüber zu Friedrich's gehn und den Gotthold holen!“

„Ne, Valentin!“ entgegnete Grethe: „Das machst Du beſſer, als ich. Es iſt mir doch ſo ganz eigen zu Muth, wenn ich der Friedrichen ihren Jungen abhandeln ſoll. Geh Du nur ſelber, Valentin; ich muß doch dem Jungen erſt im Bett zurecht machen!“

„Nun, wie Du wiſt, Grethe; recht gern!“ ſagte der Mann und ſprang fröhlich auf, und wollte eben ſeinen Rock anziehen, als die Frau noch ſagte: „Weißt Du was, Valentin; ich habe nun nichts mehr dawider, da es einmal ſo ſein

soß; aber wart' doch bis Morgen. Wir können doch die Sache beschlafen, und auf einen Tag kommt's doch nicht an. Unterdeß richte ich heute das Bett her, und morgen früh, — nun ja, Valentin, ich kann Dir's gar nicht sagen, wie mir zu Muth dabei ist. Das weiß der liebe Gott, daß ich nun gern will, weil's einmal nicht anders ist, und weil Du Deine Freude daran hast, aber wenn ich daran denke, wenn Du mit dem Gotthold in die Stube trittst und sprichst: „Das ist also nun unser Bübel!“ ach, ich glaube gar, da wird mir's Weinen näher sein, als das Lachen. Ich weiß nicht, warum; aber es ist mir schon jetzt so, wie's ist.“

Die arme Frau sagte allerdings die Wahrheit; denn sie sah recht betrübt und traurig aus, und fuhr mit der Schürze wieder über die Augen.

„Weißt Du was, Grethe, wie wir's machen?“ fuhr nun der Mann fort: „Du gehst morgen früh nach Schlettau oder Annaberg; die zwei Duzend Köffel sind fertig; und wenn Du Abends wiederkommst, so ist der Gotthold da, und da kannst Du dann denken, als hätt' der heilige Christ unterdeß was bescheert.“

„Nun ja!“ antwortete Margarethe: „Ich muß überhaupt so denken, das ist wohl 's Beste. Ja, Valentin, so wollen wir's machen!“

Und nun ging Margarethe in's Kämmerlein

und machte das Bett für den Gotthold zurecht, und weinte dabei; Valentin aber schnitt mit fröhlichem Herzen in's harte Blech und zirkelte zierlicher, als gewöhnlich, die runden und die langen Löffel ab.

Am andern Morgen ging Margarethe auf den Handel nach Schlettau und war über alle Maßen glücklich, indem sie ihren Vorrath in einem einzigen Gehöfte absetzte. Als sie nun an einem Kaufladen vorüberging, und am Fenster gar so schönes Westenzeug liegen sah, blieb sie stehen und weidete ihr Herz an der bunten Farbenpracht. Das hatte sie sonst oft schon liegen sehen, aber niemals darauf geachtet; aber heute war es ihr, als hätte sie ganz andere Augen.

„Das rothe da, mit den gelben Streifen, müßte dem Jungen nicht schlecht stehen!“ sagte sie für sich hin. „Wenn der lahme Seifert den Rock zuschneidet, könnt' er wohl auch's Westel gleich mit zuschneiden, und nähen wollt' ich's schon, daß es hielt!“ Und dabei nickte sie lächelnd mit dem Kopfe, als stände der Gotthold mit dem rothgelben Westel schon vor ihr da.

Sie hatte nun schon die Thürklinke in der Hand und wollte in den Krämerladen eintreten, da besann sie sich aber plötzlich anders, ging einige

Schritte ihres Weges fort und sagte: „Es geht doch nicht, die zwölf Groschen, die ich nach Hause bring', sind schon gerechnet: zwei Groschen in's Steuer- und Abgabekästel, ein Groschen in's Sparbüchsel, vier Groschen für's liebe Brot, und dann muß ich für zwei Groschen deutschen Kaffee und Zucker mitbringen; dann für einen Groschen Quärge, und zwei Groschen für den Bachmüller auf die zwanzig Gulden! Ne, 's geht nicht! Ein ander Mal!“

Als sie aber zehn Schritte weiter gegangen war, blieb sie stehen, sah kopfschüttelnd nach dem Krämerladen zurück und sprach: „Das Westenzeng ist doch da gar schön! Wenn ich diesmal nichts in's Sparbüchsel thät' und die Quärge auch ließ, da könnt's vielleicht doch gehen. Der Gotthold thät' sich ganz gewiß freuen und Valentin machte wohl auch kein saures Gesicht dazu!“

Und dabei kehrte sie langsam wieder um, blieb vor dem Fenster des Krämerladens stehen und nickte wie mit alter Vertraulichkeit auf das Westensäckel zu: „Noth und geld,“ sagte sie: „das paßt doch gar zu hübsch zusammen; man muß ordentlich lachen, wenn man's ansteht, so freundlich sieht's aus. Wenn ich nur wüßte, ob der Valentin damit zufrieden wär!“

Ihr Herz mußte ihr doch die Versicherung geben, denn sie ergriff nun zum zweiten Male die

Thürflinke, drückte nieder und trat in den Krämerladen ein.

„Gott grüß' Sie!“ rief ihr ein junges Bürschlein zu, das gar geschäftig that, ob's gleich so klein war, daß es eben nur eine Viertelle über den Ladentisch hinausguckte. „Was sucht Sie denn, liebe Frau?“ fuhr das Knäblein freundlich schwägend fort: „Hier kann Sie Alles kriegen, und handeleins werden wir auch werden. Nun, suche Sie sich aus, liebe Frau: Ich dächte, e schön's Tüschel, die neueste Mode, wie's jetzt die Madam's in Paris tragen. Oder will Sie lieber Zeug zu einem Rock? Da hat Sie die Wahl noch größer! Ganz, wie auf dem Jahrmarkt zu Paris!“

Margarethe war sonst eine gute Seele und konnte mit Jedermann freundlich reden, aber das kleine Bübel schien ihr zuwider zu sein. „Ich will lieber mit der Frau handeln!“ sagte sie. „Ist die Frau nicht da?“

Das Bürschel nahm diese Frage übel: „Wenn Sie etwa denkt, daß Sie mit der Frau besser wegkömmt, als mit mir, da irrt Sie sich!“ rief es stolz und ärgerlich aus.

„Hol' Er mir nur die Frau!“ antwortete Margarethe. „Es mag nun sein, wie's ist!“

Der kleine Ladendiener machte ein gar finstereß Gesicht, aber es blieb ihm doch zuletzt nichts anders übrig, als die Krämerfrau herbeizuholen.

„Ja, Frau Margarethe!“ rief ihr diese mit alter Freundschaft zu: „Will Sie mich auch einmal in Nahrung setzen? Nu, das ist schön! Womit kann ich Ihr denn dienen?“

Margarethe antwortete nun fast in Verlegenheit: „Ihr habt da so ein schönes Westenfleckel, roth und gelb durcheinander; wenn's nicht zu theuer wär', möcht' ich schon 'nen Handel machen!“

„Aha!“ rief die Krämersfrau lächelnd aus: „Sie will Ihren Valentin ein wenig herausputzen! Das Zeug paßt zwar mehr für die jungen Bursche, aber Ihr Mann steht's auch noch mit an!“

Margarethe schüttelte den Kopf und sagte: „Ne, 's Fleckel soll für ein kleines Bübel!“

„Aha!“ rief die Krämerin wieder aus: „Gewiß für Ihren Bathen, der zu Ostern confirmirt wird. Nun, da paßt's Fleckel gar gut!“

„Ne!“ wiederholte Margarethe und lächelte über ihr Geheimniß: „'s Bübel geht mich gar nichts an! 's ist nur so! Der Valentin und ich, wir haben nun einmal den Narren an dem Gottbold, und die armen Friedrich's haben sechs lebendige Kinder, und wir gar keins, und's Fleckel ist gar zu hübsch!“

„Aha!“ rief die Krämerin zum dritten Male aus: „Nun verstehe ich Sie, liebe Frau Margarethe. Nun, da thut Sie ein Werk der Barmherzigkeit; da wollen wir's nicht so genau nehmen!“

's Neufferste ist immer sechs Groschen neun-Pfennige gewesen, aber Sie soll noch einen Dreier weniger geben!"

„Sieb'nthalb Groschen?“ rief Margarethe erstaunt aus. „Ne, liebe Frau, das ist ja mehr, als ein ganz Duzend Böffel werth ist. Das kann ich bei meinem Mann nicht verantworten. 's Fleckel ist schön, das ist wahr, und dem Bübel müßt's gar prächtig stehen; aber ne, was würde der Valentin sagen, wenn ich so grausam viel Geld verschleudern wollt'!“

„Weiß Sie was?“ sagte nun die Krämerin: „Sie ist eine ehrliche Frau, und obgleich mit dem Borg nicht viel 'raus kommt, so ist das doch bei Ihr was anders. Nehm' Sie nur 's Fleckel mit, und wenn Sie mir nur alle Wochen 'nen Sechser bezahlt, so ist das schon gut. Und da nehm' Sie nur gleich noch Zeug für ein paar Höseln mit; e neues Westel und 'alte zerriffene Höseln, das paßt nicht zusammen. Hier hab' ich e ganz festes Zeug, Kümmel und Salz! Halt' Sie nur einmal Beides zusammen, 's Fleckel und 's Hosenzeug, da lacht Einem doch 's Herz im Leibe. Sie wird vier Ellen brauchen, das macht auf's Neufferste sechs-zehn Groschen; also drei und zwanzigthalben Groschen, und weil sich der Thaler besser merkt, so nehm' sie noch das blaustreifige Kückel, das kost' eigentlich 's Neufferste sieben Dreier; aber

ich laß Ihr's für sechs. Und nun sag' Sie nichts mehr, Frau Margarethe; ich muß nur selber einmal nach Hasersgrün kommen, um den Gotthold zu sehen!"

Margarethe erschrak eben so sehr über den Thaler, den sie auf einmal schuldig werden sollte, als ihr das Westen- und Hosenzeug und das Tüschel das ganze Herz eingenommen hatten. „Ich sollt's nicht thun,“ sagte sie: „aber der Bлизjunge möcht' sich doch gar zu sehr freuen. Alle Wochen 'nen Sechser, nun, wenn Sie das zufrieden ist; ein Jahr wird's freilich dauern, aber einbüßen soll sie nichts! Und der Valentin wird's wohl auch zufrieden sein!“

„Geh' Sie in Gottes Namen!“ antwortete die Krämerin. Wenn alle Leute so ehrlich wären, wie Sie und Ihr Mann, da ständ's mit dem Handel gut!“

Margarethe wollte nun eben fort, als sie plötzlich in ihre Tasche griff, die gekößten zwölf Groschen herausnahm und sprach: „Es mag nun sein, wie's will; ich will Ihr doch lieber den halben Thaler anzahlen; besser ist besser, und da's einmal so sein soll, wird der Valentin sich schon zufrieden geben!“

Und nun, als der Handel auf solche Weise abgeschlossen war, nahm Margarethe ihr Päcklein unter'm Arm und schritt lächelnd, wie eine gekrönte Königin, zum Laden hinaus.

Nun geht's von Schlettau aus nach Hafersgrün etwa ein halb Stündchen auf der breiten Landstraße, dann biegt's rechts ab. Als Margarethe das Städtlein hinter sich hatte, zog sie das Bäckchen unter'm Arme vor, schlug es auseinander, und weidete von Neuem ihre Augen an der Farbenpracht. „Der Blüjunge!“ rief sie aus und blieb stehen und breitete das Westenfleckel über ihre Brust aus und legte das Hosenzug über's Knie und schlug das Lüchel über'n Arm und probirte, wie ihr selber das Alles stünde.

„'s ist freilich viel Geld, e ganzer Thaler!“ sagte sie: „Der Valentin muß vier Duzend Löffel schneiden und die Auslage für's Blech dazu; 's ist kein Spaß für Unserelnen und der Bachmüller kriegt auch noch zwanzig Gulden. Es mücht Einem schon angst werden, wenn der liebe Gott nicht wäre; denn's Fleckel ist doch gar zu hübsch und der Gotthold soll darin umher stolziren, wie ein Prinz!“

Während sie nun die Zeuge wieder zusammenwickelte, hörte sie hinter sich ein Geräusch; und als sie sich umsah, war's ein sonderbar Fuhrwerk, das ihr nachkam. Ein Karren auf vier kleinen, niedrigen Rädern, mit grauer, schmutziger und zerriffener Leinwand überdeckt; ein lahmes Pferd, an dem man jede Rippe zählen konnte, schleppte das Wägelgen keuchend hinter sich her und senkte den

Waldenbüsch, erzgebirg. Dorfgeschichten. I. Bd. 5

Kopf bis auf die magere Brust, fast aus Lebensüberdruß, vielleicht auch aus Hunger und Müdigkeit. Daneben aber schritt ein Mann in kurzer, blauer Luchjacke, mit breitem, schäbigem Hute, und bis zum Knie die Beine nackt und vom Laufen angeschwollen. Mit der rechten Hand schwang er die Peitsche, die zum Glück nur leise, wie ein gespaßiger Backenstreich, auf das arme Thier niederfiel; an der linken aber führte er ein etwa dreijähriges Büblein. Du lieber Gott, wie magst du armes Büblein nur noch fortkommen! Deine kleinen, nackten Füße trippeln gar zitterig auf dem harten Boden, und dein Röcklein ist dir viel zu groß und zu lang und kehrt die Straße hinter dir, und die Mütze fällt dir bis an die Augen nieder, daß du kaum sehen magst, wo du hingehst!

Margarethe konnte nicht fürbaß; sie mußte stehen bleiben und das Wägelein vorüber lassen.

„Grüß' Euch Gott!“ sagte der Mann.

„Schön' Dank!“ antwortete Margarethe. „Wo wollt Ihr denn hin?“

„Noch gar weit, liebe Frau!“ sagte der Mann: „Nach Polen!“

„Du lieber Gott, nach Polen!“ rief Margarethe in mittelbiger Verwunderung aus: „Und das Kleine

Wäbel da soll auch so weit mitlaufen? Warum setzt Ihr's denn nicht in den Wagen?"

„Das geschieht auch!“ antwortete der Mann: „wenn der Junge müde ist.“

Indem drang ein kläglicher Laut aus dem Wagen, wie das Geschrei eines Wälfkinde. „Herr Je,“ rief Margarethe erschrocken aus: „was schreit denn da drinnen?“

„'s kleine Fränzel!“ antwortete der dreijährige Bube, und schlug mit seinen geballten Händlein auf die Wagenplane und gebot: „Fränzel still!“

Der Mann aber that ziemlich gleichgültig und unbekümmert, als hätte er seinem Söhnlein das Wächteramt über's Fränzel übertragen, und wär' das Alles ganz in der Ordnung.

„Mein Gott!“ rief Margarethe schmerzlich aus: „Thut Ihr denn gar nichts, lieber Mann? Das ist doch wohl Euer Kind im Wagen da drin? Warum schreit denn das arme Kind?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete der Vater. „Junger kann's nicht haben, es hat erst vor einer oder zwei Stunden das ganze Fläschel ausgetrunken. Es wird wohl nach der Mutter schreien!“

„Und wo ist denn die Mutter?“ fragte Margarethe unter Angst.

„Wo die ist?“ wiederholte der Mann. „Nu, Wilhelm,“ wandte er sich an an das dreijährige Knäblein: „Sag's doch, wo ist die Mutter!“

„Beim lieben Gott!“ antwortete der Bube, und trommelte väterlich auf die Wagenplane, weil's Fränzle drinnen immer noch schrie.

„Ach, du mein lieber Herr und Gott!“ rief nun Margarethe aus. „Das Kindel hat also keine Mutter mehr! Und Ihr fahrt mit dem armen Würmel so weit in der Welt herum?“

„Was will ich anders machen?“ entschuldigte sich der Vater. „Mein Weib ist mir unterwegs gestorben, und es war am Ende auch gut, denn sie that sich gar zu sehr härmen, daß sie mit nach Polen mußte. Ich mochte sie trösten, so viel ich wollte, es half Alles nichts. Da blieb sie mir unterwegs liegen acht Tage, bis sie endlich starb. Gott hab' sie selig! Das Unglück hat mir viel Geld gekostet!“

„Daß Gott erbarm'!“ rief Margarethe auf's Neue aus und hielt nur mühsam ihre Thränen zurück. „Was soll nun aus dem armen Würmel werden?“

„Mein Trost ist,“ sagte der Mann: „daß es der Mutter bald nachsterben wird. Und das ist auch's Beste für mich selber. Da plage ich mich nun mit dem Kinde herum und doch schreit's Tag und Nacht; ich glaube, es muß ihm im Leibe nicht recht sein. Wenn's nur schon überstanden hätte!“

Margarethe stand da, gepeinigt von widerstrebenden Gedanken. „Zeigt mir doch einmal das

arme Würmel!" bat sie endlich, denn das Kind schrie immer heftiger, und so kläglich, daß es ihr das Herz durchschnitt.

Der Mann schob nun die Plane zurück, griff hinein und brachte dann Etwas heraus, das wie ein zusammengeschnürtes Handwerksburschenrözel aus sah.

„Ach, daß sich Gott im Himmel erbarm'!" rief Margarethe wieder aus, als sie aus den schmutzigen Lumpen ein Gesichtchen, von einer schwarzen Pelzmütze bedeckt, herausgucken sah; und dabei weinte sie zu dem lauten Jammergeschrei des Kindes stille Thränen.

„Wißt Ihr was," fuhr sie fort: „Ihr könnt mir das arme, verlassene Würmel schenken; ich will mich seiner annehmen und es soll keine Noth bei mir haben.“

„Wenn Ihr's nehmen wollt, mir ist's eben recht!" antwortete der zärtliche Vater; „es wird Euch so nicht lange mehr Noth machen, dann ist's vorbei. Der Junge heißt Fränzel; Ihr könnt ihn aber auch anders nennen!“

„Ihr gebt mir also das Kind gern?" fragte Margarethe.

„Warum soll ich nicht?" versicherte er. „Wenn die Mutter weg ist, ist's doch ein Elend mit dem Kinde. Es ist zwar mein Kind, aber Du mein Gott, ich bin ein armer heimathloser, vertriebener

Mann, habe kaum Brod für mich und für den Wilhelm da! Ihr könnt mir's glauben, liebe Frau! Es thut mir weh, daß Ihr's Fränz'el mitnehmt, und wäre es mir fast lieber gewesen, es wäre erst gestorben, oder läge noch lieber bei seiner Mutter im Grabe; da wüßt' ich doch, was aus dem armen Kinde geworden wäre. Aber was soll ich thun, wenn Ihr's nehmen wollt. Gebt dem Fränz'el nur ein christliches Begräbniß; die arme Mutter habe ich so müssen wie eine Heidin einscharren, weil die Dorfleute dort im Katholischen mir den Gottesacker verweigerten und ich auch den Pfarrer und den Todtengräber nicht bezahlen konnte. Mit den armen Leuten ist's doch ein elendes Leben, das könnt Ihr mir glauben!"

Margarethe schien das Alles nicht gehört zu haben; sie pudelte an dem Kinde herum, schob ihm die Mütze aus den Augen, trocknete ihm dann die Thränen, die zugleich wie ein Reinigungswasser über die schmutzigen Backen liefen, und weinte immer selber noch dazu. Dann setzte sie sich auf den Kain nieder, schnürte die drückenden Bände auf, säuberte das Kind, das freilich der Säuberung gar sehr bedurfte, und wiegte es dann in ihren Armen und sprach dazu mit fast gebrochener Stimme: „Bistu stille, mein Lämmel!"

Und das kleine Fränz'el, ein ärmlich, mageres welches Knäblein von etwa vier Monaten, mochte

es merken, daß ein weiblich Herz und eine weibliche Hand sich wieder um ihn bekümmerte, und schrie nicht mehr und guckte die Margarethe mit großen Augen an, als wollte es sprechen: „Hab' Dank, daß du meine Mutter sein willst!“

„Na, wenn's denn nicht anders sein soll,“ sagte nun der Mann: „so nehm't's Bübel mit und sorgt für ein christliches Begräbniß, und wenn Ihr's Vaterunser betet am Grabe, so betet für die arme Mutter mit, die ich wie eine Heidin in's Grab gescharrt habe. Gott verzeihe mir die Sünde, ich konnte vor Aerger und Gram nicht einmal ein Vaterunser über sie beten. Na, Wilhelm, sprich Hab' jeh zum Fränzel!“

„Hab' jeh!“ sagte Wilhelm und schritt nun mit dem Vater von dannen und kehrte mit seinem langen Röcklein die Landstraße, und das Pferd begann wieder mit schwindfüchtigem Reuchen seinen Jammerweg, und der Vater schwang seine Peitsche und zog nach Polen.

So lange Margarethe mit dem Kinde unterwegs war, hatte sie nur Augen und Sinn für dasselbe, und beflügelte ihren Schritt, um sobald als möglich nach Hause zu kommen, und dem armen Waisenkinde bessere Pflege und Wartung angedeihen lassen zu können. „Wenn Fränzel nur nicht mehrschreit!“ sagte sie: „ich wüßte ja nicht, was ich anfangen sollt' .“

Jetzt erst, als sie ihr Säuslein vor sich liegen sah, erschrak sie: „Gerr Gott! rief sie aus: „Was wird der Valentin sagen? Ach, und Du mein lieber Gott, hat nicht der Valentin den Gotthold holen wollen? Also zwei Häbel'n auf einmal! Ach, warum hatt' ich doch den Gotthold ganz und gar vergessen! Wenn er nur noch nicht da wäre! Der Gotthold hat's doch nicht so schlimm, als das arme Fränzgen da! Der Gotthold muß wieder fort, wenn er schon da ist; ich werde ihm's Westenfleckel und's Sosenzeug und's Lüchel schenken; da kann er zufrieden sein.“

Je näher sie der Hütte trat, desto bänglicher wurde es ihr um's Herz; und als ihr jetzt eine Nachbarfrau begegnete, schämte sie sich ordentlich und hielt das Kind unter'm Arm versteckt. Aber Weiberaugen sind nicht so leicht in derlei Dingen zu betrügen.

„O Frau Nachbarn, was habt Ihr denn da unterm Arm?“ fragte die Frau. „Das sieht doch bald aus wie ein Buschekindel! Meiner Treu', das ist e Kind! Wo habt Ihr denn das Würmel her? Und solche Lumpen? das sieht doch bald aus, als hätt' Ihr's von der Straße aufgelesen!“

„Da könnt Ihr auch recht haben!“ antwortete Margarethe.

„Aber was wollt Ihr denn mit dem armen Würmel machen?“ fragte die Frau. „Das sieht ja

gottesfämmerlich elend aus, als hätt's nicht satt zu essen!"

„Da könnt Ihr auch recht haben!“ wiederholte Margarethe. „Und eben deshalb hab' ich's genommen. Ich denke, der liebe Gott wird uns wohl 's Brot dazu geben. Aber nehmt's nicht übel, Frau Nachbarn, ich muß eilen; das Fränzgen wird wieder unruhig; und wenn Ihr mehr wissen wollt, so kommt nur; Ihr könnt mir vielleicht manchen guten Rath geben, Ihr habt ihrer doch neune gehabt.“

Und damit eilte sie dem Hause zu und ließ die Frau Nachbarin in großer Verwunderung zurück.

„Was wird der Valentin sagen!“ sprach sie mit klopfendem Herzen vor sich hin und stand vor der Stubenthüre und hatte gar nicht den Muth, aufzuklinken. Endlich merkte sie sogar erst, daß die Klinke abgezogen war. „Er ist nicht da!“ rief sie mit erleichtertem Herzen aus; und griff hinter den Brotschrank und nahm die Klinke vor, steckte sie an und trat dann in die leere Stube.

„Das hat der liebe Gott gemacht!“ sagte sie: „daß der Valentin nicht da ist. Nu wird's schon besser gehen, und kann ich mich doch darauf einrichten!“

Und nun legte sie das Kind auf's Bette, und schloß alle Kästen und Kisten auf, um die nöthige Wäsche zusammen zu stoppeln, und lief wie eine

Mutter in Lobesängsten zum Nachbar, der zwei Ziegen hatte und kaufte ein Löpflein Milch.

Und der Valentin kam immer noch nicht zurück.

Wo war denn aber der Valentin?

Als die Erzthe mit den zwei Duzend Löpfeln nach Schlettau gegangen war, wollte er eigentlich sogleich zu Friedrichs gehen und den Gotthold holen. Aber da fiel ihm ein, daß er doch noch gar nichts für den Jungen hatte. „Der lahme Seifert muß den Rock gleich heute noch zuschneiden,“ sagte er. „Aber wenn ich mit dem Blizjungen zur Kirche gehe, da kann er doch nicht barfuß laufen! Und zur Kirche muß er mit, das geht gar nicht anders! Wenn ich nur selber dem Jungen ein paar Stiefel herrichten könnt!“

Und gesagt, gethan. Er lief in freudiger Hast auf den Boden; da standen ein paar alte Stiefel, mit grüner Farbe gar zierlich übermalet, fintemal der Schimmel dieselben ganz überzogen hatte.

„Die Schäfte sind noch ganz gut!“ versicherte er sich selber, undbürstete und wusch so lange an dem Leder, bis dasselbe eine gar saubere Gestalt wieder angenommen hatte. Weil aber doch die Füße zu lang waren, schnitt 'er ohne Weiteres zwei Zoll davon an der Spitze ab, und heftete die Klaf-

fende Ledermunde so geschickt wieder zu, daß er vor Freude über seine Kunst lächelnd mit dem Kopfe nickte und sagte: „Der Blijjunge kann noch Staat darin machen, ich hätt's selber nicht gedacht!“

Darüber waren nun freilich einige Stunden verlaufen, und weil's nun Essenszeit geworden war, machte er erst Feuer und setzte den Tegel darauf, wie ihn Frau Margarethe schon zubereitet hatte; und als der Erbdäpselfrei aufgewärmt und nur noch die Speckriesen darüber zu gießen waren, warf Valentin die Arbeits- und Küchenschürze ab, zog seinen Sonntagsrock an und ging hinüber zu Nachbar Friedrichs; freilich eine erzgebirgische Dorfnachbarschaft, da beide Nachbarn wenigstens zweihundert Schritte von einander entfernt waren.

Als Valentin bei Friedrichs eintrat, fand er die Hausfrau und die sechs Kinder in geschäftiger Arbeit; die älteren Knaben schnitzten Vogelbauer und hölzerne Löffel und Quirle, die Mädchen klöppelten und die Mutter spann Flach; der Gotthold aber, dem doch der Besuch eigentlich galt, ein etwa zehnjähriger munterer Bube, dem das magere spärliche Brot gar wundersam gedieh, saß in der Hölle hinter'm Ofen und hatte verweinte Augen.

„Gott grüß Euch, Frau Nachbarn!“ sagte Valentin und befehlte sein schwarzes Müßle in der Hand, weniger aus Respect vor der armen Bergmannsfrau, als vielmehr aus Scheu und Unbehol-

fenheit, weil er ja noch kein Sterbenswörtlein mit der Mutter über seine Absicht gesprochen hatte, und nun nicht recht wußte, wie er's geschickt genug anfangen sollte.

„Gott dank' Euch, Nachbar!“ antwortete die Hausfrau und spann fleißig fort. „Setz Euch nieder, Nachbar. Was bringt Ihr denn?“

„Ich bringe nichts!“ entgegnete er: „Ich möcht' viel lieber was haben!“

„Da kommt Ihr unrecht an!“ erwiderte die Frau lächelnd. „Bei uns ist immer schön Wetter, es bleibt im Brotschrank nimmer ein Krümlein übrig.“

„Ihr seid aber doch reich,“ fuhr Valentin fort: „Viel reicher als ich.“

„Und Ihr treibt Euer Gespött mit mir!“ entgegnete die Frau mit freundlichem Vorwurfe. „Ihr habt ein Häufel, und wir wohnen zur Miethe; Ihr seid ein paar einzelne Leute, und bei uns sitzen alle Tage acht Mäuler zu Tisch; wir kommen aus Sorg und Borg nicht raus, und Ihr legt alle Wochen e Gröschel ins Spardbüchsel, da hat sich's reicher sein, als Ihr. Ja, an hungrigen Mäulern, da habt Ihr recht!“

„Nu,“ sagt Valentin, „ich will Euch e Maul abnehmen, wenn Ihr sonst wollt!“

„Ach, alle sechs!“ antwortete sie halb ärgerlich, halb scherzend: „besonders die Buben, die kömmt Ihr alle nehmen, und den Gotthold zuerst; mit

dem habe ich meine liebe Noth; das ist ein e nichts-
nuziger Strick!“

„Was hat er denn gethan?“ fragte Valentin.
„Der Bursch' ist doch immer so freundlich, daß man
seine Freud' über'n hat!“

„Der?“ fragte die Mutter verwundert und
schnurrte gewaltig mit dem Spinnrade. „Das ist e
Rumlöser und e Lagedieb; essen und trinken ist
seine Hauptsach, und wenn er arbeiten soll, thut ihm
alle Mal der Bauch weh, oder er zerschneid' die
Stängel zum Vogelbauer. Da ist der Fritz, der ist
drei Jahr jünger, als er, und was der Junge schon
für hübsche Quirle macht, das ist erstaunlich; aber
der Gotthold — ja guck nur hinter'm Ofen vor,
du nichtsthuiger Bub! Wart' nur, bis der Vater
kommt, der wird Dir schon helfen!“

„Der Gotthold macht also gar nichts!“ rief
Valentin aus.

„Ach ja, rumlofen ist seine Hauptsach!“ ant-
wortete die Mutter. „Wenn er sich so könnte von
früh bis abends im Walde rumfielen und die Nacht
dazu, das wär' so seine Herzensfreud', und den Eich-
hörneln auf die Bäume nachklettern und die Ho-
sen zerreißen, das ist seine Sach'! Nicht einmal in
die schwarzen Beer' kann ich ihn schicken, er bringt
keine einzige nach Haus; er spricht, er find' keine;
aber ich gebe keinen Heller d'rum, er frist sie al-
lein wieder auf!“

drich ins Zimmer, grüßte mit dem alten Bergmannsgruß: Glück auf! legte seinen staubigen Arbeitskittel ab, wusch sich Gesicht und Hände und nun erst reichte er dem Nachbar freundlich die Hand und sprach: „Willkommen, Valentin!“

„Ihr könnt nun immer sagen, was Ihr wollt!“ rief die Hausfrau dem Nachbar zu.

„Was gibt's denn?“ fragte der Bergmann, als er sah, wie Valentin nicht recht mit der Sprache heraus wollte und auch seine Frau so ein ganz sonderbares Gesicht machte.

„Er will'n' Gotthold mitnehmen!“ antwortete nun die Frau: „und nicht bloß für heut und morgen, sondern für immer.“

„In Gottes Namen!“ sprach der alte Friedrich. „Der Gung' ist dort besser aufgehoben, als bei uns.“

„Das redest Du so hin!“ rief die Mutter aus. „Ist denn der Gotthold bei uns schlechter aufgehoben, als bei andern?“

„Ne, Christel, so mein' ich's nich'“ entgegnete der Vater. „Ich mein' nur, der Gung' kann sich bei Valentin's eher satt essen, als bei uns.“

„Und Du kannst Dein Kind so weggeben?“ fragte die Mutter mit schmerzlichem Ausdrucke.

„Geb' ich'n denn weg, Christel?“ fragte Friedrich. „Bleibt denn der Gung' nicht unser Kind; und wenn er, wor weiß noch wohin ging? Ein Maul weniger am Tisch ist in unsern schweren Zeiten

schon was werth; und wenn der Nachbar e schlechter Mann wär', wär's auch was anders. Ne; Christel, wenn's dem Nachbar Ernst is, dächt' ich; in Gottes Namen. Eh mal müssen die Kinder doch aus dem Haus, und dann ist's egal, heut oder übers Jahr. Ist's denn Euer Ernst, Nachbar?

„Freilich ist's mein Ernst!“ antwortete Valentin:

„Und Eure Margarethe hat auch nichts dawider?“ fragte er weiter.

„Freilich hat sie auch nichts dawider!“ versicherte der Löffelschmied. „Wir sind gestern Eins geworden, daß es Gottes Wille wär', daß wir e Kind annehmen, weil wir selber keins hab'n.“

„Nu, Christel!“ sagte Friedrich: „wenn's so ist, dächt' ich, in Gottes Namen!“

„Ja, wenn's so ist,“ sagte die Mutter traurig. „Aber ich denke, der Gotthold wird selber nicht wollen!“

„D ja, Mutter!“ rief der Gotthold hinter'm Ofen vor; denn er war immer noch zur Strafe in der Hölle eingesperrt, und traute sich nicht heraus.

„Du willst also, Du gottloses Kind?“ fragte die Mutter im Tone schmerzlicher Verwunderung.

„Ach ja, Mutter!“ versicherte der Knabe. „Aber ich komme alle Tage wieder und möchte auch e Löffelschmied werden!“

„Ob der Gung' nicht Alles gehört hat!“ rief die Mutter mit gutmüthigem Vornurfe aus. „Aber

das sag' ich Dir, Du gottloses Kind, daß Du feilartig bist und ärgerst die Frau Margarethe nicht so, wie mich. Ja, lach' Du nur; wenn sie Dich aber wieder fortschicken sollten, da darfst Du nicht wieder zu uns."

„Ne, das will ich auch nicht!“ versicherte der Gotthold und sprang vor Freude in die Höhe.

„Seht nur Eins das gottlose Kind!“ rief die Mutter aus; setzte aber sogleich hinzu: „Nu, meinetwegen, in Gottes Namen, Nachbar; wenn Ihr nicht rechtschaff'ne Leute wär't, thät ich's nicht; aber wer weiß, zu was's gut ist. Wollt Ihr denn den Gung gleich so mitnehmen, wie er ist?“

„Freilich, Frau. Nachbarn!“ antwortete Valentin. „Macht Euch nur weiter keine Sorge! Na, so komm, Gotthold!“ rief er dem Knaben schmunzelnd zu, der immer noch hinter dem Ofen stand und sich nicht vor getraute.

„Mutterle!“ rief er nun im bittenden Tone: „darf ich aus der Hölle?“

„Du gottloses Kind!“ antwortete die Mutter: „Was will mer denn machen! Ein ander' Mal zerbrichst Du die Stängeln nicht wieder!“

„Ne, Mutter!“ versicherte Gotthold und sprang nun aus seinem Gefängnisse heraus, auf die Mutter zu, gab ihr lächelnd die Hand und sprach: „Mutterle, ich will's nich wieder thun!“

„Du Donnergung! hast gut reden!“ entgegnete

die Mutter mit schmerzlichem Lächeln: „Bei Valentin's wirste wohl keine Stängeln zerbrechen können, weil se keine hab'n. Na, weils denn Gottes Wille ist, so mag's sein. Gotthold, das sag' ich Dir, führ Dich gut auf, und Du wirst wohl heute noch e mal auf Besuch zu mir kommen?“

„Ja!“ versprach der Knabe und trippelte vor Freuden mit den Füßen; dann sprang er auf seine Geschwister zu, gab Jedem die Hand, eben so dem Vater und der Mutter und lief dann zur Thüre hinaus, so daß Valentin gar nicht nachkommen konnte.

Der armen Mutter war das Alles viel zu schnell; sie rief dem Jungen durch's Fenster nach: „Gotthold, komm' noch e mal her!“

Und als nun der Junge betrübt in's Zimmer zurück trat, drückte ihn die Mutter an ihr Herz und weinte gar sehr. „Gotthold,“ sagte sie zu ihm: „es wär' mir doch lieber gewesen, Du wärst nicht so gern fortgegangen; aber der liebe Gott vergeb' Dir Deine Sünde.“

„Mutterle, ich will's nicht wieder thun!“ bat der Knabe; als aber Valentin jetzt zum Hause hinaus schritt, sprang er doch wieder fröhlich hinter ihm drein und war bald wieder voraus.

„Das gottlose Kind!“ rief die Mutter aus und trocknete ihre Thränen mit der Schürze. „Wenn Einem der Gung nur nich so an's Herz gewachsen wär'! Gott gäb' seinen Segen dazu!“

Die arme Frau konnte nun nicht länger ihr Geheimniß verbergen; sie schob das Handtuch bei Seite, nahm das in weiße Wäsche eingewickelte Kind aus dem Korbe, hielt es ihrem Manne so nahe, daß er's endlich auf die Arme nehmen mußte und sagte: „Valentin, da hat Dir der heilige Christ auch was bescheert!“

Valentin war nun wie versteinert; er sah bald die Frau, bald das Kind an, und hielt den Mund geöffnet, als ob er reden wollte, aber es kam kein Wörtlein zum Vorschein.

„Nu,“ fuhr die Frau fort: „Wirft Du 's Fränzgen behalten?“

„'s Fränzgen?“ wiederholte Valentin in größter Verwunderung. Endlich schien ihm ein Licht aufzugehen; er blickte mit zitternder Freude auf sein Weib und sagte: „Margreth, wär's möglich? Ich hab' ja gar nichts davon gewußt! Und das große Kindel? und tausen hast's auch schon lassen?“

„Ach ne, Valentin!“ entgegnete die Frau mit niedergeschlagenen Augen: „So ist's nicht! Ich hab's Fränzgen gleich getauft gekriegt, und 's ist auch schon vier Monate alt!“

Valentin wußte aber immer noch nicht, woran er war; er sah bald das Kind, bald die Frau wieder an und sagte, mehr für sich: „So heimlich, und schon vier Monate her!“ und schüttelte dabei

den Kopf, als könnte er sich nicht in die heimliche Vaterfreude finden.

„Ich will Dir's nur sagen!“ fuhr nun die Frau ermunthiget fort: „Ich hab' das arme Würmel von Schlettau mitgebracht, von einem Mann, der nach Polen giug, und die Mutter ist ihm unterwegs gestorben. Und das Kindel schrie gar zu jämmerlich im Wagen; ach, und wie sah das arme Bübel aus, als ich's aufmachen that, und das that stinken, wie die Pest! Ich glaube, das arme Würmel wäre bei lebendigem Leibe verfault, wenn ich nich dazu gekommen wäre!“

„So ist das Ding?“ rief nun Valentin verwundert aus. „Und Du hast das Bübel angenommen und willst's aufziehen? Und was soll denn nun mit dem Gotthold werden?“

Die Margarethe antwortete, nahm sie das Kind ihrem Manne wieder ab, legte es in seinen Korb hinter dem Ofen und sagte nun: „Valentin, was der liebe Gott will, das müssen wir thun, und ich weiß ganz gewiß, daß ich dazu kommen muß'. Du hast doch immer e Bübel haben wollen, nu haste eins; und der Gotthold hat noch seine Klettern, aber das arme Würmel, das hat weder Vater noch Mutter, und wenn wir's nicht behalten wollen, mußt' es elendiglich um's Leben kommen!“

„Aber der Gotthold da?“ fragte der Mann: „Was soll denn mit dem Gung' da werden?“

„Nu, den führst Du wieder nach Hause!“ antwortete die Frau kurz.

„Was?“ rief Valentin erschrocken aus, und setzte dann fast ärgerlich hinzu: „Ne, daraus wird nichts! Erst werden wir eins mit einander und nu geh ich hin, und handel' den Friedrichs den Gung' ab, und nu bring' ich 'n her, und nu soll ich 'n wieder nach Haus führen, ne, daraus wird nichts!“

„Nu, es soll sein Schade nicht sein!“ sagte Margarethe. „Ich hab' dem Gotthold hier was mitgebracht, ein gar schönes Westenfleckel, roth und gelb, wie die Feuerlilie, und vier Ellen Kümmel und Salz für ein paar Hühle, und auch noch e Tüchel. Das kostet 'u Thaler, und die zwölf Groschen, die ich aus den Löffeln gelöst, hab' ich drauf gegeben, und sind wir nur noch zwölf Groschen schuldig, und die Krämersfrau will sich sechserweis' bezahlen lassen!“

„Auch das noch!“ rief nun der Mann aus und schlug die Hände über'm Kopfe zusammen. „Die Löffeln sind weg und noch en halben Thaler schuldig und das Kindel oben drein! Ne, was zu arg ist, ist zu arg. Und wenn Du morgen nach Anneberg gehst, so machste wohl wieder für ein Thaler Schulden, und bringst wohl ein Mädel mit! Ach, hätt' ich das gewußt!“

Und dabei ging er auf die andere Seite des

Ofen und schmollte; und Margarethe setzte sich hinter den Ofen neben dem Korbe; wo's Fränzel lag und rebete auch nicht mehr; und Gotthold stand zwischen Beiden wie verrathen und verkauft. Aber der war nicht der Bursche darnach, lange in Verlegenheit zu sein; er ging auf Valentin's Arbeitstisch zu und rumorte unter den Blechspänen herum und that, als ob er zu Hause wäre.

Wohl eine Viertelstunde verging so; die Frau rebete nicht, der Mann rebete auch nicht; das Fränzel fing ein paar Mal an, ein wenig zu weinen, aber Margarethe bischte es gleich wieder ein.

Endlich sagte der Mann trotzig: „Ich thu's nicht anders, 's Fränzel muß wieder fort.“

„Und ich thu's nicht anders, der Gotthold muß wieder fort!“ sagte die Frau.

Und nun ward's wieder still; und der Ofen trennte, wie vorher, beide streitenden Parteien, und Gotthold rumorte im Blech herum. So verging wieder eine Viertelstunde; endlich konnte es der Valentin nicht länger aushalten; er stand auf, ging um den Ofen herum und sagte: „Margarethe, ich will Dir was sagen: Wenn Du den Gotthold behalten willst, so will ich's Fränzel behalten!“

„Ja, das will ich!“ antwortete die Frau.

„Na,“ fuhr er nun lebendig fort: „Da gib's Würmel nur noch einmal her!“

Und als er das Waisenkind wieder in seine

Arme genommen hatte, küßte er dasselbe und sprach: „Du armes Bübel! Na, weil's denn nicht anders ist, so will ich Dein Vater sein!“

Und die Margareth nahm 's Westenfleckel und 's Hosenzeug und 's Tüchel, gab es dem Gotthold und sprach: „Du Blizgung, da haste was! Aber folge mir hübsch, und Du magst mich immer och Dein Mütterle heißn!“ Und drückte den „Blizgung“ an ihr Herz.

Und also geschah es, daß Valentin und Margareth auf gar sonderbare Weise zu zwei Bübeln gekommen waren; und vielleicht erzähl' ich Euch ein anders Mal, was aus den beiden Bübeln geworden ist.

III.

Die beiden Schwestern.



Daß es in den erzgebirgischen Dichten-, Kiefern- und Tannenwäldungen Kohlenbrenner oder Röbher giebt, das wissen selbst die gelehrten und vornehmen Leute, welche in den alten und neuen Büchern studiren, seit wenigstens vier hundert Jahren. In diesen Büchern steht's nämlich geschrieben, daß einstmals, zur Zeit, als die Christenheit noch nichts von Martin Luther wußte, aber sich gar sehr nach ihm sehnte, ein erzgebirgischer Röbher einen geraubten sächsischen Prinzen dem Räuber wieder abgenommen und abgetrikt, weshalb auch genannter Röbher von der Zeit an Herr von Triller geheißten.

Das war nun freilich gegen die Weltordnung, daß ein Kohlenbrenner ein reicher und vornehmer Mann wurde, und wurde deshalb nach jener Zeit durchaus auch nicht Regel, daß diese Leute mit dem rüßigen Gesicht und den rüßigen Händen sich etwa Geld und Gut erköhlerten, und verlangten auch nicht darnach, und sahen ja alle Tage, wie die stolze Herrlichkeit eines Tannenbaums in Rauch aufging.

Und da nun der Mensch mit seinem natürlichen Leibe und seinen natürlichen Höffnungen und Freuden im Grunde nicht viel besser daran ist, als so ein Tannebaum, so wäre allerdings der rauchende Kohlen- und Aschenhaufen ein gar lehrsamer Schulmeister, und könnt's gar nichts schaden, wenn manche reiche und vornehme Leute, welche ihr Herz an die irdische Herrlichkeit hängen, sich etwa acht Tage lang alltäglich ein Stündlein vor solchen rauchenden Holzberg stellen. Wenn sie auch, um sich Gesicht und Hände nicht ungebührlich schwärzen zu lassen, etwa die Spizenschleier und Glacéhandschuhe anlegten, so thät' das immer nichts, wenn nur die Augen frei blieben, und Eins zu dem Andern spräche: „Siehe, also geht wie der stolze Tannebaum auch unsere stolze Herrlichkeit in Rauch auf!“

Bei solchen Weilern (denn also heißt man die mit Erde und Steinen überdeckten kimmenden Holzhaufen) steht gewöhnlich nicht zu weit entfernt eine Hütte von Lehm und Stroh und Bretern zusammengeklebt und zusammengenagelt; und drinnen wohnt der Köhler mit Weib und Kind, und ist gewöhnlich auch der Bauherr und Baumeister und Maurer und Zimmermann und Tischler und Schlosser in einer Person gewesen.

Nun lebte in einer solchen Hütte ein einzelner Mann mit seinem Knechte; und der Mann war seit einem Jahre Wittwer und war schon bei sechzig

Jahre alt und hatte keine Kinder. Und nun stand etwa eine halbe Stunde davon mitten im Walde eine zweite Hütte; da drinnen lebten bei ihren Aeltern zwei Töchter, die hießen Mienel und Gustel, und waren zwanzig und neunzehn Jahre alt und beides ehrfame, stattliche Jungfrauen.

Der Wittwer aber hatte bei sich gedacht, es wär' schon ganz gut, wenn die Mienel ihn nicht verachten thäte, und möchte seine Hausfrau werden. Und die Mienel that den alten Wittwer auch nicht verachten und zog zu ihm in die Hütte und pflegte sein, obgleich der Mann noch gar rüstig und kräftig war.

Aber wie es nun so geht, daß der Tod auch die rüstigen und kräftigen Leute, sie mögen alt oder jung sein, anpackt, so ging's auch hier. Nach drei Jahren wurde plötzlich der Mann krank und starb und hinterließ die Mienel als junge dreiundzwanzigjährige Wittfrau und zwei Kindlein, einen Buben von zwei Jahren und ein Mädel von sechs Monaten. Der Mann aber hatte sein Redliches gethan und der Mienel Alles zuschreiben lassen, die Hütte und zwei Acker Waldboden und auch noch funfzehn Gulden baar. Und so geschah es, daß die Mienel plötzlich eine reiche Wittve geworden war.

Der Knecht, der hieß Ulrich und mußte nun zwar die Hütte verlassen, weil sich's nicht mehr schickte, drin zu wohnen, aber er blieb doch in der

Wittwe Dienst und besorgte den Weiler, und wohnte eine Viertelsstunde davon bei ein paar einzelnen Aufbutterleuten zur Miethe. Und weil die Riemel mit den beiden Kindern in der Hütte nicht allein sein wollte, nahm sie ihre Schwester, die Gustel, zu sich; und die Gustel kam gern, und theilte mit der Schwester die Mutterorgen und Mutterpflichten, und auch die Freuden.

Und das ging so ein Jahr ruhig und ordentlich hin.

Ulrich, der Knecht, war aber ein stattlicher Bursche, etwa dreißig Jahr alt, und stark und kräftig, daß er mochte Kirchen feil tragen; und hatte auch in der Schule tüchtig schreiben und rechnen gelernt, und war sonst Einer, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Alle Sonntage machte er der Wittwe, seiner Meisterin, einen Besuch und legte Rechnung ab von seiner Handthierung.

Anfangs blieb er nur so lang, als nöthig; aber nach und nach blieb er immer einige Minuten länger, als es nöthig war und that's der lieben Sonne im Frühlinge nach, die alle Tage „e Bissel eher auf- und e Bissel später untergeht“ und zuletzt wurden es ganze Stunden daraus. Dieser Vergleich hatte auch sonst noch seine Wahrheit; denn erstlich war der Ulrich so eine Art lebendige Sonne; sobald er in die Hütte trat, lachte ihm Alles

an, die Wittve, die Gustel und die zwei Kinder, weil er selber so freundlich aussah, und also Licht und Wärme mit sich brachte; und dann war's bei ihm immer Frühling; er blühte selber wie eine Pfundrose, und wenn der Ruß und der Kohlendampf sein Gesicht überzogen hatten, sah er fast noch hübscher aus, als gewaschen; die schwarzen Streifen auf den hellrothen Backen hatten so etwas Keckes und Mitterliches, und wenn unter der Lederkappe die schwarzen Augen dazu herausfunkelten, sah es fast aus, wie eine Kriegserklärung.

Ulrich kam also alle Sonntage in die Hütte, und verblieb zuletzt ganze Tage daselbst, und brachte dem zweijährigen Buben Blumen und Waldbeeren mit. Es dauerte nicht lange, so kam der Knecht auch einmal in den Wochentagen, abends, wenn Schicht war mit der Arbeit und erzählte Dies und Jenes, und da die beiden Schwestern darüber nicht böse waren, so kam er die Woche zweimal, und wie es nun so geht, zuletzt kam er alle Tage und mußte immer was Andres zu erzählen.

Die Leute in der Umgegend hatten es auch halb gemerkt, daß der Ulrich bei der Köhlerwittve öfters aus- und einging, als nöthig und auch wohl schicklich war; und die Einen sagten: „Na, 's wird wohl halb richtig werden! Er wird wohl die Wittve heirathen!“ Die Andern aber sagten: „Das Ding ist begreiflich! Er geht zur Gustel auf die Freit!“

Und war also zweierlei Ansicht unter den Leuten.

Nun hätte man glauben sollen, daß die Mienel und die Gustel hätten am Besten wissen müssen, wer von den Leuten recht hätte; aber die wußten nicht mehr, als die Andern. Ulrich that freundlich mit beiden Schwestern, und wenn er Matblumen und blühendes Halbekraut, oder die ersten Waldbeeren in die Hütte brachte, theilte er zu gleichen Theilen unter die beiden Schwestern, und blieb sogar niemals in der Hütte, wenn entweder die Mienel oder die Gustel allein drin war.

Nun ist's wohl möglich, daß zwei Weiber solche Geheimnisse lange mit sich herumtragen, aber zuletzt wird's doch zu schwer und müssen davon reden, absonderlich zwischen Schwestern, wie die Mienel und die Gustel, die sich einander gar herzlich lieb hatten; und Eine der Andern alles Gute gönnte und that.

Eines Morgens sagte daher die Wittwe: „Gustel, ich weiß nicht, ob Dir's nicht auch so ist wie mir; aber die Sache mit dem Ulrich geht mir doch im Kopfe 'rum!“

„Was wird's denn sein!“ antwortete die Schwester: „Der Ulrich freit um Dich!“

„Ach was!“ entgegnete die Mienel: „Das glaub' ich nicht. Ich hab' vielmehr gedacht, er freit um Dich; und war fast böse auf Dich, daß Du mir

noch nichts gesagt hast, wie Ihr Beide zusammen steht!“

„Was soll ich denn sagen, Mienel?“ rief die Schwester lachend aus. „Ich weiß nicht mehr, als Du; und hab' ich sogar immer gedacht, Du hätt'st e Geheimniß vor mir. Aber da's so ist, na, da wird der Ulrich wohl seine Gründe haben, warum er gegen Dich nicht mit der Sprache 'raus will. Denn das ist nun gar kein Zweifel, daß er um Dich freit. Du bist eine reiche Wittve, hast die Hütte und 's Geld und noch funfzehn Gulden baar, und ich — nu du lieber Gott, ich hab' grade so viel als Du, ehe Du den alten Schmöt heirathen thatst; also gar nichts! Ne, Mienel, wenn Du das nicht flehst, da bist Du blind!“

„Oh ja, das könnt' wohl sein!“ entgegnete die Schwester. „Aber der Ulrich ist nur nicht der Mann darnach, daß er gar zu sehr auf die paar Gulden erpicht wär! Und dann, ich bin doch eine Wittve und habe zwei Kinder, und bin auch viel älter, als Du, und das mag nun sein, wie's will, aber Du bist auch hübscher, als ich, und daß Du besser bist, als ich, das hat schon unsere Mutter gesagt, und ich kann's auch nicht läugnen; denn so sanftmüthig und herzensgut, wie Du, kann ich lange nicht sein!“

„Ach, was Du da red'st!“ rief die Gustel ärgerlich aus. „Der Ulrich wär' e Narr, wenn er

um mich freite und nicht um Dich, und er mag sein, wie er will, aber er ist e Mannsbild und thut e paar Gulden auch nicht verachten. Ich wollt's ihm auch verdenken, wenn er anders dächt!"

„Wirklich, Gustel?“ fragte die Schwester. „Häßt Du's ihm wirklich nicht verdenken, wenn er nicht anders dächt?“

Die Schwester schlug zwar die Augen nieder und wurde roth; aber bald sammelte sie sich doch wieder und sagte ruhig und arglos: „Wenn er um mich freite, nun, ich hätte nichts dawider; aber wenn er um Dich freit, ist mir's auch ganz recht. Ich kann 'n zwar gut leiden, aber daß mir's so gar tief zu Herzen ging, das kann ich nicht sagen. Ich denke da immer: Wie der liebe Gott will! Soll's sein, ist's gut; soll's nicht sein, ist's auch gut. Und nun wart' ich's ruhig ab.“

Die Wittwe zweifelte nicht im Geringsten an der Wahrheit dieser Rede und that auch wohl daran; denn die Gustel rebete Alles, wie ihr's um's Herz war, und war wirklich eine gute, treue, ehrliche Seele. Der Wittwe dagegen schien's doch nicht so ganz einerlei zu sein, wie's werden würde; und war ihr's fast anzusehen, daß ihr die Rede der Schwester gar wohl gefiel.

Und nun gingen wieder viele Wochen dahin, und blieb Alles in der alten, lieben Ordnung und Gewohnheit. Ulrich war der tägliche Besuch und kam nicht wie ein Knecht, sondern wie ein Bruder in's Haus. Und doch wurde er deshalb nicht stolz oder feck, daß er sich etwa was herausgenommen hätte; sondern er zog jedes Mal seine Mühe vor der Frau Meisterin und der Jungfer Gustel und setzte sich nicht eher, als bis die Eine oder die Andere gesagt hatte: „Ulrich, setzt Euch!“

Eines Abends aber, als die Arbeitsstunde vorüber war, kam der Ulrich nicht; die Schwestern warteten, das kleine Bübel fragte nach ihm, aber er kam nicht; und endlich wurde es so spät, daß es gar nicht mehr schicklich war, auf ihn zu warten. Seit vielen, vielen Wochen war das zum ersten Male.

„Daß der Ulrich heute nicht gekommen ist, ist mir ordentlich bedenklich!“ sagte die Wittve. „Es wird ihm doch nichts begegnet sein?“

„Was soll ihm denn begegnen!“ antwortete die Gustel leicht hin. „Wer weiß, wo er 'rumläuft, und wo es ihm heute grade besser gefällt, als bei uns.“

„Das kannst Du nicht sagen,“ entgegnete die Mienel. „Rumlaufen ist gewiß nicht seine Sache, und in's Wirthshaus geht er auch nicht und hat

auch mit lieberlichen Gesellen keinen Umgang. Es ist ihm gewiß was begegnet!"

„Was soll ihm denn aber begegnet sein!“ wiederholte die Gustel. „Wenn er einmal nicht her zu uns kommt, da muß doch nicht gleich ein Unheil daran schuld sein!“

„'s ist aber ein fecker Bursche!“ fuhr die Wittwe fort: „Und wenn er auch durchaus nicht grob- und streitsüchtig ist, so redt' er doch manchmal e Wort, was er nicht verantworten kann!“

„Das macht, weil er kein Unrecht leiden und sehen kann!“ sagte die Gustel: „und da kann er's nicht immer so genau nehmen. Das mag nun aber sein wie's will, heute kommt er nicht, und wär's auch ganz unschicklich, wenn er jetzt noch kommen wollte. Ich werde nun die Thüre zuriegeln und den Tiras lossbinden, und wir wollen zu Bette gehen.“

„Warte nur noch e Biffel!“ bat die Wittwe. „Es wär' doch grausam, wenn er noch käme, und wollte vielleicht Dies oder Jenes haben, und könnte doch nicht in's Haus!“

„Wie Du mir aber nur vorkommst, Mienel!“ sagte die Schwester etwas befremdlichen Tones; aber sie sagte das so, daß es fast klang, als käme sie sich selbst etwas befremdlich vor.

„Ach, Gustel,“ antwortete die Schwester: „Du mußt das nicht so übel nehmen! Denke doch, der

Ulrich ist doch ein braver Mensch; das wenige Lohn, das er bei mir kriegt, und manchmal Tag' und Nacht keine Ruhe, und die saure Arbeit auf dem Felde, wo er Alles mit der Hacke machen muß, das ist kein Spaß. Zehn Andere hielten das nicht aus und hätten sich schon längst einen andern Dienst gesucht; aber nicht ein Wort red't er darüber und ist zufrieden. Nu ist doch aber eine Liebe der andern werth; wenn der Ulrich um mich und meine armen Kinder und um Dich auch mit so besorgt ist, warum sollten wir's auch nicht um ihn sein!"

„Ja, Du hast recht!" sagte die Guckel und war traurig.

Jetzt schlug es im Dorfe, das fast eine Stunde davon entfernt lag, zehn Uhr; der Ton der Kirchenglocke drang nur sehr selten, und nur bei stiller Nacht und wenn der Wind gerade aus dem Mittag kam, bis hierher. Und das klang allemal so friedlich und doch auch wieder so geisterhaft, daß es nur von dem Gemüthszustande Derer, die sie hörten, abhing, ob's friedlich oder geisterhaft klingen sollte. Da nun die beiden Schwestern ganz unruhig waren, war es nicht zu verwundern, daß der ferne Ton sie erschreckte.

„Das weiß der liebe Gott!" rief die Wittwe aus: „Mir ist ganz eigen zu Muth. Die Kirchenglocke schlägt so traurig, als läutete sie ein Un-

glück ein. Wenn nur dem armen Ulrich nichts passirt ist. Ich werde wohl die ganze Nacht kein Auge zuthun können. Das klingt gerade, als riefе drin Jemand um Hilfe. 's wird doch der Ulrich nicht sein!"

„Ah ne!" tröstete die Gustel. „Es schlägt zehn; wir werden wohl die Nacht e Wetter haben; 's ist allemal so, wenn wir's schlagen hören."

„Aber warum denn gerade heute?" fragte die Dienel. „Ich laß mir's nicht nehmen, es ist mit dem Ulrich nicht ganz richtig. Der liebe Gott nehme den armen Knecht in seinen heiligen Schutz."

„Gustel," fuhr sie nach einer Weile fort: „Ich bin zwar heute mit dem Abendsegen dran; aber Gott verzeih mir meine Sünde, ich bin heute zu unruhig dazu; willst Du nicht für mich beten?"

„Ja!" antwortete die Schwester und nahm von dem Sims über der Thür ein altes, rustiges Buch und schlug es auf, und nachdem beide Schwestern sich auf ihre Kniee niedergelassen hatten, las die Gustel und sprach: „Barmherziger, gnädiger Gott und Vater! Ich danke dir von Herzen für alles Gute, das ich diesen Tag von deiner Hand empfangen habe! Ach, Herr, ich bin zu gering aller deiner Barmherzigkeit, die du an mir täglich thust. Ich danke dir auch für die Abwendung des Übels, so mir diesen Tag hätte begegnen können —"

„Ach, wenn doch der Ulrich auch so beten könnte!“ unterbrach hier plötzlich die Wittve.

Die Gustel aber sah ernst und bekümmert darauf, schüttelte langsam und schmerzlich das Haupt, suchte dann verächtlich die Schrift wieder auf und fuhr zu beten fort: „Ich danke dir, daß du mich unter dem Schirm des Höchsten und Schatten des Allmächtigen bedeckst und behütet hast, vor allem Unglück und vor schweren Sünden, und ich bitte herzlich und kindlich, vergib mir alle meine Sünden, die ich diesen Tag begangen habe mit Gedanken, Worten und Werken!“

„Ach, Gustel,“ unterbrach auf's Neue die Wittve: „bet' das noch einmal! Wer weiß, ob der arme Ulrich heut zum Beten kommt; da wollen wir's für ihn thun!“

Nachdem die Schwester diese Stelle noch einmal und wie mit schwerem, ahnungsvollem Herzen halblaut gelesen hatte, fuhr sie fast in gebrochenem Tone fort: „Segne meinen Schlaf, und gieb, daß ich von dir rede, wenn ich mich zu Bette lege und an dich gedanke, wenn ich aufwache, daß dein Name oder Gedächtniß immer in meinem Herzen bleibe, ich schlafe oder wache. Gib mir, daß ich nicht erschrecke vor dem Grauen des Nachts, daß ich mich nicht fürchten möge vor dem plötzlichen Schrecken, sondern süße schlafe. Siehe, der uns behütet, schläfet nicht; siehe, der Hüter Israels schläfet noch

schlummert nicht. Laß deine heiligen Wächter mich behüten, und deine Engel um mich herlegen und mir ausbelfen. Deine heiligen Engel wecken mich zur rechten Zeit wieder auf! Und wenn mein Stündlein vorhanden ist, so verleihe mir einen seligen Schlaf und eine selige Ruhe in Jesu Christo, meinem Herrn! Amen!“

„Amen!“ wiederholte die Menel und gab dann der Schwester die Hand und drückte sie an ihr Herz, inniger und zärtlicher als sonst und sprach: Schwesterle, wenn Du diese Nacht nicht bei mir wärst, ich hielt's nicht aus! Ach, Du weißt gar nicht, wie mir's Herz voll ist! Wenn ich wüßte, daß ich reden dürfte, so wär' mir's doch recht lieb!“

„Warum darfst Du nicht?“ fragte die Gustel mit schwesterlicher Theilnahme und doch gar trüb und traurig, als ahne sie schon, was sie hören würde.

„Ach, ob ich vor Dir dürfte, Gustel!“ fuhr die Schwester fort.

„Vor mir dürfst Du!“ antwortete die Jungfer: „Und ich weiß auch schon, was Du sagen willst.“

„Nun, was denn?“ fragte die Wittwe, aber nicht neugierigen, sondern bittenden Tones und setzte schnell hinzu: „Ach Schwesterle, wann Du's zuerst thät'st, dann wär' doch ein Stein von meinem Herzen.“

„Nun,“ sagte die Gustel und schlug die Augen

nieder: „der Ulrich hat um Dich gefreit, und Du bist mit ihm Eins geworden.“

„Ja!“ sagte die Wittwe schnell, und fiel der Schwester um den Hals: „Gustel, bist Du böse auf mich?“

„Ne!“ antwortete diese: „Ich freu' mich!“ Und dabei ließen die Thränen über ihre Wangen.

„Aber stehst Du,“ fuhr nun die Mienel lebendiger und zufriedener fort: „Es weiß es noch keine Seele, außer Du und ich und der Ulrich, und ich weiß es auch erst seit gestern und habe die ganze Nacht nicht schlafen können, weil ich mich fürchten that. Also, liebes Schwesterle, Du bist mir also wirklich nicht böse, daß der Ulrich um mich gefreit hat? Ich kann doch nicht davor, und hab's ihm, so wahr Gott lebt; nicht nahe gelegt. Ich dachte immer, es wäre besser, wenn er Dich nehmen möchte, und wir haben alle in dem Häusel Platz. Aber es muß doch so sein sollen.“

„Ja, es muß so sein!“ setzte die Gustel hinzu. „Ich hab's längst gewußt, daß es so sein muß. Und ich bin gar nicht böse auf Dich, und auf den Ulrich nu gleich gar nicht! Ich bin ein armes Mädel, und Du bist 'ne reiche Frau!“

„Ne, Gustel, so mußt Du nicht denken!“ bat die Schwester: „und Du kannst mir's glauben, der Ulrich denkt nicht so. Ich will Dir's nur sagen, wie's war! Also gestern Abends, da gingst Du

zu den Kindern; ich fürcht' mich gar so sehr vor dem grausamen Wetter."

Die Gustel warf nun schnell ihre Kleider über und ging mit der Schwester in's Kämmerlein zu den Kindern, die in ihrem friedlichen Schlummer da lagen, und sich weder um Bliß, noch um Donner und Sturm bekümmerten. Indem begann es stärker zu regnen und fiel's rauschend und brausend auf die Lannenbäume nieder, und machte das Alles einen solchen schauerlichen Lärm, daß kaum Eins des Andern Wort verstehen konnte.

„Herr Jesus!“ rief auf einmal die Wittwe aus. „Was war das? Es klopfst Jemand an den Laden!“

„Das wird der Sturm sein!“ erklärte die Gustel: „Die Haken sind e bissel wackelig, und da klapp't's!“

„Ne, ne!“ entgegnete die Mienel ängstlich: „Das klingt ganz anders. Um Gottes willen, es wird doch kein böser Mensch sein! Herr Jesus, da klopf't's wieder. Ich sterbe vor Angst. Gustel, ich bitt' Dich um Gottes willen, was machen wir denn?“

„Ich dächte,“ antwortete die Schwester: „'s Beste wär's, nachsehen, was es gibt! Auch muß es Niemand Fremdes sein, denn der Liras bellt ja nicht!“ Und nun schob sie das kleine Fenster zurück und fragte hinaus: „Is ebber Jemand da?“

„Ja!“ antwortete eine männliche Stimme: „Ich bin's!“

„Ulrich!“ rief die Wittwe mit freudigem Schreck

aus und lief schnell zur Thüre, schob den Balken zurück und ließ den Knecht eintreten.

„Mein Gott, wo kommt Ihr so spät her?“ fragte sie ihn.

„Laßt mich nur ein wenig verschmaufen, Frau Meisterin und Jungfer Gustel!“ bat er ängstlich und zitternd: „Ich will Euch Alles erzählen. Es mag ungeschicklich sein, daß ich um Mitternacht hierherkomme, aber es ging nicht anders!“ Und dabei that er ganz ungewöhnlich scheu und schüchtern.

„Die Gustel weiß es und hat nichts dawider!“ sagte nun die Wittwe, um dem Knecht Muth einzusößen, und meinte nun, ihr Bräutigam werde nun mit einem Male guter Dinge sein. Aber Ulrich that immer noch sehr unruhig, wie Einer, dem weniger das Herz, als das Gewissen zu schaffen macht.

„Ich werde nicht lange hier bleiben!“ sagte der Ulrich kurz. „Ich wollte bloß Abschied nehmen; ich muß fort!“

„Um Gotteswillen, was gibt's denn?“ fuhr die Wittwe auf. „Ihr wollt fort, und das mitten in der Nacht! Ach, ich wußte doch, daß ein Unglück passirt ist!“

„Ja,“ sagte Ulrich kalt: „es ist ein Unglück passirt. Es ist möglich, daß ich den Gerichtschreiber erschlagen habe. Wenn er nicht todt ist, ist's wenigstens ein Wunder!“

Als die beiden Schwestern dieses Geständniß hörten, brachen sie zusammen in lautes Weinen und Klagen aus.

„Ach, ich unglückliches Weib!“ sagte die Mirenel und rang die Hände. „Ulrich, wie ist's möglich, daß Ihr solche schreckliche Sünde thun konntet! Habt Ihr deshalb um mich gefreit, daß Ihr mich in Euer Elend und Verdammniß mit hinein ziehen wollt?“

„Ne, davor behüt' mich der liebe Gott!“ antwortete der Knecht. „Ich kam eben deshalb her, um Abschied zu nehmen; ich geh' noch diese Nacht über die Grenze, und es mag wohl sein, daß wir uns im ganzen Leben nicht wieder sehen. Ja Frau Meisterin und Jungfer Gustel, ich bin ein Mörder geworden und wenn ich's recht betrachte, doch nur um Euretwillen, ob Ihr gleich nichts davor könnt!“

„Gott erbarme sich doch!“ rief die Wittve aus: „Das ertrag' ich nicht! Ach, daß ich mit meinen armen Kindern noch in solches Unglück kommen sollte!“

Die Gustel erschien aber jetzt etwas gefasster und sagte: „Schwesterle, wart's doch erst ab. Der Ulrich mag erst erzählen, wie's eigentlich zugegangen ist; vielleicht ist's doch nicht gar so schlimm!“

„Wollte Gott, Ihr hättet recht, Jungfer!“ sprach der Knecht: „Aber, wenn Ihr wollt, will ich's

Euch erzählen. Ihr kennt doch den Gerichtschreiber, den Herrn Krumbeln, wie sie ihn auch nennen; das ist ein Mensch, den auch Niemand leiden kann; ein ganz schlechter Mensch, der in den Wirthshäusern 'rumliegt und sonst ein ganz schlechtes, unzüchtiges Leben führt! Und wo er kann den armen Leuten Etwas anhaben, da thut er's, und zwick und zwackt den armen Leuten die letzten paar Groscheln aus der Tasche, und ist ein schlechter, ungetreuer und ungerechter Mensch. Ich kenne auf Gottes Erdboden keinen, den ich so hassen thät, wie den Gerichtschreiber. Die Leute auf der Straße weichen ihm aus, oder thun nur freundlich mit ihm, weil sie sich vor ihm fürchten. Hab' ich Recht oder Unrecht?"

„Ihr habt Recht, Ulrich!“ antwortete die Wittve. „Er hat meinen seligen Mann auch um fünf Gulden gebracht, und was Ihr von seinem schlechten Lebenswandel erzählt, ist auch ganz richtig. Müller's Rickel hat sich nur um seinetwegen in's Grab gehärmt, und die Fingel aus der Schmelde wird die Schande auch nicht lange mehr ertragen!“

„Also ich hab' recht!“ rief der Knecht aus: „Das ist doch ein Trost für mich!“ Und fuhr nun in seiner Erzählung fort: „Weil's denn nun zwischen uns Welsden, Frau Meisterin, richtig geworden war, so wollt' ich zu meiner Mutter gehen und ihr's sagen und um ihren Segen bitten. Die

zwei Stunden Wegs bis hin, wo ich doch gar so fröhlich war, wurden mir aber durch den Gerichtschreiber zu Schanden gemacht. Ihr wisset, wenn man aus dem Wald kommt, da geht's rechts über die Maine, und ist e gar hübscher Weg; es geht sich so sanft hin, als ging' man auf lauter Federn. Wie ich nun da so hinging, und that an Euch denken, Frau Meisterin und an meine alte Mutter, wie die sich würde freuen thun, wenn ich's sagte, daß wir Eins geworden wären, da war ich doch auch so lustig, wie ich's mein Lebtag nicht gewesen bin. Aber das sollt' nicht so fortgehen! Da is dort e Büschel, und wie ich n'an komm', wer tritt auf einmal raus? Der Gerichtschreiber, der Krumbain mit seinem zuwidernen Gesicht. Mir quoll gleich 's Herz, wie ich den schlechten Menschen sah; aber ich hielt an mir, und sagte: Glück auf! und wollt' vor'm vorüber gehen. Aber es sollt' nicht sein!"

„I das ist ja der Ulrich!“ sagte er: „Hatter denn so viel Zeit, daß er spazieren gehen kann!“

„Es geht mir nicht so, wie Ihm!“ sagte ich ihm, und wollte weiter.

Aber der schlechte Mensch stellte sich mir in den Weg und hatte einen großen Stock mit so 'nen behnern Pudel oben drauf und sagte: Weiß er och, mit wem Er redt'?"

„D ja,“ sagt' ich, und mir that dabei 's Herz

und die Hände zittern: „Er ist der Gerichtschreiber und die Leute nennen ihn auch noch anders; und es wär' gut, wenn Er einmal beim Leben Gott Gerichtschreiber wär'. Der würde Ihm doch wohl e. Bissel mehr auf die Finger sehen!“

Wie ich das so ganz unschuldig gesagt hatt', hebt der schlechte Mensch seinen Stock auf, und hält mir den behnernen Pudel so vor die Nase, daß ich fast dran stoßen that.

„Herr Gerichtschreiber,“ sagt ich, „zieh' Er das Thier zurück, ich kann's nicht gut vertragen und mach' mit Hundem nicht viel Umstände!“

Nun müßet Ihr aber wissen, daß der schlechte Mensch etwas in der Krone hatte, wie immer, und hat solche gläserne, boshafte Augen, daß man 'n nicht ansehen kann vor Abscheulichkeit.

„Gott straf mich!“ sagte nun der Gerichtschreiber, denn der schlechte Mensch glaubt an gar keinen Gott und hält's nur mit dem Teufel. „Kerl, so sagt er zu mir, Du denkst wohl, weil Du zu der Gussel auf die Freit' gehst, und weil das dumme Ding an Dir Rußbuttenmann den Narren gefressen hat, — Sie muß das nicht übel nehmen, Jungfer Gussel, ich sag's gerade, wie's ist, — da denkst Du wohl, sagte der schlechte Mensch zu mir, Du kannst den Respekt vor mir vergessen? Nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht unter die Feder kommst, da könnt Dir Dein Brod gebacken sein!“

„Nu,“ sagt' ich da, „'s Backen versteh ich auch e Bissel und für's Riteffen wollt' ich schon sorgen.“

„Was!“ schrie er da, und holt aus und schlägt mich mit dem behnern Hubel so unversehens auf die Schulter, daß ich vor Schmerz zusammensuhr.

Na da lief mir freilich 's Blut über. „Du schlechter Mensch,“ sagte ich zu ihm: „Du fällst mich wie ein Straßenräuber an. Ich will Dir zeigen, daß ich's Backen verstehen thu.“

Und nun griff ich 'n bei der Gurgel und that 'n so en paar Mal hin und her schütteln, daß die Müge vom Kopfe fiel und er ganz schwarz wurde; und dann that ich 'n anpacken und schmiss'n in den Busch 'nein. Und wie ich 'n denn ansah, nu freilich, da war er todt!“

„Um Gottes willen!“ rief die Wittwe mit Entsetzen aus. „Ulrich, Du hast 'n wirklich todt gemacht?“

„Ich denke ja!“ antwortete der Knecht ruhig: „er that wenigstens keinen Athemzug mehr. Nun that mir aber doch's Herz weh, und ich hätt' was drum gegeben, wenn der schlechte Mensch wieder lebendig geworden wäre. Aber es sollt' einmal so sein. Ich ließ'n nun liegen und riß aus, und wollt' zu meiner Mutter, aber ich hatte nun keine Ruhe mehr dazu, und bin im Wald die Kreuz und Queer 'rumgelaufen, und hatte manchmal gar erschreckliche Gedanken. Da kam aber 's liebe Gewitter, und

es war fast, als thät' der Donner mit mir reden und sprach: „Fürchte dich, aber nicht vor Menschen, sondern vor Gott! Und ob ich gleich fort in's Böhmische wollte, so ließ doch der gar erschreckliche Donner mir eher keine Ruhe, als bis ich noch einmal umdrehete und gang her zu Euch, um Abschied zu nehmen. Ich merke nun wohl, 's war auch nicht bloß des Abschied's wegen, sondern daß ich selber ruhiger werden sollte, wenn ich Jemand mein Unglück erzählt hätt'. Denn jetzt ist mir's doch, als könnt' ich keine solche schrecklichen Gedanken mehr haben!“

„Du willst also wirklich fort, Ulrich?“ fragte die Wittve unter Thränen. „Und was willst Du denn in Böhmen machen?“

„Ja, wenn ich das selber wüßte!“ antwortete der Knecht. „Ich denke aber, der liebe Gott wird mir schon e Dertel zeigen, wo ich leben und mein Brot verdienen kann!“

„Und Du kannst so ruhig fortgehen?“ sagte die Wittve weiter. „Hast Du nicht erst gestern gesagt, Du willst für meine armen Kinder ein ordentlicher Vater sein?“

„Ach ja!“ sagte der Knecht. „Aber wenn sie mich hier erwischen, und setzen mich hin und legen mir den Kopf vor die Füße, da ist's ja so aus.“

„Ihr wißt doch aber noch gar nicht gewiß, ob der Gerichtschreiber todt ist,“ warf die Gustel ein.

„Wart's doch erst ab; Ihr könnt Euch ja so lange verstecken. Ist er todt, nun so könnt Ihr in Gottes Namen in's Kathollische über gehen; ist er aber nicht todt, so ist's doch 's Beste, Ihr bleibt da und zeigt Euch selber an, und büßt Eure Strafe ab, nachher könnt Ihr ja wieder ganz ruhig leben.“

„Die Gustel hat Recht!“ sagte die Wittve. „Ihr könnt Euch hier in der Hütte verstecken!“

Ulrich schüttelte aber den Kopf und sagte: „Selber anzeigen? Ne, Jungfer Gustel, das thu' ich doch nicht. Und wenn ich zehnmal 's Recht in Händen hab', der schlechte Mensch, der Gerichtschreiber, wenn er nämlich noch leben thut, behält doch Recht; und wenn ich daran denke, daß ich um dieses schlechten Menschen willen auch nur acht Tage im Gefängniß sitzen sollte, der Aerger über die Ungerechtigkeit in der Welt brächt' mich um.“

„Aber abwarten könntest's doch, Ulrich!“ bat die Wittve: „Kannst Du Dir's denn gar nicht vorstellen, wie mir das Alles in's Herz geht? Ich hab' oben hinter der Feuereffe ein kleines Kämmerle; das find't Niemand, wer's nicht weiß. Und Noth sollst Du auch nicht drin leiden.“

„Thut's nur, Ulrich!“ Teste die Gustel hinzu. „Mir ist's immer, als wär' die Sache nicht so schlimm, als sie ausseht. Kommt Zeit, kommt Rath, sagte immer unser seliger Vater, und das ist auch immer wahr gewesen!“

Ulrich wollte zwar noch einige Einwendungen machen, aber die beiden Schwestern brachten es doch zuletzt so weit, daß er sich entschloß, im Kämmerlein hinter der Feueresse seine Wohnstatt zu nehmen.

An Schlafen war diese Nacht nicht zu denken, und fing auch schon der Morgen an zu grauen. Nachdem also Ulrich sich noch mit Speise und Trank erquickt hatte, kroch er in's Kämmerle hinauf; und die Wittve schob den Schieber und mit Hilfe der Gufstel eine große schwere Lade vor, und wußte's Niemand, daß da hinten der Ulrich saß.

Die Gufstel hatte aber wirklich Recht, als sie sagte, daß es ihr immer so wäre, als wär' die Sache nicht so schlimm; und das sollte sie bald mit leiblichen Augen schauen.

Es hatte nämlich noch nicht sechs im Dorfe geschlagen, als auf einmal der Hund bellte und gar grimmig that, als wollten Räuber und Mörder in die Hütte. „Hängt den Hund an,“ schrie eine männliche Stimme, oder ich schlage ihn todt!“

Die beiden Schwestern sprangen zu gleicher Zeit aus der Hütte und beschwichtigten den Hund und erschrafen fast zu Tode, als der Gerichtschreiber leibhaftig mit zwei stämmigen Bauern draußen stand, die starke und lange Stricke unterm Arm trugen. Der Gerichtschreiber hatte aber den Kopf mit dicken Luchern verbunden und sah halb aus, wie

ein Türke im Turban, nur nicht gar so glänzend, und hatte auch keine Perleschnüre und keinen krummen Säbel, trug aber dafür etwas krumme Beine und den Stock mit dem „behnernen Büdel.“

„Ist der Ulrich bei Euch?“ fragte er mit grimmiger Stimme.

Die Mienel konnte aber vor Schreck und Angst kein Wort reden, also daß die Gustel antwortete und sagte:

„Ihr scherzet wohl, edler Herr Gerichtschreiber! Seit gestern Mittags sind wir selber um Ulrichen in Todesangst, und denken, das liebe Wetter hat ihn die Nacht im Walde erschlagen. Wollt' ich eben gleich selber gehen und die Sache bei Euch anzeigen.“

„Was für 'ne Sache?“ fragte der edle Herr gar grimmig.

„Nun!“ antwortete die Gustel: „Ob's liebe Wetter den Ulrich erschlagen hat. Ich hab' doch gehört, die Gerichtsleute müßten alle Todten aufheben und für ein christliches Begräbniß sorgen!“

„Was ist das für dummes Gerede!“ rief der Herr Krumbein aus. „Macht nur keine Umstände und gebt den Mörder raus, den Ulrich; er steckt doch nur bei Euch; hler in Eurer geheimen Wirthschaft!“

„Herr Gerichtschreiber,“ entgegnete die Gustel und that dazu gar ernst: „Wenn Ihr in's Haus

wollt, daß können wir Euch nicht wehren; und wollen's Euch nicht wehren, aber wenn Ihr da von einer geheimen Wirthschaft red't, so wollt' ich Euch nur sagen, daß ich zu dem Tiras da nur sprechen darf: Tiras, gib doch dem Herrn Gerichtschreiber 's Gelehte! und da geb' ich nicht viel d'rum, daß Ihr mit sammt Eurem behnernen Pudel da auf dem Stocke und den beeden Andern da von unserer geheimen Wirthschaft Abschied nehmt. Und dann sprecht Ihr von Ulrich, daß er e Mörder wär'; da muß doch erst Jemand todtgeschlagen worden sein, und nun bin ich neugierig, wer das ist."

„Das bin ich!“ sagte der Gerichtschreiber grimmig, wie bisher.

„Nun merke ich erst recht, daß Ihr spaßt!“ rief die Gussel lachend aus, und nahm den Ton des Mitleids an und fuhr fort: „Eoler, lieber Herr Gerichtschreiber, was habt Ihr denn am Kopf? Gewiß habt Ihr's Reissen und habt Erdäppeln aufgelegt. Das ist gar e gutes Mittel und hilft mir selber immer. Ihr müßt aber auch den Kopf zu sehr anstrengen und habt gar schwere und saure Arbeit mit der Feder!“

„Raisonnir' Sie nich!“ gebot der gestrenge Herr: „Sonst kann Sie auch mit ins Loch spazieren!“

„Marsch, in die Hütte! fuhr er nun zu den beiden Bauern fort: „Thut Haussuchung, und wenn

ihr ihn findet, so thut ihn binden wie einen genthe-
nen Mörder und Verbrecher!"

X Während nun die Wittve durch ihre Aengst-
lichkeit immer mehr verrieth, daß der Urtisch wohl
drin sein dürfte, verlor die Gustel den Muth so
wenig wie die Klugheit. Noch ehe die Bauern in
die Hütte treten konnten, stellte sie sich neben die Thüre
und machte dem Tiras einen geheimen Schnipps
mit der Hand, und der Hund verstand die Zeichen-
sprache und legte sich queer vor die Treppe, die
auf's Oberbödel führt und steckte die Schnauze
zwischen die Hinterbeine und guckte mit seinen gliz-
zernden Augen in ruhiger Würde und in stolzem
Selbstbewußtsein seiner Macht und seines Rechtes
um sich. Als nun die beiden Bauern sich der
Treppe näherten, ließ der Tiras so einen stillen,
knurrenden Donner hören, daß die Weiden erschrafen
und zurückwichen.

„Ruft den Hund weg!“ schrie der Gerichtsschrei-
ber: „oder es geht Euch Allen schlecht!“

„Ach, wie gern thät' ich's, Herr Gerichtsschrei-
ber,“ sagte die Gustel: „Aber das Vieh hört nicht,
das ist einmal sein Platz, und geht er nur weg,
wenn er e Zipfle Wurscht kriegt. Habt Ihr viel-
leicht e Zipfle Wurscht in der Tasche?“

Diese offenbare Verspottung seiner Amtswürde
erregte denn den Grimm des edlen Herrn Schrei-
bers auf's Heftigste. „Nun denn,“ sagte er, „da

wollen wir kurzen Prozeß machen! Haben wir nur Euch, Jungfer Gustel, wenn sonst der Titel noch angewandt ist, so haben wir auch Euern Galahn. Pacht die Jungfer!" schrie er nun den beiden Bauern zu: „Und wenn sie nicht freiwillig geht, so bind't sie mit Stricken!"

Da aber die beiden Bauern zögerten, ging der Gerichtschreiber selber auf die Jungfer zu, und ergriff sie beim Arm; freilich nur auf einen Augenblick; denn plötzlich schoß Liras, wie ein Ungethüm, auf, sprang mit einem Sage bis zu dem Schreiber und that dabei einen so fürchterlichen Beller's, daß dem edlen Herrn der Stock mit dem behnernen Budel aus der Hand fiel. Im selben Augenblicke aber wurde oben auf dem Boden ein großer Lärm und ein Gepolter, als hätt's liebe Wetter eingeschlagen. Und dann sprang's mit großen Schritten die Treppe herunter und da war's Ulrich, der Knecht, der auf den Gerichtschreiber zu fuhr und sprach: „Wenn Euch Euer Leben so viel wie ein Besenstiel werth ist, so mdgt Ihr Hand an die Jungfer legen!"

„Gaha!" rief nun der Gerichtschreiber mit boshaftem Lächeln aus: „Ich wußt's doch gleich, haben wir's Mädcl, so haben wir auch den Galahn. Auf Befehl des Herrn Amtmanns, Ihr seid mein Gefangener! Auf, thut 'n die Hände auf den Rücken binden!"

besonnen, wo er eigentlich wär', und was sich mit ihm ereignet hätte, hatte er sich wieder aufgekraubelt und war mit Hilfe des beherrschten Pudels wohl und glücklich zu Hause angelangt.

Und schlen ihm diese Leibbesersütterung und Seelenbewegung, so wie der leichte Abdruck gar gut und heilsam zu sein; denn als nun vollends ein Rännlein Schnaps in den Magen kam und das erkältete Gedärme wieder recht auswärmte, da war ihm so leicht und wohl, wie lange nicht und hätte nun eigentlich sollen dem Ulrich, als einem gar geschickten Doctor und Feldscheer einen Belobungsschein ausfertigen. Aber der undankbare Schreiber that gerade 's Gegentheil. Noch desselben Tages lief er zu seinem Herrn, dem Amtmann und zeigte ihm die noch blutigen Ritzlein am Haupte und die braunen Flecken am Halse und brachte an, wie er so ganz in aller seiner Unschuld und Einfachheit seines Gemüthes ein wenig spazieren gegangen, um sich von den Lasten seines schweren und mühevollen Amtes zu erholen, und wie da bei dem Büschel, wo der Markstein von Fichtelrode steht, plötzlich der Ulrich gekommen wär' und wär' wie ein Straßenräuber über ihn hergefallen und hätt' ihn gewürget, und wär' wohl eine halbe Stunde todt gewesen.

X
Und als der Amtmann gefragt, warum solches Alles geschehen sei, und wär' doch sonst der Ulrich

kein Raufbold und Straßenräuber, und wär' auch noch nicht vor Gericht gewesen, hat der edle Schreiber weiter angebracht, wie er nicht anders glauben könnte, als daß Eifersucht mit im Spiele wäre. Er, der edle Schreiber nämlich, könnt's vor dem Herrn Amtmann nicht leugnen, daß er seit längerer Zeit mit dem Gedanken umginge, die Jungfer Gustel zu heirathen, und hätte er sich endlich darüber weggesetzt, daß solche Heirath unter seinem Stande sei, da sonst die Jungfer Gustel ein gar ansehnlich und respectables Kammernzimmer sei, wenn sie auch nichts hätte, als was sie auf dem Leibe trüge. Und weil nun die Jungfer das einsehen thäte, und ihm immer mehr zu Willen wäre, und weil der Ulrich auch um die Jungfer freite und sich ärgerte, daß er so einen begünstigten Nebenbuhler hätt', so wär' eben die Eifersucht im Spiele gewesen!" —

Und weil nun der Gerichtschreiber sonst eine vor Gericht angesehene Person war und die Wahrheit seiner Aussage mit einem Eide zu erhärten sich erbot, erließ der Amtmann einen Verhaftsbefehl gegen den Ulrich; und weil der eigentliche Stockmeister und Gerichtsdienner nicht zu Hause war, so hatte der edle Schreiber sich nicht für zu vornehm gehalten, das Häfcheramt selber zu verwalten, und war ihm auch, wie erzählt worden, richtig gelungen.

Als nun aber Ulrich vor Gericht erschien und Wilbenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. I. Bd. 9

die Sache etwas anders erzählte und die Stelle auf der Schulter wies, wo der „behnerne Pudel“ sich so tief verbissen hatte, daß es mit Blut unterlaufen war und grün und blau aussah, da mußte der Amtmann allerdings zugeben, daß der Ulrich kein Straßenräuber wär'; aber weil doch ein Exempel statuirt werden mußte und eine geschworne Gerichtsperson nicht so unmanierlich behandelt werden darf, wurde der Ulrich zu zehn Tagen Gefängniß verurtheilt und that auch nicht dagegen appelliren und bat nur geziemend, daß er so viel seine Strafe abtzen dürfte. Der Gerichtschreiber aber rieb sich fröhlich die Hände und behielt sich nur noch vor, Schmerzensgeld zu verlangen.

Ulrich aber ging froh und getrost in's Gefängniß.

Die Kirchenglocke hatte wiederum die zehnte Stunde Abends geschlagen und lag eine finstere Nacht auf dem Walde. Da schlich eine Frauengestalt durch's Gebüsch, und hatte ein großes Tuch über den Kopf geschlagen und trug im Arme ein Körblein, das reichlich gefüllt sein mußte. Auch war das Frauenzimmer gut im Walde bewandert und wußte jeden Fußsteig und fürchtete sich nicht in der finstern Waldnacht.

Nach einer Stunde kam die Nachtwandlerin im

Dorfe an, und da drinnen war Alles todt und still und ließ sich nur zuweilen ein kurzes Hundegebell hören, das aber nicht ernstlich gemeint war und nur geschah, um in der Uebung zu bleiben. Die Frauengestalt ging nun nach einem großen, alten, verwitterten Hause zu; das hatte einen großen Thorweg und daran waren sechs Geier angenagelt, die ihre Köpfe auf die Brust senkten und hatten Blutflecken am Leibe. Die sechs Geier aber waren in gar zierlicher Ordnung aufgezweckt; drei oben, zwei unten und einer ganz unten, und war fast grausig anzusehen.

Neben dem großen Thorweg war aber ein schmales Pförtlein mit Eisen beschlagen, und links und rechts zur Seite hingen zwei eiserne Ketten mit einem eisernen Halsring; der klappte unten auf wie das Maul eines hungrigen Tigers und schien auf den Hals zu warten, der sich da zur kalten Umarmung hinein stecken sollte. Und neben dem Pförtlein waren Fenster mit Eisenstäben, aber so hoch, daß kein Menschenarm hinauflangen konnte.

Als die Frauengestalt daselbst angekommen war, wurde es ihr doch ein wenig schaurig und ängstlich zu Muth und schließlich gar furchtsam bis an die vergitterten Fenster.

„Wenn ich nur wüßte, wo er säß!“ sagte sie still zu sich. „Es wär' doch schrecklich, wenn ich den weiten Weg umsonst gemacht hätte!“

Sie setzte nun den Korb vor sich hin und be-
lugte die Fenster, ob er nicht zufällig am Fenster
stände, und wußte, daß sie da wäre.

„Ach!“ fuhr sie fort: „vielleicht schläft er doch
schon; ich bin doch ein recht albernes Weib, daß
ich an Alles das nicht gedacht habe. Wenn nur
wenigstens Jemand käm', der dir's sagen könnt'
und sagen dürfft', wo er säß!“

Und ihr Wunsch schien in Erfüllung zu gehen.
Es that sich nämlich plötzlich das Pförtlein auf,
so daß das Frauenzimmer kaum noch Zeit hatte,
sich hinter einer großen Linde zu verstecken. Aus
dem Pförtlein aber trat eine Mannsgestalt, etwas
unsicheren Trittes aber gar redseligen Mundes.

„Ihr verflixten Behme!“ rief der Mann aus:
„Wollt ihr gleich stille stehn! Ihr denkt wohl,
weil's Nacht ist, da könnt ihr nach Belieben herum-
spazieren? Wißt ihr nicht, wer ich bin und kann
euch einsperren lassen, wenn ihr noch mußt?“

Und dabei hob er seinen Stock und oben drauf
war etwas, das sah bald wie ein beherner Budel,
und socht damit gegen die Bäume. Aber der mann-
hafte ritterliche Kämpfe verlor bei solchen kühnen
Bewegungen das Gleichgewicht und stürzte platt
und breit wie ein Habersack zur Erde nieder.

„Alle Teufel!“ rief er aus: „Ihr macht wohl
gar Ernst und lehnt euch gegen den Gerichtsschrei-
ber auf? Hilfe, Hilfe!“ schrie er nun mit gräu-

licher Stimme, und wälzte sich am Boden, etwa wie ein Maikäfer, der auf dem Rücken gefallen ist und sich abmüht und hin und her rutscht, ob er wohl wieder auf könnte. Der Frauensperson wurde es dabei gar angst und bang; einmal dachte sie, ob sie wohl hinzusprang und hülfte dem Gefallenen wieder auf; aber bald sagte sie sich doch, daß sie um ihrer eigenen Sicherheit willen von solch menschenfreundlichem Werke wohl müsse abstehen und vergrub sich vielmehr noch tiefer in den Schatten, obgleich die Nacht schon finster genug war.

Der Gerichtschreiber aber, denn das mußte er wohl sein, da er sich selber so nannte, und auch sonst an dem behnernen Budel erkennbar war, der Gerichtschreiber also maikäferte noch umher und schrie immer mehr und immer lauter. Da knitterte ein Gitterfenster und that sich auf und eine Mannsstimme fragte: „Was gibt's denn da unten?“

„Halt's Maul, Du Mörder!“ antwortete der Gerichtschreiber. „Denkst Du, ich kenn' Dich nicht an der Stimme? denkst Du, weil die Gustel an Dir Kusfköhler den Narren gefressen hat und mich verschmähen thut? Aber ich will Euch Beide noch kjoniren, daß ihr noch schwärzer werden sollt, als ihr schon seid!“

„Ich dachte, Ihr wäret doch auch schon schwarz genug!“ antwortete der Mann hinter'm Fenstergitter!“

„Halt's Maul, Mörder und Straßenräuber!“ wiederholte der edle Schreiber. „Hast Du Lust, noch vierzehn Tage länger zu brummen?“ Und dabei machte der Maikäfer eine gewaltsame Anstrengung, sich auf die Beine zu bringen; aber es gelang ihm nur halb. Denn als er glücklich auf den Beinen stand, und nun das edle noch rückwärts hängende Haupt nachheben wollte, kollerte er wiederum beiseits und schrie nun aus Leibeskräften: Hilfe, Hilfe, Mörder, Straßenräuber, der Ulrich will mich erdroffeln! Legt das Ungethüm in Ketten und die Gabel dazu!“

Weil er nun gar so jämmerlich und so laut schrie, hörten es die Wirthsleute im Hofe, wo der Schreiber bis so spät in der Nacht beim Schnapsglase geseffen hatte. Der Wirth und die Knechte sprangen nun herzu und stolperten über den edlen Herrn Scribarius und suchten die Mörder; da sie aber Niemand fanden, als den edlen Herrn selber, merkten sie wohl, daß der Raub- und Mordanfall eine Erfindung des Schnapsgeistes sei; und hoben den Schreiber auf, der nun mit seinem behnernen Budel wieder wild um sich focht, und auf den Ulrich und die Gabel grausamlich schimpfte. Aber der Wirth und sein Knecht mochten derlei gerichtsschreiberliche Demonstrationen und fuselgeistrische Expectorationen schon gewohnt sein und thaten nichts weiter, als daß sie dem edlen Herrn Scribarius

ein wenig verb unter die Arme griffen, ihn bis zu seiner Wohnung freundschaftliches Geleit gaben, und dann zurückkehrten und das Pförtlein hinter sich zuschlossen.

Wie aber Alles in der Welt nutzbar werden und erwünscht kommen kann, wenn's auch für den Augenblick anders erscheint, so auch hier. Gätte der Gerichtschreiber nicht so spät noch beim Fusel geseffen, und hätte er nicht mit den Bäumen einen ritterlichen Kampf kämpfen wollen und wäre er dabei von dem Gewichte seines behnernen Pudels nicht aus dem Sattel gehoben worden, und hätte er nicht so unmännlich geschrieen wie ein Zahnbrecher, so wäre Ulrich aus seinem süßen Schläfe nicht aufgeweckt worden und wär' nicht an's Fenster gekommen und hätte die Frauengestalt hinter den Bäumen nicht gesehen, und dieselbe hätte dann sehen mögen, wie sie sich dem Gefangenen bemerkbar machte.

Aber so ging das Alles gar herrlich von Statten. Als das Pförtlein zugeschlossen war und nun wieder eine Todtenstille sich über's Dorf gelegt hatte, schlich sich das Frauenzimmer wieder dem Fenster näher und schlug leise in die Hand und hüftelte dazu ein wenig. Und Ulrich hatte ein gar feines Gehör und ein scharfes Auge, absonderlich, da er schon lange gemerkt hatte, daß hier unten etwas nicht ganz richtig sei.

„Wer ist da?“ fragte er so leise als möglich.

„Ich bin's!“ antwortete das Frauenzimmer.

„Frau Meisterin! Mienel, wollt' ich sagen!“ rief der Ulrich freudig überrascht: „Ach Du liebe's Herze, hast Du in der Nacht den weiten Weg hierher gemacht um meinethalben?“

„Ach Ulrich!“ sagte die Wittwe: „Ich konnt's nicht länger aushalten, ich mußte Dich einmal wieder sehen und hab' Dir auch was mitgebracht!“

„Nu wart!“ entgegnete der Knecht. „Das geht nicht so, das muß anders werden!“ Und nun knickte und knackte und raschelte es, daß die Mienel erschrak und fragte: „Um Gottes willen, Ulrich, was machst Du denn?“

„Nischt!“ entgegnete er. „Die Stäbeln da, ich hab' sie schon längst drauf angesehen, die sind zerfressen und zerbeh und kann's nicht schaden, wenn sie der Schmied mal wieder ausglüht!“

Und es dauerte gar nicht lange, so hatte der riesige Knecht mit seiner nervigen Faust die eisernen Stäbe so weit aus einander gedrückt und geschoben, daß er mit dem Leib durchkriechen konnte, und die sieben bis acht Fuß Tiefe bis zur Erde herab sprang er wie ein Käzlein und fiel der Mienel um den Hals und sagte: „Du braves, gutes Herze Du! das werd' ich Dir doch in meinem Leben nicht vergessen, daß Du mich besucht hast!“

„Ach, ich konnt's nicht länger aushalten!“ wie-

berholte die Wittwe. Die Tage werden Einem so lang, als hätten sie gar kein Ende und ich wollt' Dir doch gern auch was Gutes mitbringen. Da- hier hab' ich Dir 'n Bams gebaeken und sind allein für ein Groschen Kriesen d'rin, und die Erdäpfel sind lauter rothe, weil Du die am liebsten isst, und gesalzen hab' ich 'n auch tüchtig und ist auch e Bissel Pfeffer drunter, weil Du 'n einmal so willst. Und angeprinzelt ist er auch tüchtig, das hastu doch auch gern!" Und dabei nahm sie aus dem Korbe einen dicken, fausthohen Kuchen, der sah bald aus, wie eine kostbare Lorte.

„Ach, was machst Du denn für Umstände mit mir?“ sagte der Knecht: „Da möcht' man doch alle Wochen mal sitzen, nur daß Du Einem so'n Bams bringen möchtest. Und was machen denn die Kindle und die Gustel?“

„Ach die haben egal nach Dir gefragt und wird 'n auch die Zeit lang, wie mir selber. Wenn doch nur die fünf Tage erst vergangen wären!“

„Na, das wird auch werden!“ tröstete Ulrich. „Denkst Du denn nicht auch, daß ich jede Stunde zähle? Ach, ich hab's gar nicht so gewünscht, wie mein Herz an Dir hängt; und ich hab' mein Lebtag keinen Traum gehabt, aber jetzt darf ich die Augen nicht zumachen, so geht das dumme Zeug an und alle Mal von Dir und den beiden Kindern. 's ist doch e närr'sch Ding mit den Träumen und

athmete hoch auf und sagte: „Du hast recht, Ulrich; ich bin e albernes Weibsbild und ich werd' nun auch von der Gustel kein Wort mehr sagen!“

Jetzt wurden plöthlich im Dorfe die Hunde laut, und es war auch, als schallten Pferdetritte her. Die Beiden erschrafen sehr und nun galt's, schnell Abschied zu nehmen. Ulrich riß sein Halstuch ab, schlug den Erdäpfelbams hinein, hing sich dann das Tüchel über'n Hals, drückte die Wittwe gar zärtlich an sein Herz und that einen gewaltigen Sprung nach dem Fenster oben, so daß, er die eiserne Stange erwischte, sich daran hinauf zog und nun in sein Gefängniß zurückkroch. „Gott sei mit Dir, Du gutes, braves Herze!“ rief er noch von Oben: „grüß mir die Kindeln!“

„Und die Gustel nicht auch?“ fragte die Wittwe im Tone gutmüthiger Ironie.

„Wenn Du willst, ja, sonst nicht!“ antwortete Ulrich. „In fünf Tagen sehen wir, so Gott will, uns wieder!“

Und nun flüchtete sich die Mienel um's Haus, und wartete, bis die Hunde nicht mehr bellten und das Pferdegetrappel vorüber war, und trat dann fröhlich und getrost ihren einsamen, schaurigen Heimweg an, und schlug's eben im Dorfe zwei Uhr, als sie in ihre Waldhütte wieder eintrat, und die Gustel und die Kinder im süßen Schlafe fand.

Am ersten Tage nach diesem nächtlichen Ereigniſſe trat der Gerichtsdienner in die Köhlerhütte ein und beſtellte die Jungfer Guſtel auf morgen um zehn Uhr vor Gericht. Die Schwestern zerbrachen ſich bald den Kopf darüber, und konnten durchaus nichts finden. Die Wittve verrieth dabei ein ängſtliches, fürchtſames Gemüth, während die Guſtel in ungeſtörterſter Fröhlichkeit ihren Sonntagsrock anzog und den Weg in's Amt antrat.

In der Verhörſtube, wohin ſie der Gerichtsdienner gleich nach ihrer Ankunft führte, fand ſie den Gerichtſchreiber mit ſeinem „zuwidern Geſichte“ am Tiſche ſitzen und eifrig mit Schreiben beſchäftigt; neben ihm den Amtmann, wie ihn die Leute nannten, der aber nur der Juſtitiar eines Privatgerichts war. Dieſer Juſtitiar war nun ein kleiner, dicker, runder Herr mit feiſtem Bauch und glänzenden Wangen und kleinen, glitzernden Augen. Sein ſpärliches, blondes Haupthaar ſchien ſchon ſeit einigen Jahren nicht mehr zu wachſen; denn es wurde nicht um eines Härleins Breite länger und lag wie ſauber und zierlich aufgeklebt auf dem edlen Haupte, und die Stirne dehnte ſich bis zum Scheitel aus und war anzusehen wie eine weiße, glänzende, fleiſcherne Halbkugel. Zu dieſem Anblicke kamen die Leute aber ſelten; denn der Herr Juſtitiar trug einen Tag wie den andern, wenn er zu Gerichte ſaß oder ſonſt die Gerechtig-

statiliche Jungfer wár und sich nicht einmal fürchtete.

Was sollte sich diese aber fürchten? Die Jungfrau stand nicht allein im Bewußtsein der Unschuld, sondern auch noch mit einem gottesfürchtigen Herzen vor zwei Männern, die es mit der Gottesfurcht nicht so genau nahmen, die niemals fragten, was Recht, sondern nur was Rechtens ist und wie zwei Vampyre an dem Blute der armen Gerichtsunterthanen saugten. Schon um dieser Blutjauerei willen muß man Aufhebung dieser Privat- und Winkelgerichte wünschen, die dadurch, daß es auch einzelne rechtschaffene und menschenfreundliche, ja ich möchte sagen, patriarchalische Gerichtsdirektoren gibt, noch nicht in ihrer Haltbarkeit erweisen werden.

Jetzt trat der Gerichtsdienner wieder ein und begleitete von einem Menschen, dem das Zeichen des Sauf- und Trunkenboldes auf der Stirne eingebrannt war. Ruppige, schwarze Haare bedeckten den Kopf bis über die Ohren und hingen bis an die Augen herab; dieser Mann hieß Kolbe und saß auf acht Wochen die Theilnahme an einer rohen und blutigen Schlägerei ab.

„Kolbe,“ rief ihm der Justitiar entgegen: „Sag' aus, was Du anzubringen hast!“

Der Gefangene nahm nun eine wichtige Miene an und sagte: „Ich that vorgestern abends schon lange schlafen und dacht' 's müßte bald wieder

früh sein, als ich aufwachte. Und das war e ganz abscheulicher Spectakel und war's, als thät' sich e Vieh oder Ehner, der e paar Känneln zu viel hinter die Halsbinde gegossen hat, im Schlamme rum wälzen thun; und der that mit dem Ulrich anblinden, der neben mir sitzen thut. Und da dauert's gar nicht lange, wie Alles wieder still war, und da wollte ich wieder einschlafen. Aber wie ich noch nicht eingeschlafen war, that ich so was pischpern hören. Zum Teufel that ich da denken, das hört doch heute gar nicht auf, und kann doch ke rechtschaffner Mensch e Dge zuthun, und wie ich's Fenster ganz duse aufmachen that, na da ging's schön über'n hochedlen Herrn Gerichtschreiber her, das wär' e ganz niederträchtiger Spizbube, und es wär' nur e Wunder, daß 'n Raben nich schon de Dgen aus dem Kopp gehackt hätten, und er wär' so schlecht, daß die Hunde nicht emol mehr enne Wurscht von ihm annehmen thäten!"

„Und hast Du die Stimme erkannt?“ fragte der Justitiar.

„Es war e Weibsen“ antwortete Kolbe! „Weiter thu' ich nischt wissen, aber 's Mannsen, das war der Ulrich, der neben mir sitzt. Denn es war so stockbehn finster, daß man nich emol den Himmel erkennen konnt'. Aber wie das Weibsen den hochedlen Herrn Gerichtschreiber schlecht gemacht hat, das geht auf keene Ruhhaut. Ich thät

mich ordentlich in des hochedlen Herrn Gerichtschreiber seine Seele 'nein schämen, denn so schlecht ist er doch nicht; es mag nun sein, wie's will!"

Während dieser Aussage Kolbe's klärte sich das Angesicht der Gustel immer mehr auf; es war, als würde ihr nun Alles klar; daß ihr aber die Relation des Kolbe gar viel Spaß machte, sah man an der Mühe, mit welcher sie das fast boshafte Lächeln verbiß, besonders, als sie bemerkte, wie der hochedle Herr Scribarius auf seinem Stuhl herumrutschte und eine Prise über die andere nahm, als Kolbe seine Anzeige machte.

Da wir nun besser unterrichtet sind, als der Justitiar und sein Schreiber, so müssen wir allerdings annehmen, daß Kolbe gar pfliffiger Weise die Gelegenheit zu benutzen wußte, um den auch ihm verhassten Gerichtschreiber einmal tüchtig und was die Hauptsache war, ungestraft abzutrumpfen.

„Du weißt also ganz gewiß, daß das Mannsbild der Ulrich war?“ fragte der Justitiar.

„Ja,“ versicherte Kolbe: Das kann ich beschwören, wenn's sein muß. Ich werde doch dem Ulrich seine Stimme kennen! Und ein rechtschaffner Mann, wie ich, weiß, was er red't!"

„Hast Du sonst noch was anzubringen?“ fragte der Justitiar weiter.

„Ne!“ antwortete der Gefangene: „außer daß das Weibsen immer wieder anfing und den hoch-

edlen Frummbeinigen Herrn Gerichtschreiber, den doch alle Leute so ehren und achten thun, ganz niederträchtig runter machte, daß er sich zu Tod' schämen muß, wenn nur drei Viertel wahr sind. Sie sagte: er wär' fast alle Tage dubelbick, und ließe allen Weibsbildern nach und stäke in Schulden bis über die Ohren, und mit den langen Fingern möcht's auch wohl nicht ganz richtig sein; und die kleinen Diebe thät' man hängen und die großen ließe man losen!"

„Es scheint für den Zweck der Anklage hinreichend zu sein!“ lispelte jetzt der Gerichtschreiber mit unterthänigem Bücklinge dem Justitiar zu. „Es dürfte vielleicht zweckgemäß sein, den Denuncianten abtreten zu lassen!“

Der Justitiar war auch ein sehr willfähriger Mann und sagte nun: „Kolbe, für jetzt ist's genug. Marsch, in's Loch!“

Und Kolbe warf einen hämischen, siegesfrohen Blick auf den Gerichtschreiber und ging dann mit dem Gerichtsdiener ab.

„Sie hat nun gehört, was wider Sie angebracht ist!“ wendete sich der Justitiar an die Gussel. „Was hat Sie darauf zu antworten?“

„Hochedler Herr!“ sagte die Jungfer, mit großer Heiterkeit obwohl schuldigem Respekte: „Ich bin e bissel schwerfällig, wenn's auf Begreifen ankommt. Ich hab' wohl gehört, daß e Weibsbild den Herrn

Gerichtsschreiber schlecht gemacht hat; aber Zweierlei ist mir selber noch unverständlich. Erstens: Wie das zusammenhängt, daß ich gerade darauf antworten soll, und Zweitens: Wir dummen Leute sprechen: Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Nun möcht' ich doch wissen, wo der Kläger ist!"

„Sei Sie nicht naseweis!“ rief ihr der Justitiar zu und zog dabei ein wenig an der baumwollenen Klingelschnur seines Hauptes. Da er aber doch merken mochte, daß die Gustel nicht ganz und gar Unrecht hätte, solche Fragen zu thun, fuhr er also fort: „der Herr Gerichtsschreiber selber, der gestern mit dem Inhaftaten Kolbe ein amtliches Vernehmen hatte, hat bei dieser Gelegenheit von ihm den nächtlichen Spuk erfahren, und nunmehr allhier zur Anzeige gebracht, und ist gegen das Weibsbild, welches ihn so schandbarer Weise an seiner Ehre angegriffen hat, klagbar geworden. Und da Inhaftate Kolbe ganz bestimmt die Stimme des Inhaftaten Ulrich erkannt hat, und dieser selbst Ulrich mit Ihr, Jungfer, im geheimen Verständniß stehen soll, so kann die Calumniantin Niemand and'res gewesen sein, als Sie, Jungfer.“

„Nu weiß man doch, woran man ist!“ sagte nun die Gustel und lächelte, wie ein fröhliches Kind. „Ja freilich, ich bin's gewesen!“

Nun möchte ich an euch, liebe Leser, die Frage richten: habt ihr jemals das flegestrunkene Ange-

sicht eines Untersuchungsrichters gesehen, wenn der Verklagte das ihm zur Last gelegte Verbrechen endlich eingesteht? Es gibt Leute, die sich gar tüchtig stolz thun auf ihre Weisheit und großen Künste und sonstigen erfreulichen Meriten um die Menschheit und um sich selber; aber das stolze Selbstbewußtsein eines Justitiars, der es durch allerlei geschickte und ausgefeimte Hin- und Herreden, durch Kreuz-, Quer- und Winkelzüge so weit gebracht hat, daß ein Vergehen und Verbrechen ein- und zugestanden wird, — das hat seines Gleichen nicht wieder auf Erden. Es sind mir Leute vorgekommen, (und es ist mir, als gehörte ich selber mit darunter) die sich allemal gar herzlich freuten, wenn ein Angeklagter unschuldig erfunden wurde; aber ein Justitiar, wie solcher in dieser Geschichte mit der schwarzbaumwollenen Zispelmütze und der holländischen Tabackspfeife, nimmt an der Unschuld der Angeklagten wahrhaftes Vergnügen, und ist dagegen seelenvergnügt, und reibt sich äußerlich und innerlich die Hände, wenn ein zugestandenes Verbrechen zu Protokoll genommen werden kann.

Der Justitiar holte vor herzinniger Freude drei Mal Athem nach einander, als die Gussel ihr Ja! ausgesprochen hatte, und der Gerichtschreiber warf vor lauter Herzenslust die Feder weg und trommelte ungeduldig mit Händen und Füßen, als könnte er's gar nicht erwarten, daß die Gussel „in's Loch käme.“

Weil aber die Gussel so gar sonderbar dazu ausjah und sich kaum des Lachens erwehren konnte, fuhr der Justitiar mit wieder aufgenommenem grim-migen Gesichte fort: „Und das ist Ihr so enerlee? Weiß Sie denn, daß Sie die Kosten bezahlen und acht Tage sitzen und extra Abbitte und Ehrenerklä-rung thun muß?“

„Ja!“ antwortete die Gussel und wollt' sich bald ausschütten vor Lachen: „Das weiß ich!“

„Lach' Sie nich!“ rief ihr nun der Justitiar zu und sein rundes Bäuchlein stieß sich an den Tisch: „Warum lacht Sie? Weiß Sie nicht, daß 's Lachen an Gerichtsstelle verboten ist und extra nach Befin-den bestraft werden kann?“

„Ja das weiß ich!“ antwortete die Gussel und wollte sehr ernsthaft thun; aber ob sie sich gleich dazu auf die Lippen biß, lag doch in ihren schwar-zen Augen und auf den vollen rothweißen Wangen das herzlichste Lächeln. Sie brachte dadurch die beiden Herren ganz außer Fassung; der Justitiar stampfte mit dem Fuße und schlug mit der Faust auf die Tafel; der Schreiber aber kaute wüthend an den Nägeln und schoß unaufhörlich giftige, tödt-liche Witze nach der Verbrecherin. Der Justitiar hatte dem Anscheine nach schon das Verdammungs-urtheil auf der Zunge; aber plötzlich schien er sich zu bestunen, daß das neue Verbrechen noch nicht gehörig constatirt war; er übte daher die schwere

Blücht der Selbstverläugnung und kaltblütigen Richterlichkeit und fragte mit erzwungener Ruhe, wie ein lauernder Ameisenlöwe: „Warum lacht Se?“

„Nu, mein Gott!“ antwortete die Jungfer: „Ist denn 's Lachen eine Sünde? 's ist mir nun einmal so lächerlich zu Mütche, so spasshaft, so drollig, so kurios, daß ich mich gleich ausschütten könnt' vor Lachen, wenn sich's schicken thät!“

„Sie lacht also extra über uns?“ inquirirte der Justitiar: „Sie verhöhnt also das Gericht, Sie verspottet das Gesetz, Sie perhorrescirt also Ihre ordentliche, rechtmäßige Behörde?“

„Das versteh' ich nicht!“ antwortete die Verbrecherin: „Ich lache, weil ich lachen thu' und weil ich lachen muß; denn die Sache ist doch gar zu hübsch!“

„Nazler!“ rief nun der Justitiar mit der Majestät eines unabhängigen, gestrengen Richters: „Führ' Er die Inquistin extra in's Loch!“

„Hochedler Herr!“ bat nun die Gustel: „Ich hab' gar nichts dawider und will meine Strafe gleich abstgen; aber Ihr könnt' mir doch den Gefallen thun, und könnt' meiner Schwester, der Wienel, fagen lassen, wo ich bleib. Das arme Thier weiß ja sonst nicht, wo ich bin, und was aus mir geworden ist!“

„Halt Sie's Maul!“ entgegnete der Justitiar:

„das Gericht hat mehr zu thun, als extra Ihren Boten zu machen! Marsch, fort in's Loch!“

„Na, wenn's nicht anders is, wird's auch gut sein!“ sagte die Gustel und folgte dem Razler, und lachte dabei, wie ein Kind, dem der heilige Christ was beschert hat und sagte noch unter der Thür: „Ne, die Sache ist doch gar zu hübsch und spashaft!“

Und nur noch wenige Worte.

Ulrich der Knecht war schon mehrere Tage wieder an seiner Arbeit, als die Gustel aus dem Gefängniß nach Hause kam. Die Wittve war bis dahin in Todesängsten gewesen und konnte sich gar nicht einbilden, was die Schwester wohl verbroschen haben könnte. Als nun die Gustel erzählte, was sich ereignet hatte, erschrak sie und sprach: „Was, Schwesterle, ich hab's Verbrechen begangen, und Du hast dafür gefessen?“

„Ach, mach kein Wesens davon!“ antwortete die Gustel. „Die Sache war zu spashaft, wie sich die beiden Herren freuen thaten, daß ich den Schreiber schlecht gemacht haben sollt'. Mir that's auch nichts; Deine Kinde hätten mögen schön schreien, wenn Du zehn Tage hätt'st sitzen sollen — um mich aber schreit kein Hahn!“

„Du gute, treue Seele!“ rief die Wittve aus

und lag weinend an der Schwester Hals. „Das kann ich Dir mein Lebtag nicht vergelten, was Du an mir und meinen Kindern thatst!“

„Red' nich zu laut!“ bat die Gustel. „Wenn die Herren des Gerichts erfahren thäten, daß die Falsche gefessen hätt', 's ist'en zuzutrauen, daß sie sprächen: 's gält nichts, und wollten ihr Muthel an Dir fühlen. Und dann in vier Wochen ist Deine Hochzeit. Da ich zu arm bin, um Dir was zum Hochzeitsgeräth zu geben, so dacht' ich, wenn ich für Dich sitzen thät, das wär' doch was!“

„Gustel!“ antwortete die Wittwe unter lauten Thränen: „Wie Du, giebt's kein zweites Schwesterle auf der Welt. Erst läßt Du mir den Ulrich, nun thust Du auch noch für mich sitzen! Gustel, das ist zu viel!“

„Ach, was zu viel!“ rief die Gustel fast ärgerlich aus. „Da's einmal nicht anders ist, so ist's schon ganz recht!“

Und als jetzt der Ulrich hereinkam und Alles erfuhr, was geschehen war, sah er die Gustel mit sonderbaren Augen an, und konnt' kein Wort reden.

Der Gustel aber mochte es etwas unheimlich werden; sie ging schnell hinaus und weinte und lachte zu gleicher Zeit und sprach: „Weiß Gott, ich könnte jetzt noch lachen, wenn mir's Herz doch nicht auch e Bissel weh thät!“

Es sind ungefähr zehn Jahre, da ging ich bei der Waldhütte vorbei. Der Ulrich und die Miene hatten Beide lange schon graue Haare, und die Kinder hatten auch schon wieder Kinder, und war noch ein Frauenzimmer im Hause, das wie eine Magd wirthschaftete, und war, obgleich an sechzig Jahre alt, doch noch so rüstig und guter Dinge, daß man seine Herzensfreude an der getreuen Magd haben mußte.

„Gustel“ sagte ich zu ihr, als ich sie endlich wieder erkannt hatte: „Sie hat also wirklich nicht geheirathet, und hätte doch mehr denn zehn haben können, wie ich gehört habe?“

Da lachte sie und antwortete: „Ne, lieber Herr! 'n Ulrich hätt' ich genommen, den un keenen Andern. Und was der liebe Gott thut, ist allemal gut!“

IV.

Der Stöckeladvocat.



Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf, wenn ich den Schuhflicker Andreas in Stangengrün eine schöne Seele nennen möchte. Ein Dorfschuhflicker und eine schöne Seele, das ist doch gar nicht möglich und ein Widerspruch in sich selber. Zu einer schönen Seele gehört doch wohl ein feines, womöglich schneeweißes Gesichtchen, zarte, samthäutige Händchen und sanfte, träumerische Augenlein; ferner gehören dazu leise, melodische Seufzer über die ordinäre Welt, schwellendes Verlangen nach Engelsliebe, sichtbare Verzückungen über den silbernen Mond, als die Heimathstätte der Liebenden, wenig Appetit nach grober Speise und ein Nippen und Naschen am Mittagstische, ähnlich dem Vögelein auf dem Baume; vor Allem aber gehört dazu eine ganz eigenthümliche Religion, die so wenig als möglich vom evangelischen Christenthume hat, und sich mehr mit den heidnischen Göttern und Göttinnen befreundet, und ohne alle weitem Umstände, nur um der glühenden Sehnsucht willen,

in den Himmel, als den Ort der Liebeseligkeit eingeht.

Der Dorffschuhflücker Andreas aber war gerade von dem Allen das Gegentheil. Er hatte ein von der Sonne verbranntes und von dem Arbeitsschweiße und drückenden Nahrungsforgen durchfurchtes Angesicht; seine Hände trugen die unverilgbarsten Spuren seiner sauern, groben Arbeit und hatte er die größte Mühe, die vom Pechbraute in die Haut gemachten Einschnitte des Sonnabends abends zu säubern, um am Morgen darauf die reinen Hände zum Gebete im Gotteshause zu falten.

Seine Augen waren freilich auch sanft, besonders wenn er mit Magdalenen, seinem getreuen Weibe und der lieben Mutter seiner zwei Kinder redete; und waren auch fast träumerisch, wenn der Pfarrer von der Liebe und Gnade Gottes erzählte; auch war des Andreas Seele nicht ohne Seufzer, aber weniger über die ordinäre Welt, als vielmehr über sein eignes schwaches und trotziges Herz. Aber freilich, bis zu Verzückungen über den silbernen Mond konnte er's nicht bringen, und war der Schuhflücker so ordinär, daß er den lieben Mond oft Monate lang gar nicht ansah. Sein Mond war die kleine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel, die an einem Lederriemen an dem Ständer vor dem kleinen Dellämpchen hing, und ihren milden Schim-

mer, wie silbernes Mondlicht, auf die alten Schuhe und Stiefeln warf, die er zwischen seinen Knien am Rieme festhielt und lustig hineinstach und schnitt.

Das Uerschlimmste aber, was ihn zu einer schönen Seele völlig unfähig machte, war sein Appetit. Wenn er am Morgen mit Weib und Kind den dünnen, grauschwarzen Cichoriencaffee getrunken und das schwarze oft klumpige Brot dazu gegessen hatte, so konnte er kaum den Mittag erwarten, wo er seine Portion Kartoffeln in Salz tunkte, und wenn's einigermaßen zu ermöglichen war, einige Löffel Quarg, mit Kümmel, Salz und Pfeffer zubereitet, dazu verspeiste. Und wenn der Abend kam, meldete sich der ordinäre, grobsinnliche Appetit schon wieder, und verzehrte er die in der Röhre gebratenen Kartoffeln, — welche ein Abscheu für eine schöne Seele! — oft mit der Schale.

Und was seine Religion betraf, so war er leider ein ganz ordinärer, altmodischer Christ, und ging nicht auf Rosen und Bergißmeinnicht, sondern auf Dornen und Disteln und unter sicherem Geleite Eines, der einst den Armen das Evangelium predigte, seiner bessern Zukunft entgegen, und hatte die mit einer schönen Seele unvereinbare, mittelalterliche Gewohnheit, daß er oft mit tiefer Betrübniß ausrief: „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Sein Weib, die treue Magdalene, war nicht

schlechter und nicht besser als er, und trug mit ihm heiter und getrost die Lasten und Mühen des Lebens und war die Demuth und Niedrigkeit selber. Nur einen Punkt gab's in ihrer Seele, der das hübsche Bild verunstaltete. Sie hatte nämlich einen Vetter in der großen und berühmten Stadt Dresden, ihrer Mutter Schwester-Sohn; der war zwar auch in Hunger und Elend geboren und aufgewachsen, hatte es aber durch zwanzigjähriges mühsames Schreiben und Rechnen bis zum Calculator gebracht und war ehelos geblieben und sagte alle Welt von ihm, daß er ein grausames Vermögen zusammen calculirt und wenigstens Dreitausend baare Thaler in der Bank und unter den Leuten stehen habe; und wenn die Zeit kam, wo die Interessen fällig würden, mußte der Vetter Calculator eine ganze Woche lang nichts als Quittungen schreiben.

Dieser Vetter Calculator war also der eigliche Punkt in Magdalenens Seele. Sie war Jahr aus Jahr ein eine getreue, rührige, niedrige Magd, sie saß in der Kirche auf dem schlechtesten Plage im Winkel unter der Orgel, sie stellte sich unter den Weibern, wenn's zum Begräbniß ging, immer zuletzt, und ging da oft mit der Frau Bettelvoigtin oder der Frau Nachtwächterin, sie konnte sich selber, wenn Jemand etwa sie lobte um Dies oder Jenes willen, nicht schlecht und gering genug machen; — aber wenn's Gespräch auf den Vetter Calculator

in Dresden kam, da hob sie den Kopf in die Höhe und sah sich stolz um und sagte: „Ja, das ist mein Vetter und stud wir Geschwisterkinder!“

Und erzählte dann noch, wie sie vor zehn Jahren ihr in Dresden besucht und er gar freundlich und herablassend sie aufgenommen, und ihr tüchtig zu essen und zu trinken vorgesetzt habe. Und wenn sie ihren zehnjährigen Gottlieb und die zwölfjährige Tisel mit dem goldnen Schimmer einer überaus herrlichen Zukunft beleuchten wollte, so sagte sie ihnen, daß sie bald wieder einmal nach Dresden gehen und den Herrn Vetter Calculator besuchen und sie Beide mitnehmen würde.

Ja es schien sogar, als mache die sonst so demüthige Hausfrau diese ihre so vornehme Verwandtschaft ihrem Andreas gegenüber geltend; vielleicht auch nur, um den lieben Mann fühlen zu lassen, wie sehr sie ihn liebe, daß sie, als ein Geschwisterkind mit dem reichen und vornehmen Calculator, den armen und niedrigen Schuhfläßer geheirathet habe.

„Wer weiß,“ sagte sie dann oft, „ob der Hochedle Herr Vetter in Dresden nicht noch einmal unser Glück machen wird. Er ist zwanzig Jahr älter, als ich, und ist sehr kränklich; und hat keine Kinder; da wird er wohl sein vieles Geld unter seine Freundschaft vermachen.“

Andreas antwortete in der Regel gar nichts darauf; aber er sagte höchstens: „Na, na!“ und

blieb dabei in aller Ruhe und Frieden seine alten Schuhe.

Sonst aber waren Beide nur wie eine Seele; was der Andreas sagte, das war der Magdalene gerade das Allerrechtste; und was die Magdalene vorbrachte, das hatte der Andreas gerade auch auf der Zunge gehabt. Und das war in dreizehn Jahren so gewesen, Tag für Tag, also, daß die Leute in der ganzen Nachbarschaft sagten: Der Andreas und die Magdalene, das wären doch noch ein paar ordentliche Eheleute, wie's sein sollte.

Aber so recht, als sollten auch die Nachbarn erfahren, wie nichts Vollkommenes auf der Welt, das heißt unter den Menschen ist, so geschah es, daß sich auf dieser schönen Doppelseele, wenigstens einseitig, ein recht häßlicher Fleck zeigte.

Das ging also zu.

Eines Morgens, als die Kinder in die, eine Stunde entfernte Schule gegangen waren und Andreas eben die alten Schuhe des Nachtwächters mit dicken Nägeln beschlug, Magdalene aber am Rocken saß und den goldgelben Flachs zum Bechbraht spann, trat der Gerichtsdiener ein und bestellte die Frau Meisterin, wie er sie überaus höflich titulirte, auf morgen früh zehn Uhr auf den Gerichtstag. Magdalene wurde vor Schreck halb weiß, halb roth und fragte zuletzt, was sie denn verbrochen habe, und ob nicht ihr Mann für sie

gehen könne, da sie sich zu Tode schäme, vor dem gestrengen Herrn Gerichtshalter zu erscheinen.

Der Gerichtsdienner aber machte eine gar wichtige und geheimnißvolle Miene und sagte so freundlich, als möglich: „Vor uns braucht Sie Sich nicht zu fürchten, Frau Meisterin. Wir haben nicht immer Strafe zu dictiren und Steuern eluzutreiben; wir haben auch zuweilen frohe Botschaft mitzutheilen, und wer nichts Böses thut und seine Steuern und Abgaben bezahlt, der kann uns getrost in's Gesicht sehen. Und Sie muß allerdings selber kommen, Frau Meisterin, und wollt' ich Sie freundnachbarlichst erinnert haben, daß Sie morgen daran denkt, daß ich's gewesen bin, der Ihr die Nachricht gebracht hat.“

Und mit diesen geheimnißvollen Worten ging er fort und ließ die Frau Meisterin in der größten Unruhe zurück.

„Ich gäb' was drum, wenn ich wüßt', was es wär',“ rief sie aus, indem sie zu wiederholten Malen das Spinnrad in Gang brachte, weil ihr Kopf mit dem Gerichtshalter so sehr sich beschäftigte, daß der Fuß das Drehbret zu treten vergaß.

„'s ist mir bald, als wüßt' ich's!“ entgegnete Andreas und war selber etwas unruhig.

„Nu, was denn?“ fragte die Hausfrau rasch.

„Ich sag's nicht!“ antwortete er etwas son-

derbar. „Ich glaub', 's wär nicht gut, wenn's wär'!“ setzte er dann noch hinzu.

„Herr Jesus; Du erschreckst mich ordentlich!“ rief Magdalene aus. „Das ist gerade so, als hätt' ich was verbrochen; und Du kannst's ja sagen, Andreas!“

„Nein, ich sag's nicht!“ wiederholte er und fügte dann fast kleinlaut bei: „Ich möchte Dir die Freude nicht verderben, Lenel!“

„Was für eine Freude, Andreas?“ fragte die Frau weiter und setzte den Spinnrocken bei Seite, weil sie mit dem Fuße ganz der Quere trat und das Rad nicht wieder in Gang bringen konnte. „Herr Jesus, da red' doch nur, Andreas! Du sitzt ja da wie eine Bildsäule, Andreas! Und Du kannst mir's ja sagen, Andreas, daß ich mich e Bissel drauf vorbereiten könnt'!“

Andreas aber schüttelte ernsthaft und bedenklich den Kopf und entgegnete: „Ich hab' mir's emal vorgenommen, Lenel, und ich sag's nicht. Wenn's nicht wär', da wär's nicht recht von mir, und wenn's wär', ist's morgen gerade noch Zeit genug.“

Und Magdalene mochte noch reden, was sie wollte, Andreas blieb dabei, so daß die beiden Eheleute zum ersten Male in ihrer Ehe mit einander schmollten; und nur, weil seit dreizehn Jahren das erste Geheimniß zwischen sie getreten war.

Das ist überhaupt ein gar gutes Mittel, die

Herzen aus einander zu reißen, nämlich ein Geheimniß. Wenn zwischen Eheleuten das Eine nicht recht mehr weiß, wie es mit dem Andern daran ist, so hat das Herz Spielraum zu tausend Gedanken, welche in der Regel alle tausend die Sache noch schlimmer machen und die Kluft erweitern. Und soll auch, wie verlautet, sothanes Mittel als sehr probat von manchen vornehmen Eheleuten angewendet werden, um mit nobler Manier endlich ganz auseinander zu kommen.

So weit kam's freilich bei dem Andreas und der Magdalene nicht; die beiden Dorfleute waren in derlei Speculation noch zu ungeschickt und waren mit einander nur deshalb etwas gespannt, weil sie sich herzlich lieb hatten. Als die Kinder aus der Schule nach Hause kamen, wurden diese, ohne es zu wissen, die Vermittler zwischen Vater und Mutter, indem die Reden und Fragen an die Kinder auf diesem Umwege in die Herzen der Aeltern kamen und das etwas gefrorne Herzblut wieder in frischen Gang brachten.

Da faßte Magdalene neuen Muth und sagte: „Andreas, ich mücht's doch gar zu gern wissen, was Du denkst wegen morgen und warum's nicht gut wär', wenn's wär'!“

„Venel,“ antwortete der Hausherr: „Ich könnt' mich ja auch irren, und da wär's nicht gut, wenn

ich Dir falsche Gedanken in den Kopf setzen thät! Also wart' doch ruhig bis morgen früh; Du erfährst's ja so eher, als ich, was's ist. Und daß ich Dir's geradezu sage, es gefällt mir nicht recht, daß Du vor Gericht sollst, und ich nicht. Solche geheime Gerichtssachen, die den Mann nichts angehen und nur die Frau, — ne, das gefällt mir nicht!"

Aha, Andreas, jetzt verräthst du dich doch! Ehrlicher Schubflücker, ich hätt's selber nicht geglaubt, daß du auch dein *pointe d'honneur* hättest! Dreizehn Jahre hast du mit deinem Weibe in allem Frieden, wie ein Herz und eine Seele gelebt, es ist dir Alles recht gewesen, was sie anging, du hast ihr selber manche Auszeichnung, manches Recht vor dir eingeräumt, sie ist für dich beim Herrn Pfarrer und dem Herrn Schulmeister gewesen, sie hat für dich beim Richter es angebracht, als du einmal die Quatemberpfennige nicht gleich bezahlen konntest, und du warst ganz zufrieden und hast's deiner Lenel von Herzen gedankt, als sie für dich selbst zum Herrn Gerichtshalter ging und die ärgerliche Geschichte mit dem Kartoffelbeet abmachte, wo die bösen Nachbarn dir wohl an dreißig Stöcke ausgegraben hatten, — und jetzt auf einmal greift's deine Ehre an, daß die Lenel vor's Gericht soll, und nicht du.

Ich merke schon, daß du der Sache richtig auf

der Spur bist und den bösen Geist einziehen siehst
in deine stille Hütte! Armer Andreas!

Um die Mittagsstunde des andern Tages kam Frau Magdalene von der Gerichtsstube zurück und trat mit von Freude verklärtem Angesichte bei ihrem Manne ein.

„Nu, Andreas,“ rief sie ihm entgegen: „Freu' Dich, nunmehr hat alle Noth ein Ende! Nun sind wir steinreiche Leute! Der selige Herr Wetter Calculator ist gestorben und hat mir fünfhundert Thaler vermacht, und in acht Tagen soll ich's Geld bei dem Herrn Gerichtshalter holen. Nu, Andreas, freust Du Dich denn nicht?“

„Ach ja!“ antwortete er ziemlich ruhig. „Ich wußt's schon!“

„Du hättest also gewußt, und mir's nicht gesagt?“ rief sie fragend aus. „Nu, ich nehm' Dir das nicht übel, Andreas, Du hast mir die Freude nicht verderben wollen. Aber wie kommst Du mir nur vor, Andreas, Du freust Dich ja gar nicht ordentlich! 's Schuhstücken hört nun auf; wir haben lang genug mit den alten Stiefeln uns 'rumgeplagt; und 's Hanfgarn werde ich auch nicht mehr spinnen, und alle Sonntage müssen wir unser Pfund Fleisch im Topfe haben, und der Gottlieb muß ein

paar neue Hosen kriegen und der Kfel laß ich eine Haube machen mit Lunaberger Spitzen. Das muß ich schon dem seligen Herrn Better Calculator zu Ehren thun!"

„Du sagst, 's Schußflicken hört auf," entgegnete der Ehemann: „Ne, Renel, da weiß ich nicht, was ich von Dir denken soll. Und überhaupt, daß ich Dir's geradeweg sage, ich freu' mich eben nicht über die fünfhundert Thaler. Auch sind sie ja nicht einmal mein," — setzte er etwas verstimmt hinzu, — „sondern Dein!"

„Ja, das ist wahr!" sagte die Renel: „und im Testamente, das mir der Herr Gerichtshalter vorgelesen hat, steht's ausdrücklich, daß mein seliger Herr Better Calculator mir als sein leiblich Geschwisterkind das Geld vermacht und daß Niemand, gar Niemand drein reden darf, als nur ich allein, und daß ich damit machen kann, was ich will!"

„Das ist recht hübsch von Deinem seligen Herrn Better!" sagte Andreas, aber es klang nicht hübsch, als er das sagte und stach er mit der Absapahle grausam tief ins Leder.

„Ich hab's doch gleich gedacht," fuhr Magdalene mit fröhlichem Schwagen fort: „Wie ich vor zehn Jahren in Dresden war, that mein seliger Herr Better Calculator gar so freundlich mit mir, daß ich ordentlich stolz darauf werden könnt', wenn ich sonst wollte. So ein vornehmer Herr, der in

Dresden wohnt und der mit den ganzen Ministern und mit dem Könige selber reden kann, wenn er nur will, ja gewiß, Andreas, man könnte stolz werden, daß das mein Vetter gewesen ist. Du, Gott gebe ihm nu Ruhe in seinem Grabe, und ich werde ihn in Ehren halten, so lange ich lebe!"

„Was wirst Du nun mit Deinem Gelde machen?“ fragte Andreas.

„Ach du mein Jesus, das weiß ich selber noch nicht!“ rief sie fröhlich aus. „Eine neue Haube für mich und die Liesel, und einen Rock, das ist das Allernöthigste, und für ein paar Dreier spinnt die arme Rosel da drüben e ganzes Pfund Hansgarn!“

„Lenel!“ sagte jetzt der Andreas und redete wieder in der alten gutmüthigen Sprache: „Lenel, Du hast recht, 's Gold ist Dein, und ich mag für mich selber nichts davon haben, und ich werde meine Schuhe und Stiefeln flicken, nachher, wie vorher; und wenn Du's Hansgarn nicht selber mehr spinnen willst, — 's wird mir zwar sonderbar dabei zu Muthe, und es ist mir schon, als wollt's mit der Arbeit nicht mehr so fröhlich vorwärts, — aber ich hab' nichts dawider, daß die arme Rosel e paar Dreier verdient. Aber wenn Du von Deinem Gelde auf's Handwerk wollt'st was wenden, das thät' ich doch gern annehmen.“

„Wie meinst Du das?“ fragte die Hausfrau etwas befremdet.

„Ich mein's so!“ fuhr nun Andreas fort: „Du weißt, Lenel, wenn man das bissel Sohlenleder braucht und muß's schnitzelweise vom Krämer in Annaberg kaufen, da kommt man auch gerade zu nichts, und kauft dem Schinder die Keule ab, und der halbe Profit und saure Arbeitslohn fällt in den Krämer seine Tasche. Wenn ich wohlfeiles Leder einkaufen könnt', mücht's eben nicht schlecht um mein Handwerk stehen; und hab' ich doch auch mein Handwerk ehrlich gelernt, und könnte auch neues Geschütze machen, und wollt' ich's schon mit jedem Andern aufnehmen. Nu, dacht' ich eben, wenn Du mir so ein zehn Thaler zu Leder vorschleßen thät'st, daß ich könnte gleich eine ganze Haut Mastriker und e paar Kalbfelle kaufen, — Lenel, das wär' doch eine wahre Herzensfreude, wenn ich solchen Vorrath unter der Werkstatt oder in der Kammer hätte! Was meinst Du, Lenel?“

„I ja!“ antwortete sie kleinlaut: „Die fünf-hundert Thaler mücht' ich freilich nicht gern anreißen, 's ist gerades Geld, und wenn's emal angerissen ist, da geht's fort!“

„Du sagst doch aber,“ entgegnete Andreas: „daß Du eine neue Haube und einen Rock kaufen wollt'st, da mußt Du doch 's Geld emal anreißen!“

„Ja ja!“ wiederholte die Renel: „Ich dachte freilich, das könnt' ich von den Interessen thun; und zehn Thaler ins Leder stecken, du lieber Gott, das ist auch kein Spaß. Aber wenn Du denkst, Andreas, daß Du's bald wieder verdienst und ich's Hundert wieder voll machen kann, — die Interessen gehen freilich verloren!“

Als Magdalene dies sagte, war's, als ob dem armen Andreas die Hand zitterte und er immer grausamer ins Oberleder stach; da schob er endlich den Riemen ab, legte den Schuh bei Seite, stand auf und sprach mit fast betrübter Stimme: „Renel, mir ist's so sonderbar um's Herz, so eng, als könnt' ich gar nicht mehr Athem holen. Ich werde e paar Minuten an die frische Luft gehen!“

Der Hausfrau war es zwar etwas befremdlich, daß ihr Mann mitten in der Arbeit aufstand, aber sie fand's doch endlich in der Ordnung, und ließ den Andreas gehen.

Kaum war der Andreas fort, so trat ein Mann ins Zimmer, der es wohl verdient, daß er auf das Getreueste beschrieben wird. Zuerst hieß er Lehmann, oder, weil er so halb und halb zu den Vornehmen gezählt wurde: Herr Lehmann. Der hatte ein gar großes, ansehnliches Haupt, wie Ciner, der nicht allein den gesunden Menschenverstand von hundert Menschen, sondern auch die

eigentlich gelehrte Gelehrsamkeit von hundert studirten Leuten in seiner edlen Stirne vereinigte.

Wie grausamlich ihm die bösen, giftigen Blattern mitgespielt hatten, war aus den zahllosen kleinen Grübchen zu sehen, die sein ganzes Angesicht und selbst die breitgedrückte Nase bedeckten, welche sich nach links und rechts fast unmerklich in den weißlichgelben Wangen verlor. Seine Wäsche, so weit dieselbe am Halse, auf der Brust und unter den Rockärmeln sichtbar war, hatte in der Farbenmischung viel Aehnlichkeit mit den besprenkelten Märzschneereifen, die an den Ecken liegen und auf den mitleidigen Sonnenstrahl warten, daß er sie vollends auflöse; und war sothanes Gesprenge zum größten Theile nichts anders, als der braungelbe Abdruck des holländischen Schnupftabaks, welchen Herr Lehmann in etwas überreichem Maße zu nehmen pflegte.

Seine Kleidung hatte in Form und Gehalt den unverkennbaren Charakter einer völlig unbeschränkten Freistimmigkeit und verrieth auf den ersten Anblick, daß der Träger derselben von den Gesetzen nicht allein der pariser und londoner Mode, sondern auch der deutschen pedantischen Anständigkeit und engherzigen Schicklichkeit emancipirt war. Eine gewisse geniale Nachlässigkeit und vornehme Nichtbeachtung der ordinären Symmetrie in Farbe und Schnitt des Rocks und des Beinkleides ließ auch

den Fremden sogleich erkennen, daß der Geist, die Seele, das Ich, welches in dieser äußern Hülle sein Domicil hatte, bis zu jenem Grade von Selbstständigkeit, von Freiheit und Fortschritt vorgebrungen war, der den Geist der Zeit nicht allein erfaßt, sondern auch in sich selber realisiert hat.

Die Schicksale dieses Herrn Lehmann zeugten alle von einer gewissen ritterlichen Abenteuerlichkeit, wie sich dieselbe aus den finstern Zeiten des Mittelalters bis in unser sonnenhelles und lichterfülltes neunzehntes Jahrhundert hinein erhalten hat. Herr Lehmann hatte auf der lateinischen Schule bereits die Augen seiner Mitschüler und Lehrer in besonderem Maße auf sich gezogen und zwar durch die Charakterfeste Abneigung gegen alles ärmliche, haarzöpfige Buchstabenwissen; er suchte überall nur den Geist und lächelte mitleidig über die Qualen und Angst seiner Mitschüler, welche die todtten Buchstaben aus den Büchern in ihr Gedächtniß übertrugen und von Andern erst lernen wollten, was er selber in der Tiefe seiner geistigen Anschauung als fertiges Resultat auffand.

Da Herr Lehmann diese natürliche Abneigung gegen alles leere, positive Wissen auch auf der Universität Leipzig beibehielt, und er, während die gelehrten Herren Professoren ihre Weisheit den lernbegierigen Studenten in die Feder dictirten, viel lieber in der trauten Heimlichkeit einer soge-

brachte Capitale eben so geschickt unter als durch; er hatte eine außerordentliche Geschicklichkeit, die Leute zu überzeugen, daß sie Dies kaufen und Jenes verkaufen müßten, lediglich um ihres Vortheiles willen, des seinigen gar nicht zu gedenken; er besaß die wahrhaft großartige Gabe, scheinbar unschuldige und nichtsbedeutende Worte und Redensarten seiner Mitmenschen in Injurien umzuwandeln, um den geschmähten Theil zu seinem Rechte, zu Abbitte und Ehren-erklärung zu verhelfen; er war besonders gewandt in allen Angriffen gegen rechtsgiltige Testamente, lediglich mit der Kraft des Geistes gegen den todtten Buchstaben, und wo Jedermann rathlos war, da brachte er, wie ein geistiger Taschenspieler, die guten Rathe. oder Rätthe (wie er's nannte) gleich duzendweise aus dem Verirbeutel seines Genie's.

Die einfältigen Leute nannten ihn zwar einen Stöckel-Advocaten und wollten damit sagen, daß er so eine Art Gerechtigkeits-Pfuißer sei; aber sie thaten das doch nur hinter seinem Rücken und hießen ihn in's Angesicht nur schlechtweg Herr Lehmann, und fürchteten sich fast vor ihm und vor seiner grausamen Gelehrsamkeit.

Dieser Herr Lehmann, der, als sein der Aufklärung und dem Fortschritte geweihter Volksfreund Spiritus wegen beklagenswerthen Mangels an Theilnehmern einging, denselben für sich allein in

der Waise fortsetzte, daß er ihn täglich zu wiederholten Malen zu sich nahm, und deshalb, im strengsten Sinne des Wortes, im Geruche seiner Zeitschrift stand, — dieser Herr Lehmann also trat bei der Frau Magdalene ins Zimmer, kurze Zeit darauf, als Meister Andreas dasselbe verlassen hatte. Er war ungemein höflich und herablassend, und lächelte wie mit alter Vertraulichkeit der Hausfrau zu.

„Glück auf, Frau Meisterin!“ rief er aus und reichte ihr die Hand; und als die Lenel, darüber etwas befremdet, weder seinen Gruß erwiderte, noch die dargebotene Hand annahm, fuhr er lächelnd fort: „Nicht wahr, Frau Meisterin, Sie verwundern Sich, daß ich bei Ihnen eintrete? Aber ein Freund und Schützer des armen und verachteten Volkes, wie ich, liebt es, unerwartet in die Hütten der Niedrigkeit zu treten und mit seinem guten Rathe das noch etwas einfache und verdunkelte Verständniß des Alltagsverständes aufzuhellen. Sie sind eine reiche Frau geworden, Frau Andreas und Frau Meisterin, — der edle Herr Wetter Calculator in Dresden ist von dem Schauplatz seines Wirkens abgetreten, und hat den vernünftigen Einfall gehabt, Ihnen so ein halbtausend Thalerchen als eine Art Nadelgeld zu vermachen. Ich gratulire dazu! Ehre, dem Ehre gebühret!“

Magdalene aber konnte immer noch nicht zu
Bildenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten I. Bd. 12

sich selber kommen und schaute den vornehmen Besuch, der bisher sich noch nicht im Geringsten um sie und ihr Hauswesen bekümmert hatte, mit fragenden Blicken an.

„Sie wundern Sich immer noch,“ fuhr er deshalb fort: „daß ich Theil an Ihrem Glücke nehme; aber ich komme als Freund und Rathgeber; ich möchte gern mein Scherlein dazu beitragen, daß Sie das Glück festhalten und auf dem soliden Grundsteine der Fünfhundert Sich ein großes, massives Haus der Fünftausend erbauen; mit andern Worten, um in Curer Sprache zu reden — aus Geld Geld zu machen. Haben Sie schon, Frau Meisterin, darüber nachgedacht, wie Sie Ihr Geld unterbringen wollen?“

Magdalena schüttelte mit dem Kopfe und sagte einfach: „Ne!“

„Nun das ist gut,“ fuhr Herr Lehmann fort: „Da komme ich also noch zu rechter Zeit!“ Und nun nahm er eine geheimnißvolle und zugleich vertrauliche Miene an und fuhr fort: „Sie wissen, liebe Frau Meisterin — ja ich könnte sagen, liebe Frau Ruhme, da ich mit Ihnen sogar etwas verwandt bin von meiner Großmutter her, die auch eine geborene Andreas war, wenn ich nicht irre, — Sie wissen also, liebe Frau Ruhme, daß ich es, aus aufrichtiger Liebe zu meinen Mitmenschen, mir zum besondern Vergnügen mache, den Leuten

mit gutem Rathe beizustehen und zur Vermehrung Ihrer Habe behülflich zu sein. Unter fünf pro Cent dürfen Sie in keinem Falle Ihr Geld ausleihen und ich habe sogar Hoffnung, es zu fünf und ein halb unterzubringen. Das macht also jährlich sieben und zwanzig und einen halben Thaler; gestehen Sie, Frau Ruhme, daß solche Interessen nicht zu verachten sind.

„Ne!“ antwortete die Frau und wurde etwas zuthulicher.

„Nu sehen Sie,“ nahm der Beschützer der Bedrängten weiter das Wort: Wenn Sie nun, liebe Frau Ruhme, mich beauftragen wollten, Ihr Geld unterzubringen, so würde es mir nicht allein eine Freude, sondern auch eine Ehre sein, und die Interessen könnten gleich von heute an gerechnet werden!“

„Ja,“ sagte die Lenel, „das wär' mir lieb!“

„So viel ich weiß,“ fuhr der Advokat fort: „wird Ihnen das Geld erst in acht Tagen ausgezahlt!“

„Ja!“ sagte die Lenel.

„Nun, das thut nichts!“ tröstete er, „das reiche Handelshaus, mit welchem ich das kleine Geschäftchen abzuschließen gedenke, macht sich aus acht Tagen Interessen nichts. Die Hauptsache wäre nur, ob auch Meister Andreas, als ehemännlicher Rechtsbeistand, nichts dawider hätte!“

„Ne!“ sagte die Lenel.

„Das ist ja herrlich!“ rief Herr Lehmann aus, und rieb sich lächelnd die Hände; aber leider wurde er in dieser Stillvergnügtheit gestört, da Meister Andreas schnell in's Zimmer trat. Als er den Stöckeladvokaten gewahrte, erschraf er und warf einen ernstlich und bedenklich fragenden Blick auf sein Weib. Als aber die Lenel gar nicht that, als wäre etwas Absonderliches bei der Sache, wandte sich der Schuhflicker an den Beschützer der Bedrängten und fragte: „Herr Lehmann, was führt Sie zu mir?“

„Die menschenfreundliche Theilnahme an Eurem Glück!“ antwortete dieser und fuhr geheimnißvoll fort: „Ihr wißt, ich habe gewisse engere Verbindungen mit großen Herrn und vornehmen Häusern; namentlich haben mich die Herren und Gebieter der Finanzwelt in ihr Vertrauen gezogen und sich in ihren zeitweiligen Verlegenheiten an mich gewandt. Sie zahlen fünf und sechs Prozent mit geschmackten Händen und da die Frau Ruhme zufrieden ist und mir ausdrücklich versichert hat, daß auch Ihr, Meister Andreas, oder auch Herr Vetter, Eure Einwilligung dazu gegeben habt, so werde ich die Ehre haben, in acht Tagen das kleine Geschäft in aller Form Rechtens abzuschließen.“

Da warf Andreas einen schmerzlichen Blick auf seine Hausfrau und sprach: „Lenel, was der Mensch

da, der Herr Lehmann wollt ich sagen, was der red't, ist das wahr?"

„Ja!“ sagte die Lenel und setzte, als erinnere sie ihr Gewissen an eine Schuld, plötzlich hinzu: „Zum mastriker Sohlenleder wird wohl auch Rath werden!“

„Du bist ja gar erschrecklich gut, Lenel!“ entgegnete Andreas und schien selber über die Bitterkeit zu erschrecken, mit welcher er dies sagte.

Herr Lehmann aber mochte auch sich plötzlich etwas unheimlich fühlen, als der Schuhflicker mit ganz verdächtigen Blicken nach dem Knieriemengriff; denn er nahm schnell seinen Hut und empfahl sich.

„Lenel!“ sagte nun Andreas: „Gott verhüte, daß der verfluchte Mammon sich Dir in's Herz frist! So wahr Gott lebt, ich wollte tausendmal lieber, daß der Calculator in Dräsen sein Geld selber durchgebracht hätte. Wer weiß, wie er's zusammengefüßt hat — da kann's keinen Segen bringen!“

„Was red'st Du?“ fuhr jetzt die Lenel auf: Du thust meinem seligen Herrn Vetter Calculator in seinem Grabe Schimpf und Schande an? Ist das der Dank, daß ich die fünfhundert Thaler von ihm geerbt habe und daß ich Dich genommen habe?“

Und dabei fing sie laut an zu weinen, ging

zum Zimmer hinaus, und schlug die Thüre hinter sich zu. Andreas aber griff sich auch in's Auge, als könnt' er nicht gut sehen, und schob einen alten Schuh unter den Kriერიemen und stach und nähte; aber nicht stöcklich wie sonst, sondern herzlich betrübt.

Wet mag's ihm auch verdienen! Nach dreizehn-jähriger glücklicher Ehe der erste Zwist!

Nacht Tage darauf kam Frau Magdalena zum zweiten Male von der Gerichtsstube zurück und trug einen Handkorb, der ungewöhnlich schwer sein mußte. Als sie in's Zimmer trat, hatte sie ganz kurzen Athem und der Schweiß fiel ihr in großen Tropfen von der Stirne; mit vieler Mühe hob sie den Korb so hoch, daß sie ihn auf den Tisch setzen konnte. Andreas saß auf seinem Schemel und that, als sähe er das Alles nicht, fragte auch seine Frau nicht, wo sie herkäme und was sie im Korbe habe, sondern schaute mit fast ängstlichem Eifer auf einen alten Stiefel nieder, der zwischen seinen Knien wie ein Schlachtopfer dalag, und die entblößte Brandsohle wie eine vertrocknete Zunge herausstreckte.

Magdalena blickte zwar einige Male wie verstoßen nach ihrem Manne hin, als hätte sie ihm irgend was zu sagen; aber das Wort wollte ihr

auch nicht über die Lippen. Da schob sie endlich den Deckel vom Korbe und griff mit zitternder Hand und verklärtem Angesicht hinein; und alsobald ließ sich ein Klang hören, als schlugen lauter harte Thaler an einander. In sichtbarem Entzücken fuhr Magdalena mit gespreizten Fingern in dem silbernen Haufen herum, etwa wie ein Kornmäkler, der in den Korn sack greift und die goldenen Körner prüfend durch die Finger laufen läßt.

Jetzt schob sie den Riegel an der Stubenthüre vor, wischte den Tisch mit ihrer Schürze ab und begann die harten Thaler auf den Tisch zu zählen; und jedes Stück lächelte sie mit wiederholtem Kopfnicken an, und sobald ihre Reihe voll war, zählte sie zum zweiten Male, und als sie dabei eine andere Zahl herausbrachte, zum dritten Male. Bald lag der ganze Tisch voll blinkender Thaler und noch war der Korb nicht leer; da nahm sie das Zuschneidebret unter der Werkstatt vor, streckte es über zwei Stühle und belegte dasselbe mit den glänzenden Thalerschnuren. Und als auch dies große Bret nicht Raum genug für ihren Reichthum hatte, zählte sie den letzten Rest auf der Ofenbank auf und stand nun mitten drin unter dem Rammon und zitterte vor Entzücken über die klingende Herrlichkeit.

Endlich mochte ihr das Herz doch zu voll werden. „Andreas,“ sagte sie zu ihrem Manne, „wilst Du's Geld nicht auch ansehen?“

„Ne!“ entgegnete Andreas kurz und arbeitete gar heftig in den alten Stiefel hinein. -

„Du kannst's doch aber ansehen!“ fuhr die Frau fort: „Man muß ja seine Herzensfreunde daran haben über das schöne Geld!“

„Ne!“ wiederholte der Mann und fing an mit dem Munde zu pfeifen und stach dabei, wie mörderlich, in das harte Leder.

„Denk Dir nur, Andreas,“ fuhr die Frau weiter fort: „fünfhundert blanke Thaler und der ganze Tisch, und's Bret und die Ofenbank ist ganz voll. So was Prächtiges hab' ich doch mein Lebtag noch nicht gesehen. Man möchte' nur immer hinsehen und immerfort hinsehen!“

Andreas aber pffiff fort und warf den alten Stiefel links und rechts und that, als hätt' er's gar nicht gehört, was die Lenel sagte. Da ward die Frau endlich ärgerlich und sprach: „Nu meinetwegen, 's Dummthun hastu umsonst! Und wenn Du nur ein einziges Mal hergeguckt hätt'st, so hätt'st Du Dir's mastriker Leder holen können, ob's gleich eine Sünde ist, 's Hundert anzureißen! Ich sag's noch mal: 's Dummthun hastu umsonst!“

„Und Du 's Großthun!“ sagte Andreas so für sich hin.

„Nu, ich weiß doch auch warum!“ entgegnete sie kurz und blickte mit Stolz auf ihr Geld. „Ich möchte die Frau sehen, im ganzen Gebirge ist keine,

die so einen vornehmen Herrn Calculator in Dräsen zum Better hat und die ihrem Manne so mir nichts dir nichts Fünfhundert ins Haus bringt! Wenn ich Dich nicht hätt', ich könnt' zehn Andere haben; aber das ist mein Dank, daß ich Dich genommen hab'!"

Andreas hörte diese Herzensergießungen ohne Widerrede mit an und wollte sogar fort pfeifen, aber die Melodie wurde etwas unsicher und kamen viele unreine Töne mit drin vor. Und wenn er bisher ein gar grimmiges Gesicht gemacht hatte, als hätte er lauter böse und mordlustige Gedanken in der Seele, so legten sich jetzt auf einmal nach den letzten Worten der Renel die Falten seiner hagern Wangen breit und ließen eine gewisse bittere Wehmuth erkennen; und dann sah's auch bald aus, wie tiefschmerzliches Mitleid, nur war nicht abzusehen, mit wem, ob mit sich selber oder mit seiner Hausfrau.

Jetzt wurden aber plötzlich Schritte in der Hausflur laut, und eine berbe Hand klopfte an die Thür und drückte fast im selben Momente auch auf die Klinge. Magdalene erschrak des Todes und ward leichenblaß und begann nun mit fast entsetzlicher Hast die blanken Thaler in den Korb zurück zu legen und zwar so leise als möglich, um dem Draußenstehenden nicht zu verrathen, wie reich sie sei. Während dessen fuhr die Hand draußen an

der Thür mit großem Geräusche auf und nieder und rüttelte an der Klinke, als wär's ein Räuber. Der Angstschweiß stand in großen Tropfen auf Magdalenens Stirne.

„Um Gotteswillen, hilf doch mit, Andreas!“ rief sie halblaut ihrem Manne zu. „Das wär' doch ganz erschrecklich, wenn Räuber und Mörder draußen ständen. Andreas, hörste, greif doch mit zu! Du sollst auch gleich heute noch zwei ganze mastriker Häute holen, wenn Du sonst willst!“

Aber Andreas nahm auf einmal ein ganz anderes Gesicht wieder an; erst grimmig, dann traurig, und jetzt fröhlich; aber es war so eine Art boshaftes Lächeln und wollt's ihm gar nicht recht gelingen, als er auch wieder zu pfeifen anfing. Und da er merkte, daß es mit dem Pfeifen nicht ging, fing er an zu singen, so laut er nur vermochte und sang: „Ei du lieber Augustin, Alles ist hin, hin, hin!“ Und dabei riß er vor lauter Freude die lechzende Lederzunge aus dem Stiefel heraus.

Diese kalte, tyrannische Grausamkeit brach der armen Frau das Herz; sie fing an zu weinen und sprach: „Hab ich das um Dich verdient, Du schlechter, gottloser Mann! Du sollst aber auch keinen rothen Heller von mir kriegen, und wenn Du vor mir auf den Knien liegst!“ Und dabei schwigte sie lauter Angstschweiß, weil der Räuber vor der

Thüre immer noch an der Klinke gar jämmerlich herumkrabbelte, und die arme Frau doch noch lange nicht mit Einpacken fertig war.

„Ich muß nur sehen, wer da ist!“ sagte jetzt Andreas und stand von seinem Schemel auf.

„Andreas!“ rief nun die Frau in höchster Angst aus und lief auf ihn zu und hielt ihn am Schürzfelle fest: „Andreas, um Gottes Barmherzigkeit willen, mach' die Thüre nicht auf! Komm her, Andreas, nimm Dir, was Du willst, meinetwegen eine ganze Hand voll, und Du kannst Dir auch noch zwei Kalbfelle holen. Aber Herzensandreas hilf mir nur mit 's Geld einsacken und schieb'n Kiegel nicht weg. Ich bin auf der Stelle des Todes, wenn die Räuber und Mörder 'rein kommen!“

Da war's doch, als ob der harte, grausame Mann Mitleid mit seinem armen Weibe fühlte; er half ihr zwar das Geld nicht mit einsacken, aber er schob doch auch den Kiegel nicht zurück und setzte sich wieder auf seinen Schemel und piff eine gar schöne Arie: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heisa, hopfa sa.“

Endlich, endlich hatte Magdalena vom Tische, dem Brete und der Ofenbank die blanken Thaler in ihren Handkorb wieder zusammengebracht; sie band ihre Schürze ab, warf sie oben auf den Korb, und stellte nun denselben unter den Ofen. Dann, als es draußen immer noch fortklopfte und

an der Klinke herumdrehte, öffnete sie die Thür, sprang dann schnell an den Ofen zurück und bedeckte mit ihren Kleidern den Korb, als fröbe sie und wollt' sich an den Kacheln wärmen.

Und wer trat herein? Der Freund und Beschützer der Bedrängten, der Stöckeladvocat, Herr Lehmann. Er hatte etwas gläserne Augen und einen etwas unsichern Tritt, aber sonst sah er sehr anständig aus, war auch nicht im Geringsten böse, daß er so lange hatte draußen warten müssen und sagte nur: „Ei, ei, liebe Frau Ruhme, das ist doch bald, als hätt' Sie mich nicht 'rein lassen wollen! Aber ich nehm' Ihr's nicht übel, liebe Frau Ruhme; ich habe zu viel Menschenfreundlichkeit in der Seele, und mein Beruf ist Frieden und Eintracht!“

Als Magdalene nun sah, daß der Eintretende kein Räuber und Mörder, sondern der vornehme Herr Lehmann war, wurde sie ruhiger und sagte: Wie Ihr Einen in Angst setzen könnt mit Eucrm Gekrabsche an der Thüre. Und was wollt Ihr denn, wenn's erlaubt ist, Herr Lehmann?“

„Ei, Frau Ruhme!“ antwortete dieser. „Warum sagt sie nicht, Herr Wetter? Meine Großmutter war doch auch eine geborne Andreas, wenn ich nicht irre. Und ich bin ein zu großer Freund des armen Volkes, als daß ich auf meinen Stand stolz thue, und meine geringen Verwandten verachien

solte. Aber Sie fragt, was ich will? Nun, es ist heute der Termin, wo Sie Ihre Erbschaft erheben hat und ich habe Ihr doch versprochen, Ihr das Capital gut und sicher unterzubringen!"

„Ja!“ sagte die Lenel. „Aber ich hab' mich anders besonnen; ich will nicht!“

„Was?“ rief der Advocat erschrocken aus. „Sie hat sich anders besonnen, Frau Muhme? Nein, das geht gar nicht an! Ich habe mein Wort als Ehrenmann verpfändet, ich blamire mich vor den größten Handelshäusern. Die Sache ist so gut, wie abgemacht; und fünf und ein halb Procent find't man auch nicht auf der Gasse. Sie will doch's Geld nicht etwa todt im Kasten liegen lassen?“

„Was red't Er vom Tod?“ fragte die Frau schnell. „Er ist auch so ein Geldschlucker, Herr Better, wenn Er's so haben will; und ich geb's Geld emal nicht aus den Händen. Jetzt weiß ich, was ich hab'!“

„Aber, liebe Frau Muhme,“ entgegnete der Better weiter: „Sie weiß doch gar nicht, was Sie will, Geld muß Geld bringen, wofür wären denn die Interessfen auf der Welt! Denke Sie doch, alle Jahre so ein dreißig Thaler, das macht in zwei Jahren sechzig und in drei Jahren mit den Interessfen hundert, und dann hat Sie statt fünfhundert, sechshundert. Nehm' Sie doch Vernunft an, Frau Muhme. Wenn das Ihr seliger Better, der Herr

ehrlieh: Willst Du mir's Geld geben zum mastriker
Eohlenleber?"

„'s hundert reiß ich nicht an!“ entgegnete sie
kurz und verließ mit ihrem Mammon das Zimmer.

Etwa eine Woche nach dieser Scene trat in
der Mittagstunde Herr Lehmann wieder bei der
Frau Magdalena ein. Der Beschüßer der Be-
drängten hatte sich sehr zu seinem Vorthell verän-
dert; er trug einen neuen stahlgrünen Rock mit
metallenen Knöpfen; seine Wäsche war in einem
ziemlich sauberen Zustande und nur hier und da
noch von einzelnen schwarzbraunen Körnlein be-
streut; er trug sogar ein paar gelbleberne Hand-
schuh, obgleich dieselben an einzelnen Fingern meh-
rere unnöthige Oeffnungen zeigten und auch sonst
seit vielen Monden kein Tröpflein Wasser gesehen
haben mochten. Deshalb hatte es Herr Lehmann
auch für besser gehalten, das lederne Zwillingspaar
nicht so eigentlich an die Hände zu ziehen, als viel-
mehr halb zusammengerollt in der rechten Hand zu
tragen und damit zuweilen fächerartig zu wedeln.
Uebrigens war er sauber und glatt rasirt, trug
das edle Haupt auf stolzem Nacken und ließ auf
den ersten Blick erkennen, daß er zu einem vollen
Bewußtsein seiner Würde und sonstigen Vorzüge
gekommen war.

Auch in dem Haushalte der Frau Magdalena war nicht Alles in der alten Ordnung. Die Schusterwerkstatt war verschwunden und auf dem Plage derselben standen zwei hölzerne Stühle und der Fußboden war mit weißem Sand bestreut. Andreas nämlich war seit einigen Tagen in das kleine Bodenkammerlein gezogen, wo er mit seinen alten Stiefeln und Schuhen ganz allein hauste; es schien, als hätte er seiner Magdalena das gemeinschaftliche Wohngemach als eine Art Bugstube überlassen.

Herr Lehmann trat also ein, grüßte mit dem Anstande eines Mannes von der Welt und wurde von der Wirthin ziemlich freundlich empfangen, worüber er sich ganz absonderlich zu freuen schien. Magdalena war aber auch noch eine gar stattliche Frau und obgleich zwei und dreißig Jahre alt doch noch sehr jugendlich frisch und munter und hatte auf das nußbraune, glänzende Haupthaar eine glänzende weiße Haube gesetzt mit firschrothem Bande, und die neue, blaue Leinwandshürze über den roth und gelbgestreiften Flanellrock stand ihr gar zierlich.

„Liebe und geehrte Frau Ruhme,“ sagte der Lehmann: „es ist wahr, man tritt nur gern bei Ihr ein, und möchte viele Stunden lang hier bleiben, wenn's sonst der Anstand und die Geseze der gebildeten Welt erlaubten. Warum ich aber gekommen bin, ja, ich weiß es, und weiß es eigentlich auch nicht. Also Ihr Mann ist nun für sich?“

„Ja!“ antwortete die Frau ärgerlich. „Ich hätt's auch nicht länger ausgehalten; so einen abscheulichen Brummibären gibt's auf der ganzen Welt nicht weiter!“

„Ich habe das oft im Stillen bei mir gedacht!“ fuhr der Advokat fort: „aber aus Partgefühl und humanen Rücksichten nicht davon geredet. Es ist mir unbegreiflich, wie der Andreas jetzt, wo er eine so reiche Frau hat, gerade Alles herausucht, um dieselbe mit Injurien aller Art zu kränken. Jeder Andere würde unter solchen Umständen seine Frau auf den Händen tragen, und ohne mir zu schmeicheln, ich selber würde in solch zarter und liebevoller Behandlung mich von Niemandem beschämen lassen. Es ist ein wahres Wunder, verehrte Frau Ruhme, daß Sie das so lange ausgehalten hat; aber Ihre christliche Geduld und Demuth hat auch das Unmögliche möglich gemacht. Auf Ehre, liebe Frau Ruhme, Sie ist eine bewunderungswürdige Frau!“

Ob nun gleich Magdalene diesen Complimenten keinen fühlbaren Widerstand entgegensetzte, so schien sie doch ziemlich gleichgültig dabei zu bleiben; wenigstens antwortete sie nichts, als „Ja, ja!“ und that sehr gedankenvoll.

Der edle Herr Friedensstifter, wie er auch gern sich selber nannte, nahm nun das Wort weiter und sprach: „So kann's doch aber unmöglich

bleiben, geehrte Frau Ruhme; das ist ja ein trauriges, freudenloses Leben. Sie hat einen Mann und doch auch keinen, sientemal derselbe Sie fast böswillig verlassen hat. Denn ob er gleich noch in demselben Hause mit Ihr wohnt, so wohnt er doch für sich und bekümmert sich weder um Weib noch um Kind, und wie Sie selbst äußerte, liebe Frau Magdalena — entschuldige Sie diese Freiheit, aber meine vetterliche Zuneigung hat mir das Wort auf die Zunge gelegt — Ihr Mann also ist, wie Sie selber äußerte, ein Brummbär, sieht Sie nicht mehr an, grüßt Sie nicht, dankt Ihr nicht, und thut, als ob er ganz allein im Hause wäre. Das kann nicht so fortgehen, liebe Frau Ruhme!“

„Ne!“ sagte die Lene: „das kann auch nicht so fortgehen!“

„Und was gedenkt Sie zu thun?“ fragte der edle Herr.

„Ich?“ rief die Lene aus. „Ich? Was soll ich thun? Soll ich 'nauf zu ihm gehen und ihm sagen, er soll wieder 'runter kommen — ne, das thu' ich nun und nimmer mehr nicht!“

„Ganz recht!“ bestätigte der Advocat: „das wär' ja gerade die verkehrte Welt. Sie ist der beleidigte Theil, und nicht er; Sie ist eine reiche Frau und er ist ein armer Schubflücker; Sie kann ohne

ihn leben, aber er nicht ohne Sie; und — weil mir einmal das so herausgefahren ist, — es wäre ihm schon recht, wenn er ohne Sie, Frau Ruhme, leben müßte!“

„Wie meint Er das, Herr Wetter?“ fragte die Lenel aufmerksam.

„I nun!“ fuhr der Friedensstifter fort, und lächelte dabei ganz geheimnißvoll: „Sie ist doch noch eine junge hübsche Person, und als eine so nahe Verwandte des seligen Herrn Calculator eigentlich nicht bestimmt, die Frau eines armen und leider muß ich es sagen, ungebildeten Schubflücker zu sein. Ich kenne,“ fuhr er weiter fort und streichelte sich dabei mit süßem Lächeln das blanke Kinn; „ich kenne recht anständige und vornehme Männer, die gar nicht abgeneigt wären, unter gewissen Umständen der hübschen Frau Magdalena Herz und Hand zu weihen. Mit einem Worte, geehrte Frau Ruhme, ich glaube, die einzig mögliche ehrbare Art, aus Ihren jetzigen drückenden Verhältnissen zu kommen, ist — die Scheidung!“

„Was?“ rief die Frau erschrocken aus. „Ich soll mich von meinem Manne scheiden lassen?“

„Ist das so erschrecklich?“ fragte der edle Herr Stöckeladvokat: „Ist es nicht naturgemäß, daß Ungleichartiges sich trennt? Hat das Feuer mit Wasser Gemeinschaft? Kann ein edles, weiches, sanftes Gemüth sich verbinden und verbunden halten mit

einer ordnären, unmännlichen Schußflückerseele? Kann sich Liebe erzeugen und bewahren, wo der Mann wie ein grausamer Tyrann das edle Weib, das sich ihm zu eigen gegeben hat, vorachtet und mit Füßen tritt? Sage Sie doch, liebe Frau Ruhme, ist denn Ihr Loos so beneidenswerth, daß Sie es durchaus nicht besser haben könnte auf der Welt? Sage Sie, rede Sie, Magdalena! Ist Sie denn jetzt so über alle Maßen glücklich?

„Ne!“ antwortete die Frau und war sehr betrübt.

„Nun sieht Sie“ — fuhr der Verwalter des Veröhnungsamtes fort: „Ich meine es nur gut mit Ihr, geehrte Frau Ruhme, indem ich gern das Meinige dazu beitragen möchte, Ihr Glück vollkommen zu machen. Ich spreche es deshalb ungehindert aus: „Sie muß sich scheiden lassen; es gibt keinen andern ehrbaren Weg für Sie! Ober wollte Sie das Unglaubliche, das Unmögliche thun? Wollte Sie, die Sie den Glanz und die Pracht des Lebens in Ihren Händen hat, Sie, die sich suchen lassen muß, will Sie hinauf gehen zu dem Brummbär, und ihn auf den Knien bitten, daß er doch die Gnade haben möchte, freundlich mit Ihr zu sein und Ihre fünfhundert Thaler als ein Taschengeld gütigst von Ihr anzunehmen? Hat er's nicht express darauf angefangen, daß Sie Ihre Rechte an ihn abtreten soll? Ja, daß ich's Ihr

nur sage, die ganze Tyrannei Ihres Mannes hat keinen andern Grund, als Ihr Geld. Er will Sie, Frau Ruhme, so lange quälen, bis Sie's entweder satt kriegt, und, um nur Ruhe zu haben, ihm das schöne Capital zuschreiben läßt, oder bis Sie Sich selber zu Tode härt und in's Grab steigt. Dann fällt das schöne Geld zwar den Kindern zu, aber den Pflichtheil, wie wir Gelehrten sprechen, müßt' er doch kriegen!"

„Das wär' doch ganz erschrecklich!“ rief die Frau aus.

„Aber ganz natürlich!“ fügte der Herr Lehmann bei. „Wenn's Ihr nun recht ist, liebe Frau Ruhme, so leite ich die Sache ein und werde den Sühntermin bei dem Pfarrer für Sie beantragen. Der Pfarrer wird Ihr freilich verb zusehen und wird für Ihren Mann Parthei nehmen; aber bleibe Sie nur recht straff und standhaft und ich werde Ihr schon weiter mit meinem guten Rathe beistehen. Wenn Sie also will, so werde ich jetzt sogleich die Sache auf der Pfarre anbringen!“

Magdalene sah sehr nachdenklich aus, schüttelte bedeutsam den Kopf und sagte zuletzt: „Ne! Ich will mir's doch noch erst emal überlegen. 's ist mit bald so, als ging's zu schnell. Ich will's noch 'n Tag abwarten, was er thut!“

Dem Friedensstifter war es nicht recht, daß die Frau Ruhme sich gewissermaßen noch Bedenk-

zeit ausbat; aber er mochte in seiner großen Weisheit auch erkennen, daß es für seinen Zweck besser sei, darauf einzugehen; er kam zwar langsamer, aber desto sicherer zum Ziele. Er erklärte deshalb der Frau Magdalene sein Einverständnis und fügte hinzu: „Ich werde einen Sprung zu Ihrem Manne 'nauf gehen, damit er nicht etwa denke, ich hätte sonst was mit Ihr Geheimem!“

Und somit stand er auf, verbeugte sich vor der lieben Frau Rahme mit ritterlichem Anstande, versprach, morgen wieder nachzufragen und schritt dann zur Thür hinaus, und hinauf in die kleine finstere Bodenkammer. Hier saß Andreas auf seinem Schemel und zog fleißig den Draht rechts und links und blickte sich lange Zeit gar nicht um, wer eingetreten sein mochte.

„Ich wünsch' guten Tag, Herr Better!“ sagte der Lehmann.

Andreas behrte sich auf seinem Schemel um und als er den Besuch erkannte, machte er ein gar grimmiges Gesicht und sprach: „Ich verlange nicht nach Seinem guten Tag und auch nicht nach Seiner Betterschaft. Was will Er bei mir?“

„Ei, ei, Meister Andreas!“ entgegnete der Advocat: „Man möchte sich doch fast fürchten vor Ihm! Und doch komm' ich als ein guter Freund, und möchte eher Seinen Dank als Seine Vorwürfe!“

„Ich kenne Seine gute Freundschaft und ist mir eben so viel werth, wie Seine Betterschaft!“ erwiderte der Andreas und drehte dem vornehmen Herrn wieder den Rücken zu und begann wieder seine Arbeit.

„Das Schöne, das Edle, das Große wird immer verkannt!“ fuhr der Better im Tone demüthiger Selbstverleugnung fort: „Ich meine es gut mit Ihm; ich komme, Ihm wegen gewisser Dinger einige nöthige Winke zu geben. Ich komme als Freund des Friedens; ich möchte gern, daß hier in Seinem Hause das alte eheliche Glück sich wieder aufbaue!“

„Da brauch' ich Ihn nicht dazu!“ entgegnete Andreas kurz: „Was Er aufbaut, da mag ich nicht drin wohnen; und wo Er die Hand mit im Spiel' hat, da ist's mit dem Trumpfe nicht richtig!“

„I nun!“ sagte Herr Lehmann mit ruhigem, würdevollem Lächeln: „Es kommt auf eine Probe an, und auch dem Klügsten ist's zuweilen lieb, wenn er was von Andern erfährt. Man kann sich darnach einrichten!“

„Was red't Er da?“ fragte Andreas jetzt aufmerksamer und drehte sich halb auf seinem Schemel um.

Der Beschützer der Bedrängten machte sich selber hinter dem Rücken des von ihm beschützten Bedrängten geheime Zeichen, indem er die Augen

zusammenzog und sich selber ermutigend und zufrieden zuwinkte. „Ich hätt's freilich nicht geglaubt, sagte er dann achselzuckend: „daß Seine Frau so weit gehen würde. Freilich mit ihrem Gelde kriegt sie zehn Andere!“

Dies Wort flog wie ein Pfeil in des Andreas Herz. Er warf den Knieriemen und den alten Schuh bei Seite, sprang auf, packte den Herrn Wetter bei der Brust und sagte: „Wenn Er nicht den Augenblick geseht, daß Er ein Schuft und ein Hallunke ist, so nähe ich Ihm Sein Schandmaul wie eine alte Brandsohle zusammen!“

Der Herr Wetter war freilich in etwiger Gefahr; denn Andreas hatte die große viereckige Pöcker-ahle ergriffen und vagirte damit etwas menschenmörderisch in der Luft herum; aber die große, edle Seele des Advocaten bewährte sich jetzt in ihrem Adel. Wie ein Held, todverachtend und ungebeugt in seinem Muth stand er da, erhob das edle Haupt noch höher und sprach: „Das ist das Loos der Wahrheit, daß sie Feindschaft und Verfolgung weckt!“

„Herr!“ fuhr nun Andreas fort: „Wenn's wahr wär', was Er da red't! Der teuflische Athem, der durch der Lenel ihre Seele ging, den hätt' Er ihr doch nur erst eingeblasen!“

„Ihr habt's ja ganz leicht!“ entgegnete der Friedensstifter mit beneidenswerther Ruhe: „Ihr

dürft ja nur 'runter gehn und selber mit ihr reden, wenn Ihr sonst Euch nichts daraus macht, ihr nachzulaufen, weil sie nun Geld hat!"

Mit diesem klugen Beisage hatte nun der edle Herr Vetter allerdings die Seele des armen Schuhflickers getroffen; denn eben, daß die Lenel reich geworden war und sich ihrem Manne gegenüber viel darauf einbildete, eben weil er bemerkt hatte, daß der Mammon sich in ihr innerstes Herz eingefressen, eben dieser tiefe Schmerz über ihre Thorheit und Verblendung hatte sein Herz ihr entfremdet und ihn auf den Gedanken gebracht, die Lenel wäre vielleicht von ihrer Hoffart zu curiren, wenn er sich von ihr zurückzöge.

Der arme Andreas! Sein Herz blutete, weil er sein Weib liebte; da meinte er denn in seiner Einfalt, mit der trauernden Liebe würde er die verblendete Magdalene wieder zur Besinnung bringen; er hatte gehofft, sie würde gar traurig und trostlos werden, wenn sie sähe, daß der Andreas sie scheinbar nicht mehr lieb hätte. Er hatte gehofft, sie würde eines Tages und nun bald zu ihm kommen und Thränen im Auge haben und sprechen: „Andreas, was hast Du nur, daß Du mich nicht mehr ansiehst und nicht mehr mit mir red'st; und es thut mir doch so weh, daß Du nicht mehr der alte, getreue und liebe Andreas bist!"

Dann hatte er darauf antworten wollen: „Se-

nel, ich bin noch der Alte, aber Du bist eine Andere geworden. Der Mammon hat Dein Herz verküchert und Du hast nunmehr die blanken Thaler lieber als Gott, Deinen Herrn, und den Andreas, Deinen Mann, und die Kessel und den Gottlieb. Und wenn Du nicht willst, daß ich mich um Dich zu Tode härmen soll, so reiß'st Du Deine Seele wieder vom Mammon los, und wirfst auch wieder die alte, liebe, treue Lenel!"

Und dann hatte er gehofft, das werde der Lenel das Herz rühren und sie werde ihm um den Hals fallen und bitterlich weinen, und werde ihm nicht allein die zehn Thaler zum mastriker Leder vorschießen, sondern noch mehr thun, um ihm in seinem Gewerbe aufzuhelfen. Aber nun kam die Lenel nicht nur nicht, sondern sie schickte den Stöckeladvocaten und will sich scheiden lassen.

Und nun sollte er vielleicht 'nunter zu ihr laufen und sie anbetteln, daß sie doch das ja nicht thun möchte und sollte sie auf den Gedanken bringen, er thäte das Alles nur um ihres Mammons willen, und thät' sich erniedrigen vor ihr, weil sie eine reiche Frau und er ein armer Schuhflicker wäre — nein, der Gedanke schüttelte wie Fieberfrost seine Seele.

„Herr Stöckeladvocat!“ wendete er sich nun an den edlen Herrn Better: „Herr Stöckeladvocat, wenn das anders Euer rechter Titel ist, geh' Er

'runter zu der armen, verlorrenen Person, die von Ihm und dem Teufel in Beseß genommen worden ist, und sag' Er ihr, daß ich gar nichts dawider habe, und daß sie mit ihrem Mamon in die Schande, ins Elend und in die Verdammniß rennen mag. Und nun geh' Er aber gleich, wenn Er nicht will, daß ich Ihn an seinen gelben Knöpfen 's Geleit geben soll!"

„Aber Herr Vetter!" — wandte ihm Dieser ein.

„Will Er machen, daß er die Treppe 'runter kommt!" unterbrach ihn der Andreas heftig und griff nach dem Knieriemen.

Da nun der edle Ritter für Wahrheit und Gerechtigkeit sah, daß sein theurer Leichnam hier bei dem wüthenden Menschen allerdings in Gefahr war, einige bedeutende Erschütterungen zu erleiden, hielt er's für's Beste, dem guten Rath zu folgen und stürzte stolpernd zur Bodenkammer hinaus und kam athemlos vor Schreck und Eile bei der Frau Magdalene an.

„Ich bitt' Sie um Gotteswillen, Frau Ruhme!" rief er ihr zu: „Mach' Sie, daß Sie von ihm los kommt: Sie ist vor dem Wütherich Ihres Lebens nicht sicher. Es ist gar nicht anders, er ist verrückt geworden!"

Er wollte zwar noch weiter fortfahren in seiner Relation; aber da er jetzt oben auf dem Boden ein verdächtiges Geräusch hörte, als mache der

Bücherich Anstalt, die Treppe herunter zu kommen, sprang er mit beiden Beinen zugleich zur Hausthür hinaus, ohne einmal von der lieben und geehrten Frau Ruhme Abschied zu nehmen.

Ungefähr acht Tage darauf saß der Pfarrer M. Blas in seiner Studirstube und durchlas ernster Gedanken voll den Text zur nächsten Sonntagspredigt. Da klopfte es plötzlich leise und fast schüchtern an die Thür.

„Gerein!“ rief der Pfarrer; aber die Thür öffnete sich nicht. Schon meinte er, es möge wohl sein kleines Töchterlein sein und wollte er nur noch abwarten, bis sich etwa die Stimme: „Baba, Anna ist da!“ hören ließe; weil er gar so viel Wohlgefallen hatte an der kleinen Botslerin, die freilich oft zu recht ungelegener Zeit ihn führte. Da klopfte es zum zweiten Male und schüchterner, als zuvor.

„Gerein!“ rief Blas zum zweiten Male und stand auf, um nachzusehen, wer sich so sehr bitten ließ. Als er die Thüre öffnete, stand eine Frau davor, gar sauber und blank gekleidet; sie hatte Thränen in den Augen und zitterte an allen Gliedern, als wäre sie eine gar erschreckliche Verbrecherin.

„Mein Gott!“ rief der Pfarrer aus. „Ihr seid es, Frau Magdalene! Gätte ich Euch doch kaum erkannt! Tretet doch ein! Nun, kommt nur,

dawider, und es wär' ihm gerade recht, daß ich mich von ihm wollte scheiden lassen und er kriegte schon wieder eine Andere. Und das hat mich so wider ihn erboßt, daß ich ihn auch gar nicht mehr leiden kann, und wenn ich heut' könnt' von ihm los sein, wär' mir's auch gerade recht!"

Der Pfarrer schüttelte mit zweifelhaftem Lächeln das Haupt und sagte: „Das wird mir immer räthselhafter. Das Alles sieht gar nicht aus, als gälte es dem Andreas. Wie oft hat er mir gesagt, daß er gar nicht ohne Euch leben könnte, und wie herzlich er Euch hätte und wie er sein Leben für Euch geben könnte!"

„Ach, reden kann er!" sprach die Frau. „Der red't wie ein Buch und ich hab's dreizehn Jahre nicht gewußt, daß nur eitel Lug und Trug dahinter ist!"

„Unbegreiflich!" fuhr der Pfarrer fort: „Wenn's so wäre, wie Ihr sagt, da muß doch etwas vorgefallen sein, so ohne alle Ursache ist's doch gar nicht denkbar, daß sich Euer Ehemann so ganz und gar ändert. Habt Ihr ihm denn vielleicht selber irgend Etwas gethan?"

„Ich?" fragte Magdalene: „Ach, du lieber Gott, ich bin so unschuldig, wie die Sonne am Himmel; und was ich ihm Alles zu Gefallen gethan habe, das kann ich gar nicht beschreiben. Ich hab'n gehätschelt wie 'n Kind; ich hab' ihm immer

die besten Wiffen aufgehoben und weil er die angebrannten Erdäpfel so gern ißt, so hab' ich oft die ganze Röhre wochenlang voll gelegt. Aber das ist ein undankbarer Mensch, der auch gar kein Einsehen nicht hat und mir 's Leben so schwer macht, daß ich's gleich hingeben müßt'. Ja," fuhr sie fort und fing an zu weinen: „ich kann sagen, daß er ein Mörder und Todtschläger ist, denn er ist schuld, wenn ich eingehe an solchem Jammer, den er mir anthut. Der Advocat konnt's auch gar nicht häßlich genug beschreiben, wie er von mir red't und was für Schand und Brand er mir anthut. Und der Advocat hat's auch gesagt, daß ich sagen könnt', ich wär' bei meinem Manne meines Lebens nicht mehr sicher, und da würd' ich schon geschieden werden.“

„Ich fürchte doch nicht," sagte Blaz: „daß sich Euer Ehemann thätlich an Euch vergriffen hat?“

„Wie meint Ihr das?“ fragte die Frau.

„Nun," fuhr Blaz fort: „Euer Andreas hat Euch doch nicht etwa geschlagen oder sonst thätlich mißhandelt?“

„Nu, das fehlte noch!" rief die Lenel aus: Da sollt' er mir ankommen! Ich glaube, da hätt' ich mir die Augen aus dem Kopf heraus geweint. Aber gemißhandelt hat er mich mit seinen Redensarten got'sjämmerlich, das ist doch wie lauter Feuer Wildenbahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. I. Bd. 14

und Gift und thut sich in's Herz hineinfressen, daß Einem kein Bissen Brod's mehr schmeckt!"

„Nun, zum Beispiel," fragte der Pfarrer: „Was hat Er denn zu Euch gesagt?"

„Zu mir?" fragte die Frau: „Ach du lieber Gott, das weiß ich gar nicht mehr, so grausam Viel war's; und's Schlimmste war's, wenn er gar nicht reden that und that pfeifen und singen solche schlechte Lieder, die ein rechtschaffenes Weibsen bis auf's Blut kränken!"

„Schlechte Lieder!" rief Blas verwundert aus: „Solche Lieder, die eine rechtschaffene Frau nicht mit anhören kann? Liebe Frau, nehmt mir das nicht übel, aber das kann ich Euch nicht glauben! Ich habe Euren Andreas oft singen hören, aber nur gute Lieder und die hat er immer mit solcher Herzenslust gesungen, daß man ihm schlechte gar nicht zutrauen kann! Wißt Ihr mir Eines zu nennen?"

„Ne!" antwortete sie: „Ich hab' vor lauter Aerger nicht darauf gehört, weil er so dumm gegen mich that. Ne, Herr Pfarrer, wie der dumme thun kann, das könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, das ist, als müßte man gleich närrisch werden!"

Der Pfarrer gewann nun immer mehr die Ueberzeugung, daß der Ehezwist gar nicht so schlimm sein könne, als ihn Magdalene beschrieb; aber es lag ihm daran, hinter den eigentlichen Grund zu

kommen, der ein paar so friedliche Eheleute hatte entzweien können.

„Sagt mir einmal recht ehrlich, liebe Frau,“ fuhr er nun fort: „Was habt Ihr eigentlich gegen Euern Gemann!“

Die Lenel stuzte, sah den Pfarrer mit großen Augen an, zupfte dann an der blauen Leinwand-schürze und sagte endlich mit erzwungenem Troge: „Ich kann'n nicht mehr leiden, mein Herz ist ihm ganz zuwider, ich kann'n nicht mehr ansehen; und ich hab' auch nichts dawider, wenn er eine Andere nimmt. Er wird schon sehen, wie weit er kommt; und ich krieg' auch wohl noch 'n Andern!“

„Seit wann,“ fragte der Pfarrer weiter: „Seit wann ist denn das, daß Ihr ihn nicht mehr leiden könnt?“

„Seit der Zeit, daß er so dumm und albern thut!“ antwortete die Lenel.

„Und seit wann benimmt er sich so gegen Euch?“ fuhr Blas fort: „Wißt Ihr nicht was Bestimmtes anzugeben, einen Vorfall, ein Ereigniß, ein Gespräch, oder sonst was?“

Die Lenel besann sich wieder eine Zeit lang und verrieth offenbar eine steigende Verlegenheit. „Die ganze Sache,“ sagte sie endlich trozig: „ist die, er will mein Geld haben; und das geb' ich ihm nicht!“

„Aha!“ rief Blas aus: „Nun wird's doch et-

was klarer in der Geschichte. Also der Andreas will Euer Geld haben, das Ihr von Euerm seligen Herrn Vetter geerbt habt. Und der Andreas hat's wahrscheinlich durchbringen wollen, in die Schenke gehen und trinken und spielen und vielleicht noch zu andern schlechten Dingen verwenden. Ja freilich, liebe Frau, da habt Ihr schon recht gethan, daß Ihr ihm das Geld nicht gegeben habt."

Die Lenel stuzte wieder, und mehr, als vorher. „Ne," sagte sie endlich, und schlug die Augen nieder: „So schlecht ist er doch nicht! Aber ich hab's ihm einmal gesagt: 's hundert reiß' ich nicht an, und wenn man das schöne Geld so in der Lade liegen sieht, 's lacht Einem 's Herz im Leibe, und zu was hab ich's denn geerbt, wenn ich mich nicht darüber freuen sollt!'"

Der kluge Seelsorger mochte jetzt da angekommen sein, wo er wollte; wenigstens hätte es ihm die Klägerin ansehen können, daß ein plötzlicher Gedanke durch seinen Sinn zog.

„Wißt Ihr was:" sagte er nun zu Magdalene im Tone gutmüthiger Ironie: „Ich merke nun, warum sich's eigentlich handelt. Euer Andreas hat sich von dem Mammon blenden lassen und möchte Euch die Freude daran verderben; er will selber seine Augen- und Herzenslust daran haben und will die harten Thaler alle Tage zählen; und dabei ist er selber hart geworden gegen Euch. Ja,

ja, ich kann mir's vorstellen, wie der Mammon sein ganzes Herz ergriffen hat, daß er ihn nun lieber hat, als sein Weib und seine Kinder, und vielleicht auch schon lieber, als seinen Gott im Himmel. Das muß ich ihm selber sagen, daß er auf dem besten Wege ist, sich und sein Weib und seine Kinder ganz unglücklich zu machen und daß er bald anfangen wird, gar nicht mehr zur Kirche zu kommen, weil er während der Zeit seine harten Thaler zählen möchte!"

„Bis jetzt," fuhr Blas fort, als die Magdalene ihn ganz flüchtig ansah: „Bis jetzt hat zwar der Andreas noch keinen einzigen Gottesdienst versäumt und er hat so herzensfröhlich mit der Gemeinde gesungen, daß man ihm die Mammonsgedanken nicht hat ansehen können. Aber dagegen hab' ich wohl bemerkt, daß Ihr selber, Frau Magdalene, seit einiger Zeit nicht mehr zur Kirche gekommen seid und gewiß nur, weil Euch der Andreas davon abgehalten hat. Das muß ich ihm doch etwas zu Herzen und Gewissen reden und ihn an das Wort erinnern, daß Die, die da reich werden wollen, in Versuchungen und in Stricke fallen und in viele thörichte und schädliche Lüfte, welche den Menschen versenken ins Verderben und Verdammniß. Und muß ihm sagen, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels ist und daß schon Viele um des Geldes willen vom Glauben irre gegangen sind,

und sich selber viele Schmerzen gemacht haben. Ja, liebe Frau, es ist mir lieb, daß Ihr zu mir gekommen und klagbar geworden seid, denn mit so einem Manne, der das Geld lieber hat, als seine Ehefrau, führt sich's keine gute Ehe. Ihr müßt daher Eure Ehescheidungsklage fortsetzen und müßt Beide zusammen zu einem Sühnetermin zu mir kommen!"

Magdalene schien aber mit dieser Maßregel nicht zufrieden zu sein. Nach dem Ausdrucke ihrer Mienen gingen allerhand Gedanken ihr durch die Seele; es war ihr anzusehen, daß sie nicht wußte, wie sie mit dem Pfarrer daran war.

„Ich mücht's doch bald noch e Bissel verschieben!" sagte sie endlich zögernd.

„Nein, nein!" entgegnete schnell der Seelsorger. „Dergleichen Dinge müssen sobald als möglich abgemacht werden. Sagt nur Eurem Manne, daß er morgen früh um 9 Uhr mit Euch hierher kommen soll. Ihr selber müßt durchaus zugegen sein, daß sich der Andreas nicht etwa herausredet; und es ist auch sonst gut, wenn Ihr's mit anhört; es macht dann auf den Andreas mehr Eindruck!"

„Geht's denn wirklich nicht mit dem Verschieben?" fragte die Frau unruhig und ängstlich: „Ich will's Euch nur sagen, ich wär' heut' noch nicht gekommen, wenn nicht der Advocat gesagt hätt', ich müßte nun gehen und meine Klage anbringen!"

„Wer ist Euer Advocat?“ fragte der Pfarrer.

Die Frau zögerte etwas, als sie antwortete: „’s ist eigentlich kein rechter Advocat und die Leute nennen ihn nur den Stöckeladvocaten; aber ’s ist ein ganz geschickter Mensch und weiß die Sachen so auszulegen, daß man sich darüber verwundern muß; und er nennt sich Lehmann!“

„Ah, ich kenne ihn!“ sagte der Pfarrer ernst: „Auf jeden Fall — doch!“ unterbrach er sich selber und nahm wieder seine heitere Miene an: „Kommt Ihr nur Beide morgen zu mir und sagt’s Eurem Manne, er soll sich darauf gefaßt machen, daß ich ihm die Wahrheit sagen werde!“

„Ne!“ antwortete die Frau und schüttelte langsam den Kopf: „das sag ich ihm nicht! Er hat vier Wochen lang nicht ordentlich mit mir gered’t, und immer dumm gethan. Da dächt’ er, ich gäb’m nach; und das thu’ ich nicht; er hat mich gar zu schlecht behandelt!“

„Das will ich ihm schon vorhalten!“ sagte Blas. „Und wenn Ihr die Bestellung nicht mündlich ausrichten wollt, nun, so werde ich ein paar Zeilen schreiben; die könnt Ihr ihm ja mit dem Gottlieb oder mit der Lisel zustellen lassen!“

Während nun Blas die Citation zum Sühnetermine schrieb, bot Magdalene ein Bild der größten Verlegenheit dar. Sie zupfte bald am rechten, bald am linken Zipfel ihrer blauen Leinwandshürze

und sah bald wieder auf den Boden, bald an die Wand und machte bald ein trauriges, bald ein ärgerliches und tropiges Gesicht. Als ihr der Pfarrer das Papier zur Abgabe an ihren Ehemann überreichte, nahm sie es fast mit widerstrebenden Händen an und sagte: „Meinen Gedanken nach hätt's eigentlich noch können aufgeschoben werden; aber wenn's sein muß, nu, da muß's sein!“ und ohne weitem Abschied verließ sie das Zimmer.

Der Pfarrer, der sich im Herzen über diesen etwas unmanerlichen Abschied freute, weil er ihm ein Beweis davon war, daß das Mittel, welches er verwendet hatte, seinen Zweck erreicht habe, öffnete die Thür und rief der Frau im freundlichsten Tone auf dem Gange nach: „Liebe Frau Magdalene! Noch ein Wort! Ich hab's gern, wenn die Leute, die in Ehescheidungssachen zu mir kommen, irgend einen Spruch vorher lesen. Daher gebt doch Eurem Manne den Zettel und er soll die Stelle aufschlagen und recht andächtig lesen!“

Etwas verwundert nahm Magdalene das kleine Blättlein Papier und ging mit ernstem Kopfschütteln von dannen.

Als Magdalene um die Ecke der Pfarrwohnung trat, kam aus dem kleinen Erlengebüsche ein

Mann auf sie zu, der, wie es schien, auf sie gewartet hatte.

„Nun, liebe Frau Ruhme, wie steht's?“ rief er ihr zu.

„Herr Jesus!“ schrie die Lenel auf: „Er ist wohl nicht gescheldt, daß Er Einen so zum Tode erschreckt?“

„O nehm' Sie's nicht übel, geehrte Frau Ruhme!“ bat der Beschützer der Bedrängten; denn der war es allerdings: „Aber Ihre Sache liegt mir so am Herzen, daß ich keinen Augenblick versäumen möchte, wo ich Ihr nützlich sein könnte. Nun, was hat denn der Herr Pfarrer gesagt? Ist er auf die Klage eingegangen?“

„Ach geh Er!“ antwortete die Lenel ärgerlich. „Es thut sich nicht recht schicken, daß wir so mit einander gehen, als wären wir Eins. Er hat mir auch keinen guten Rath gegeben, es wär' besser gewesen, ich hätt's noch aufgeschoben oder gar sein lassen!“

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, liebe Frau Ruhme!“ entgegnete der Advocat: „Aber ich weiß schon, der Pfarrer hat Ihr zugeredet, und Ihr weiß gemacht, das hätt' Alles nichts zu bedeuten, und eine Frau müßt' sich Alles gefallen lassen, und der Mann wär' seines Weibes Herr, und könnt' sie kjonntren, wie er nur wollt!“

hatte. Als sie nun jetzt das geliebte Stück Eisen wieder in die Hand nahm, hätte man glauben sollen, sie würde sich darüber herzlich gefreut haben; aber das war gerade das Gegentheil; sie sah den Schlüssel fast verächtlich an und warf ihn endlich weit von sich weg.

Bei dieser Gelegenheit fiel ihr Schnupstuch auf den Boden und der kleine Zettel mit heraus, den ihr der Pfarrer für ihren Mann gegeben hatte. Sie sah ihn nun genau an und fand darauf geschrieben: Lucä, Capitel 12, Vers 15. In diesem Augenblicke trat der Gottlieb in's Zimmer; er kam gerade aus der Schule und hatte gerade die große Bibel unter dem Arm.

„Gottlieb,“ sagte sie zu ihm: „lies mir doch mal das, was hier aufgeschrieben steht.“

Der Gottlieb schlug nun mit stolzem Eifer die bezeichnete Stelle auf und las: „Und sprach zu ihnen: Sehet zu und hütet euch vor dem Geize; denn Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat!“

Wie Magdalene dies hörte, erschrak sie. „Geh' doch e Bissel 'naus, Gottlieb!“ sagte sie zu ihrem Sohne und that dabei sehr besorgt, wie Jemand, der einem Andern ein Geheimniß offenbaren will, und die Kinder vorher aus dem Zimmer schiebt; und war doch auffallend, daß Magdalene ganz allein war.

Als nun Gottlieb die Thüre hinter sich zuge-

geschlossen hatte, stand Magdalene auf, redete mit Ich selber und sprach: „Das weiß der liebe Gott, was mich so auf dem Herzen drückt; das ist doch bald, als könnt' ich gar nicht gut mehr Athem holen; und 's ist mir auch bald so, als wär' was nicht recht. Ich werd' mir wohl e Lippel Thee kochen müssen, vielleicht Brustthee, weil mir's die Brust so angreift!“

Und nun ging sie nach dem Schränkkel hinter dem Ofen und suchte unter wohl zwanzig Düten und konnt' immer die rechte nicht finden. „Ich glaub' fast,“ — fuhr sie fort: „der Brustthee wird mir auch nicht helfen; so curios ist mir's in meinem Leben nicht gewesen! Und nun red't auch Niemand mit mir, daß man sein Herz ausschütten könnt'. Und der Andreas sitzt oben, der schlechte Mann fragt auch nicht nach Einem; ich könnt' hier sterben und er bekümmert sich nicht darum!“

Ihre Stimme nahm jetzt immer mehr den Ton der schmerzlichen Klage an und war ihr das Weinen näher, als das Lachen; aber es waren ärgerliche trogige Thränen, die sich in ihre Augen drängten; so einige Tröpflein aus dem Waschbecken des Pilatus, und sah auch die Magdalene bald aus, als sagte sie, wie Jener zu sich selber: Ich bin unschuldig!

„Der gottlose, schlechte Mann ist an Allem Schuld!“ fuhr sie nun unter trogigem Weinen

auf und öffnete die Dienthüre, um ihn in's Feuer zu werfen! Da befann sie sich plötzlich eines Andern; über die finstere Nacht ihres Angesichtes fiel es nieder, wie ein Lichtstrahl; es war, als hätte ihr Jemand die Decke von den Augen genommen.

„Ich armes, thörichtes, unglückliches Weib!“ rief sie nun aus und lachte dabei und weinte zugleich. „Ich wußte nicht, was ich machen sollte? Ach du, Herr, mein Gott! Ich muß doch ganz verblendet gewesen sein! Ach, wie wird mir doch auf einmal so wohl zu Ruthe, als wär' ich todt gewesen und wär' nun wieder lebendig geworden! Gott sei tausendmal Dank, daß ich nun weiß, was ich thun soll!“

Und wie ein Kind, das mit den Aeltern wieder versöhnt ist, eilte sie in die Kammer, schloß so leise als möglich die Thüre auf, griff mit beiden Händen hinein in die harten Thaler und steckte so viel zu sich, als ihre Tasche nur fassen konnte; dann schloß sie zu, ließ aber den Schlüssel stecken und eilte zum Zimmer hinaus.

Da kam ihr der Gottlieb in den Weg. „Gottlieb,“ sagte sie zu ihm: „geh' doch 'nauf zum Vater, und sag' ihm, ich hätt' einen nothwendigen Gang gehabt und würde erst gegen Abend wieder kommen und der Vater sollt' keine Angst haben, und wenn ich wieder käm', wolt' ich's ihm schon sagen!“

Und nun verließ sie ohne Weiteres die Hütte und eilte zum Dorfe hinaus, sah nicht links und nicht rechts, und war bald in dem kleinen Wäldchen verschwunden, durch welches sich der Fußweg nach Annaberg hinzieht.

Erst mit einbrechendem Abende kam sie wieder, aber nicht allein; zwei Männer waren dabei, die trugen seltsam große Lasten auf der Achsel; aber es war nicht zu sehen, was es war, denn es war in graue Leinwand eingeschlagen; und Magdalene selber hatte ein großes Pacht unter dem Arme und stand ihr der Schweiß auf der Stirne. Auch hatte sie ein sonderbares Ansehen und sah sich scheu und schüchtern um, als hätte sie kein gutes Gewissen. Und als sie den Gottlieb an der Hausthüre fand, zischelte sie ihm leise in's Ohr: „Ist der Vater oben?“

„Ne!“ antwortete der Knabe: „Der Vater ist gar nicht da und ist schon lange fort; und ich und die Lisel, wir haben schon recht geweint, daß wir so alleine waren.“

„Um Gottes willen!“ rief die Mutter voll Angst aus: „Es wär' doch gar zu entseßlich, wenn er jetzt gerade fort wär'! Ach, ich unglückliches Weib, wenn ich zu spät meine Sünden erkannt hätte! Gottlieb, weißt Du denn gar nicht, wo der Vater sein könnte?“

„Er sagte, er wollt' zum Herrn Pfarrer gehn!“

Wildenhahn, erzählend. Dorfgeschichten I. Bd. 15

antwortete der Knabe. „Und zu Mittag ist der häßliche Mann da gewesen, der immer halb betrunken ist!“

„Welcher Mann?“ fragte Magdalene unter Aengsten.

„Nu, Du weißt's schon, Mutter!“ fuhr der Knabe fort: „Er hat so e zuwideres Gesicht und ist oft bei Dir allein gewesen und hat Dir gesagt, Du müßt Dich vom Vater scheiden lassen —!“

„Schweig, unglückliches Kind!“ unterbrach die Mutter den Knaben mit Bittern und Zagen. „Woher weißt Du denn das? Aber ist's nicht meine gerechte Strafe, daß mein eignes Kind mit seiner unschuldigen Sprache in meinem Herzen wühlt? Ach, mein Gott, wie tief war ich gefallen!“

„Ja!“ fuhr der Gottlieb fort: „Und der Mann, die Leute nennen 'n nur den Stüdeladvocaten, der hat dem Vater ein Papier 'naufgetragen, und ich war gerade dabei und that dem Vater die Bappe rühren, und wie der Vater das Papier gelesen hatte, da that er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und sagte: Du unglückliches Weib!“

„Ja, er hat recht!“ fiel Magdalene unter heißen Thränen ein. „Ich bin nicht werth, daß ich seine Frau bin!“

„Und ich that 'n fragen,“ erzählte Gottlieb weiter: „wer das Weibsen wäre, von dem er red'te,

und da sagte er, es wäre eine reiche Frau, die gar nicht wissen thät, wie arm sie wär!“

„Erzähl' weiter, Gottlieb!“ bat die Mutter und ließ ihre Thränen ungehindert fließen: „Es bohrt sich zwar jedes Wort wie ein zweischneidig Schwert in mein Herz, abet es muß so sein!“

Gottlieb sah die Mutter mit Befremden und Mitleid an, fuhr aber fort: „Und Nachmittage that sich der Vater anziehen und auf die Pfarre gehen; und weil er gar nicht wieder kam, so loß ich auch hin, und da sagte der Herr Pfarrer, ich sollt' nur keine Angst haben, der Vater wär' wieder fort und hätt' gesagt, er müßt' e paar Stunden draußen 'rum laufen, weil ihm das Herz zu voll wär', und wenn's Nacht würde, würde er schon wieder kommen!“

„Das hat er gesagt?“ fragte die Mutter mit wieder erwachter Freude: „Nu, da kommt er auch; er ist ja viel tausend Mal besser, als ich, und könnst' Dich und die Lisel nicht allein lassen. Aber —“ unterbrach sie sich plötzlich, — „ich glaube, das hat der liebe Gott so gewollt, daß er jetzt nicht da sein soll! Geda, Ihr Leute!“ rief sie den beiden Männern zu: „legt nur Eure Pöcke in der Stube ab, und helfst mir gleich noch was Andres mit tragen!“

Und nun stog sie die Treppe hinauf, und die beiden Männer hinter ihr drein, und die trugen

etwas Schweres herunter und viele andere Sachen hinter drein und legten es Alles in der Unterstube nieder, und machten Alles, wie es die Magdalene ihnen befohl. Und als sie fertig waren, gab sie den Weiden einen harten Thaler und sagte: „da theilt euch! Es wird euch selten wieder so gut werden, aber weil ich so froh bin, sollt ihr euch auch mit freuen!“

Die beiden Leute waren über das ungewöhnlich große Trinkgeld ganz erstaunt, und sahen bald sich selber, bald die Frau an und gingen endlich mit einem fröhlichen: „Nu, Gott vergelt's Euch! von dannen.“

„Ja, rief Magdalene fröhlich aus: „der liebe Gott hat mir's schon vergolten!“

Und nun rumorte sie in der Stube hin und her, und stellt Dieses links und Jenes rechts, und wusch den Tisch und die Bank und putzte die Fenster blank, und weil's nun ziemlich dunkel war zündete sie Lichter an, und Lampen, so viel sie nur im Hause hatte, und der Gottlieb und die Lisel mußten ihre Sonntagskleider anziehen und ganz still sein und sich hinter'm Ofen verstecken.

„Nu, kann er kommen!“ sagte sie und schlug dabei in die Hände und freute sich, als wär' sie selber das Kind, dem der heilige Christ bescheert hat.

Und es dauerte nicht lange, so klappte es draußen an der Thüre. Und sie wußte es, daß es der

Andreas war, denn sie kannte seinen Gang. Ihr Herz zitterte und pochte, als wollt' es zerspringen. Jetzt näherten sich die Schritte der Stubenthüre und Magdalene glaubte schon den Handgriff an der Thüre klinken zu hören. Aber schmerzliche Täuschung! Die Schritte gingen vorüber und die Treppe hinauf.

„s' ist auch gut!“ tröstete sich die Frau: „Ja, 's ist noch besser! das kommt mir ja zu, daß ich ihn wieder 'runter hole, da ich ihn vertrieben habe!“

Und nun ergriff sie die kleine blecherne Lampe und hielt sie so zitterig, daß sie Mühe hatte, das Del nicht zu vergießen; und weil sie schon fast keinen Athem mehr hatte, ehe sie die Treppe hinauf ging, so geschah es, daß sie ganz athemlos vor der Dachkammerthüre ankam.

„Andreas,“ sagte sie nun, „darf ich 'rein?“

Andreas erschrak über den ungewöhnlichen Besuch und öffnete die Thüre: „Du bist's!“ rief er verwundert aus.

„Ja, Andreas, ich bin's!“ fuhr sie fort: „und Du könnt'st so gut sein, und könnt'st emal 'runter kommen!“

Andreas schüttelte in steigender Verwunderung den Kopf und wußte gar nicht, was er denken und thun sollte; da aber die Lenel so ein ganz anderes Gesicht machte, als die vielen Wochen vor-

her, und ihn so freundlich ansah, wie sonst, sagte er: „Nu, wenn Du willst, so will ich 'runter kommen!“ und folgte ihr nach.

Als sie unten angekommen und Magdalene durch die geöffnete Thüre eingetreten war, hielt Andreas die Hand vor die Augen, weil ihn der unerwartet helle Glanz blendete.

„Lenel,“ fragte er, „was soll denn das sein?“

„Was 's sein soll?“ rief die Frau fröhlich aus: „Du blinder Mann, siehst Du denn nicht, was 's sein soll? Hast Du nicht von der armen Magdalene in der Bibel gelesen, die so viel gesündigt hatte und nun kam und sprach: „Meine Sünden thun mir herzlich leid und reuen mich sehr?“

Andreas sah sich nun um, und traute seinen Augen kaum. Seine Werkstatt war wieder an ihrem alten Orte aufgeschlagen, und auf dem Bänkel brannte die kleine runde Lampe, und davor hing die kleine gläserne Kugel und warf einen goldenen Schein auf die Wand; und alte klaffende Stiefel und Schuh lagen neben dem Schemel und streckten ihre vertrocknete Zunge von sich; und daneben stand der Spinnrocken und hing ein dicker glänzender Hanfshweif daran, und im Winkel standen zwei große, drei Ellen hohe Rollen, und das waren zwei der besten Mastricker Sohlenlederhäute, und auf dem Tische lagen drei weiße und drei schwarze Kalblederselle!“

„Renel!“ sagte der erstaunte Schußkinder und konnte kein Wort weiter reden.

Die Frau aber holte die Kinder hinter dem Ofen herbei, stellte sie vor den Vater und sprach: „Siehst Du, Andreas, der Gottlieb und die Lisel haben müssen ihr Sonntagsröckel anziehen, weil's heute emal Sonntag für mich sein soll, wo man sich von Herzen freuen thut!“

Dann fiel sie ihrem Manne um den Hals, weinte und sprach: „Andreas, ach wenn Du mir wieder gut sein wollt'st, da würde mir auch der liebe Gott meine Sünden vergeben!“

Der Andreas aber that wieder dumm; aber auf eine andere Weise. Er red'te nämlich nicht, weil er nicht reden konnte und weil ihm die Augen voll Wasser standen. Der Frau aber war's noch nicht genug; sie zog den Mann hin nach dem Ofen, da stand die Lade offen, und blinkte der silberne Schatz heraus. „Andreas,“ sagte sie: „Hier das ganze Geld ist Dein, und ich will beim lieben Gott nicht zu Gnaden kommen, wenn ich je wieder denken wollte, es wär' auch nur einziger Thaler mein! Und Du wärst doch e ganz schlechter Mann, Andreas, wenn Du den Schlüssel zur Lade nicht an Dich nähmst und thätst mit dem Gelde nicht machen, was Du willst!“

„Renel!“ antwortete Andreas und war sehr traurig dabei: „Das thut mir doch herzlich weh,

daß Du denkst, das Geld da macht mir Freude und als hätt' ich Dein Geld haben wollen!"

„Nein, Andreas!" entgegnete sie schnell: „Das weiß der liebe Gott, daß Du nicht so denkst. Aber ich! Ja, Andreas, der Mammon da, der hatt' mir das ganze Herz eingenommen und wenn der liebe Gott sich nicht meiner erbarmt hätte, so wäre ich ins Verderben und Verdammniß gerathen. Und ich will mich nicht entschuldigen, aber so weit wär's auch noch nicht gleich gekommen, wenn der Stöckeladvocat nicht dahinter gesteckt hätte, und hat mir seinen bösen Geist eingeblasen!"

„Lenel!" sagte nun Andreas. „Wenn Du wüßtest, wie viel Schmerzen ich um Dich gehabt hab', wie ich nun sehen mußte, daß der Teufel mit dem Mammon da Dein Herz von Gott abwenden wollt'! Ich hab's vielleicht nicht recht gemacht, daß ich dumm mit Dir that, und ich hätt' Dir sollen mehr zureden! Aber Gott verzeih' mir meine Sünde, ich bracht's nicht über's Herz; daß Du so hart gegen mich warst und das Geld da gar so lieb hatt'st, das that mir auch so weh, daß ich mit Dir gar nicht mehr reden konnte!"

„Aber nu red'st Du wieder, nicht wahr, Andreas?" fragte die Frau und fiel ihm aufs Neue um den Hals.

„Ja!" sagte er: „Lenel, gerade heute war ich

gar so fraurig wegen des Papiers; das mir der schosle Mensch zugesteckt hatte, weil ich nun merkte, daß Du wirklich in Deiner Verblendung so weit gingst, Dich scheiden zu lassen; und gerade heute bin ich wieder so glücklich geworden, wie noch niemals in meinem Leben. Ach, Lenel, Du hast gedacht, ich wär' Dir nicht mehr gut gewesen; aber ich hab' Dich in meinem Leben nicht lieber gehabt, als weil ich um Dich trauerte, daß der Mammon Dein Herz gewonnen hatt'! Deshalb war mir's gleich anfangs nicht wohl, daß der Calculator in Dräsen Dir das Geld vermacht hat. Es hat mir gleich geschwahn, daß der Teufel sein Spiel haben würde!"

„Und ich will Dir's auch sagen, wer mir zuerst den Abgrund gezeigt hat, wo ich stand,“ fuhr die Lenel fort: „das war der Herr Pfarrer, bei dem ich mich wollt' von Dir scheiden lassen. Ne, Andreas, Du kannst's nicht glauben, was für spizige Reden der gethan hat. Er that zwar Alles auf Dich räsonniren und ich schwieg gern still, und sagt's ihm nicht, daß ich mir's selber annahm, und das Papier da, das er mir für Dich mitgab, das war doch erst recht für mich; und wenn er durchaus nicht gewollt hätt', daß wir morgen mit einander zu ihm kommen sollten, ich glaube, ich hätt's noch e paar Tage mit angesehen!"

Andreas wollte eben darauf antworten, als

draußen an der Hausthüre ein Geräusch entstand. „Wer mag das sein?“ fragte er.

„Ich geb' nicht viel darum, daß es der schosfle Mensch ist, der Lehmann!“ sagte Magdalene: „und es wär' gerade recht, wenn er käm'!“

„Mir auch!“ setzte Andreas hinzu: „Und ich will's ihm alleine sagen, ich bin gerade recht dazu ausgelegt!“

„Ne, Ne!“ entgegnete die Hausfrau schnell: „Den laß Du mir nur! Geh' in die Kammer, Andreas, und rippl' Dich nicht! Es brächt' mich ja um, wenn ich den schosfen Menschen nicht die Suppe auserffen ließ, die er eingebracht hat. Geh', Andreas und nimm den Gottlieb und die Äffel mit und Du kannst die Thüre nur anlehnen, daß Du's hör'st, was ich mit ihm zu reden hab!“

Und dabei schob sie den Mann und die Kinder in die Kammer, öffnete dann die Hausthüre und ließ den Beschützer der Bedrängten ins Zimmer treten.

„Ei, liebe Frau Ruhme!“ rief dieser verwundert aus, als er die vielen Lichter brennen sah: „Was ist denn das? Das steht ja aus, als hätt' der heilige Christ bescheert!“

„Ja!“ sagte die Lenel ganz fröhlich: „und er hat auch bescheert! Ich bin nu freilebig, mein Mann ist fort und da hab' ich vor Freude blumenirt!“

„Der Mann ist fort?“ sagte Herr Lehmann lächelnd, und rieb sich die Hände: „Das ist ja köstlich. Das macht die Scheidung leichter; böswillige Veranlassung — ja, liebe Frau Ruhme, das konnt' sich nicht besser treffen. Ah, hat Sie nicht Etwas im Hause, daß man einmal trinken konnt' auf die Nachricht?“

„Zu trinken hab' ich nichts!“ entgegnete Magdalene: „Aber Suppe kann Er essen; die ist fertig, und der große Löffel liegt auch da!“

„Liebe, kleine, gespaßige Frau Ruhme!“ sagte der Advocat im zärtlichen Tone: „Suppe ist gar nicht mein Leibessen, aber wenn Sie mit isst, nu, da thu' ich Ihr's zu Gefallen und zu Liebe, und zu einem Gläsel Mechten hinter drein wird wohl auch Rath; zum Wenigsten 'n Gemischten; es muß gar gut schmecken, wenn wir mit einander aus einer Schüssel essen!“

„Nicht wahr, Herr Vetter?“ rief die Lenel aus. „Es mag sich zwar nicht recht schicken, daß ich zuerst davon rede, aber wenn's Herz voll ist, geht der Mund über. Da ich nun freilebzig bin, so möcht' ich freilich gerne wieder einen Mann haben; aber es wird mir wohl schwer werden!“

„Liebe, goldene Frau Ruhme!“ fuhr der edle Herr Vetter in seinen freudigen Ausrufungen fort: „Ach, wenn Sie wüßte, wie mein Herz für Sie schlägt? Ich hab ja seit vielen Wochen keinen andern Ge-

danken gehabt, als daß ich das unaussprechliche Glück haben möchte, Ihr Herz und Hand zu weihen. Ja, weil Sie einmal davon red't, wenn Ihr Mann fort ist, und wenn's nun zur Scheidung kommt, — nu, ich will mich nicht rühmen, aber meinen Theil hab' ich daran. Ich hab' ihm erst diesen Mittag noch tüchtig zugefetzt; wenn er noch Ehrgefühl im Leibe hat, so muß er Sie losgeben! Ach, liebe Frau Ruhme, wenn Sie wirklich Ihr schönes Auge auf mich richten könnte!"

„Warum denn nicht?“ fragte die Lenel. „Er ist so ein hübscher Mann, daß man sein Wohlgefallen an Ihm haben muß!“

Während nun der edle Herr Better sich mit schmunzelndem Lächeln das Kinn strich, fuhr die Lenel mit schlecht verhehlter Ironie also fort: „Ja, Herr Better, Er ist e ganz hübscher Mensch! Und zufrieden ist Er auch, das muß man Ihm lassen: wenn Er gerade keinen guten Schnapps hat, da trinkt Er auch Fusel; zwar ist Er an allen Orten und Enden schuldig, daß Ihm kein Mensch e'n Heller mehr borgt, aber was sollt' ich denn mit meinem Gelde machen, wenn Er's nicht anzuwenden wüßte!“

„Frau Ruhme!“ rief der Advocat verwundert aus, während sein süßes, selbstgefälliges Lächeln immer mehr verschwand: „Ich hör' Sie zwar gern

späßen; aber Sie hat doch sonderbare Redensarten —“

„Nicht wahr, Herr Better?“ fragte die Lenel weiter: „Aber das ist die Liebe, die ich zu Ihm hab'; denn so 'n hübschen Menschen, wie Er ist, muß man doch lieb haben. Ich hab's immer gar nicht gewußt, warum Ihn die Hunde so beschneupern, wenn Er durch's Dorf geht; und hab' immer gedacht, es wär' um der Bettelsäcke willen, die er in Seinem Rocke nachschleppt. Aber nun weiß ich's, die Hunde wittern in Ihm so eine Art Cameraden, so 'n Hund, der hinten wedelt und vorne beißt!“

„Frau Ruhme!“ rief nun der Advocat auf's Neue aus und erhob sich von seinem Stuhle: „Ich hab's zwar gerne, wenn Sie spaßt; aber Sie hat doch so ganz sonderbare Ausdrücke, daß man nicht recht weiß, wie man mit Ihr daran ist!“

„Nu, wenn Er das wissen will, das will ich Ihm sagen!“ antwortete die Lenel, die sich nun nicht länger beherrschen und verstellen konnte. „Weiß Er, was Er ist? Ich hab' doch schon viel schofle Menschen gekannt, aber so schofel, wie Er, noch Niemanden! Er Stöckeladvocat, Er! Er hat mein Geld unterbringen wollen? Ja durchbringen, durch Seine Schnappsgurgel hat Er's jagen wollen! Er hat mir weiß gemacht, ich müßt' mich von meinem braven Andreas scheiden lassen, weil er mich so

keine rechte Lust dazu haben, mit einer gemeinen Schubflückerseele in nähere Verbindung zu treten und riß die Thüre auf und machte ein wahres Meisterstück von einem Sprung und stürzte zur Hausthür hinaus in die kalte, finstere Nacht und verschwand wie ein ferner Donner.

„Der wird wohl nicht wieder kommen!“ sagte die Hausfrau lächelnd.

„Ach, ich wollt's fast!“ antwortete Andreas. „Für solche Schandbuben ist der Knieerleimen 's beste Mittel. Aber Lenel, ne, wie Du reden kannst, das geht Einem selber durch Mark und Bein und könnt'st heute e Pfarrer werden!“

„Andreas!“ antwortete die Frau und fiel ihrem Manne mit Freudenthränen um den Hals: „Andreas, ich kann so reden, weil ich so froh bin, daß Du mir meine Sünden vergeben hast und der liebe Gott auch. Gottlieb, Liesel,“ rief sie nun den Kindern zu: „Kommt her, gebt Eurem Vater die Hand. Ihr wißt noch gar nicht, was Ihr für einen rechtschaffnen Vater habt!“

„Ach, Lenel, red' nicht so albern!“ bat Andreas mit bewegter Stimme.

Und draußen ging der Mond auf und ließ sein silbernes Licht auch auf die kleine Hütte fallen, wo der glückliche Schubflücker Andreas mit Weib und Kindern drin wohnte.

V.

Die Wittwe und ihr Sohn.



Im obern Erzgebirge steht am Saume eines Waldes, oder stand noch vor zwanzig Jahren ein einzelnes kleines Haus, mitten in einem durch Pfähle und Stangen abgegrenzten Garten, der zur Hälfte mit Kartoffeln bepflanzt ist, und zur andern Hälfte das nothdürftige Futter für eine Ziege trägt.

Wenn der Morgen aufgegangen war, so trat ein altes Mütterchen aus der Hütte, und führte die Ziege an der Leine und band diese an einem Pfahle fest, der inmitten des Grasplatzes eingeschlagen war, und streichelte das schmucke Thier mit vertraulicher Zärtlichkeit, und trippelte dann in ihre Hütte zurück. Und zu Mittag öffnete sich die Thüre wieder und die Ziege meckerte in Ungebuld und Freude so lange, bis die Matrone das Käpflein mit dem Spülicht ihr vorgesetzt hatte. Und wenn es Abend wurde, kam das Mütterchen wieder und führte die Ziege mit sich in's Haus, und schob den Balken vor die Thüre. Und nun war es und blieb es todtensstill bis zum Morgen,

wo das Mütterchen und die Ziege wieder dieselben Gänge mit einander machten.

Da mußte denn auch der Fremde, wenn er darauf Acht hatte, merken, daß eben nur das alte Mütterchen und das junge Bicklein die einzigen Bewohner des kleinen Häuschens waren; und wenn er etwa sich versucht fand, einzutreten und anzuklopfen, so rief es immer muthig und getrost: „Herein!“

Und wenn der Fremde eintrat, so blinkte ihm eine Sauberkeit und Nettigkeit entgegen, die ihm wohlthat. Zwar verrieth der viereckige Tisch, und die vier hölzernen, dreibeinigen Stühle, und die Bank am Ofen, und vor Allem der breitarmige, mit Rälberhaaren gepolsterte Fehnstuhl ein hohes, ehrwürdiges Alter, und es wies die ziemlich verwaschene Jahreszahl auf der blau und roth bemalten Lade weit in das vergangene Jahrhundert zurück; aber es war doch Alles so reinlich, so appetitlich, so wohllich eingerichtet, daß man sich in dem kleinen zweifenstrigen Zimmer recht heimlich und heimisch fühlte.

Und dann saß das alte Mütterchen am Spinnrad und blickte mit Wohlgefallen auf den feinen zierlichen Faden, der unter Schnurren und zeitweiligem Quicken durch ihre magern Finger lief. Und wenn der Fremde sagte: „Grüß Euch Gott, Mutter!“ so antwortete sie: „Schönen Dank,

mein Kind!" als gehörten Beide einander in alter Freundschaft an.

Saß doch das alte Mütterchen da, wie eine aus altergrauer Zeit übrig gebliebene Altmutter und war, obschon siebenzig Jahr alt, doch noch so rüstig und munter, daß man es ihr ansah, wie sie Lust habe, wenigstens das dritte Menschenalter noch voll zu machen. Und fragte der Fremde über ihr vergangenes Leben, so erzählte sie mit stiller Ergebenheit in Gottes Rath und Willen, daß ihr schon vor zwanzig Jahren der Mann und in dieser Zeit von ihren sieben Kindern eins nach dem andern gestorben, bis nur noch der Karl übrig geblieben sei, ihr jüngstes Kind, das ihr der liebe Gott noch sehr spät geschenkt, und das nun ein gar hübscher fünf und zwanzigjähriger Bursche sei und als ein ehrbarer und geschickter Tischlergeselle nun schon seit vier Jahren durch die weite Welt wandere.

Und wenn die Mutter von diesem Kinde erzählte, so lachte alle Mal ihr ganzes Herz und erzählte es Allen, die es wissen wollten, daß der Karl vor einem Vierteljahre aus Polen geschrieben habe und vielleicht über's Jahr zurückkommen werde, um Meister zu werden. Und wenn der Fremde etwa fragte, ob sie sich denn so allein in der Hütte, und so weit entfernt von Nachbarn nicht fürchte, so lachte sie wieder, sah den Fremden

befremdlich an und sagte: „Mein Kind, Er thut wohl spaßen? Wer soll mir denn was thun, wenn der liebe Gott seine Engel vor die Thüre stellt? Die lassen Niemand Böses herein, und Er selber, mein Kind, wär' nicht herein gekommen, wenn Ihn die Engel nicht 'reingelassen hätten; und wen die lieben Engel herein lassen, der thut mir nichts!“

Da konnte freilich der Fremde gar nichts erwidern, noch dazu, als ihm die alte Wittve in ihrer Einfältigkeit ein größeres Compliment gemacht hatte, als es sonst ein studirter Lohhudler hätte zu Wege gebracht.

Nun hatte eines Abends die Wittve das Zicklein schon zur Ruhe gebracht und auch den Balken schon vor die Thüre geschoben, und auf der Bank am Ofen brannte die blecherne Lampe und war die Wittve eben beschäftigt, sich ihren Nachtkaffee zu bereiten, als sich ein leises Pochen draußen vernehmen ließ. Für den Augenblick war sie wohl ein wenig erschrocken und fürchtete sich; aber bald schüttelte sie lächelnd das graue Haupt und sagte: „Dummes Zeug! Wer soll mir denn was Böses thun!“

Und nun ging sie in die Hausflur, trat an die Thüre und fragte: „Wer is ebber do?“

„Gut Freund!“ antwortete eine männliche Stimme, und setzte hinzu: „Ein müder Wanderer,

der nicht weiter kann und mag und um ein Nachtquartier bittet!"

„Na, das soll Er haben!“ sagte die Wittwe und schob den schweren Kiegel zurück.

Und nun trat ein Mann herein, der ein schwer gepacktes Känzlel auf dem Rücken trug und um den Hut eine grüne wachstaffentene Decke gezogen hatte. Die Wittwe aber konnte nur wenig davon erkennen, weil es in der Hausflur finster war.

„Komm Er nur rein!“ rief sie dem Fremden gutmüthig zu: „Bei mir wird Er freilich nicht viel Apart's finden, aber Hunger leiden soll Er nicht, und wenn Er Biegenmilch gerne trinkt, die kann Er ganz warm kriegen!“

„O danke!“ entgegnete der Fremde in einem gar sonderbaren, zitterigen Tone.

Als nun Beide in's Zimmer getreten waren, legte der Fremde sein Känzlel auf die Ofenbank, und hing den Hut an einen großen Nagel über die Thüre und stellte den dicken knorrigen Stock in den Winkel hinter die Lade, als wisse er schon, daß das der rechte Ort dazu sei.

„Nu setz' Er sich doch!“ sagte die Wittwe und warf dabei einen gar neugierigen und etwas unruhigen Blick auf ihren Gast: „Er kommt wohl weit her?“

„Ja!“ antwortete er: „Es sollt' mir aber Leid thun, wenn ich Ihr Umstände machte!“

„Ne, ne!“ erwiderte die Wittwe schnell; und nun nahm sie die Lampe und trat damit auf ihren Gast zu, leuchtete ihm in's Angesicht und sagte: „Nehm' Er's nicht übel, aber ich muß'n nur emal genau besehen; Er hat so 'ne bekannte Stimme, und doch sieht Er nicht so aus, und ist auch viel größer und dicker. Wer ist Er denn, wenn's erlaubt ist?“

Da konnte sich der Fremde nicht länger halten und verstellen; er fiel der Wittve um den Hals und herzte und küßte sie und weinte und lachte und sagte: „Mutter, herzliche Mutter!“

„Mein Karl!“ sagte nun diese. „Ne, ist's möglich! Du bist's, mein Kind, so e hübscher, stattlicher Bursche! Ne, bist Du's denn auch wirklich?“

„Freilich, bin ich's!“ versicherte der Sohn: „Ach, wie danke ich dem lieben Gott, daß ich Euch, meine gute, liebe Mutter, so gesund und wohl wiedersehe. Ach, Ihr glaubt's nicht, wie ich mich nach Euch gesehnt habel Bin ich doch heute ohne Raft und Ruh Berg auf, Berg ab gelaufen und habe wohl acht Meilen Weges gemacht, nur um heute noch Euch wieder zu sehen. Und nun bin ich da!“

„Du gutes Kind!“ sagte die Mutter. „Das ist mir doch gar sehr lieb, daß Du so hübsch reben thust; die Leute haben immer gesagt, daß die

Jungens, wenn sie in der Fremde sind, ihre alten Aeltern halb vergessen, und nur wieder heim kommen, wenn sie zerrissen und zerlumpt sind und Hungers sterben sollen. Aber Karl, das ist wahr, das muß man Dir lassen, ob ich gleich Deine Mutter bin, aber Du siehst doch bald aus, wie e vornehmer Mannsen aus der Stadt! Na, zieh Dich nur aus, Karl; den Vater sein Pelz hängt immer noch draußen in der Kammer, den kannst Du anziehen! Ne, Karl, Du bist doch e schmucker, stattlicher Bursch! Und was willst Du denn essen? Ist Du denn 'n Erdäppelbams noch so gern und e Schälchen Kaffee dazu?"

„Freilich, freilich!“ antwortete Karl, und legte seine Reisekleider ab, um des Vaters Pelz, allerdings eine etwas schäbig gewordene Hülle, anzuziehen.

„Ne!“ rief nun die Mutter aus: „Karl, nun siehst Du doch gerade aus, wie Dein seliger Vater! Ach, wenn der's erlebt hätte, wie Du so 'rausgewachsen bist und bist so ein ansehnlicher Mensch geworden! Karl, ich hab' mich immer über Dich gefreut, weil Du immer so ein gutes Gemüth hatt'st und bist auch von meinen sieben Kindern das Einzige übrig gebliebene, aber wenn ich Dich so anseh', wie Du ganz accurate so aussehst, wie Dein seliger Vater, da ist mir's gar nicht mehr, als wär' ich eine Wittwe, und hätt' wieder etne

brave Seele, wie Dein Vater, die mir emal die Augen zudrückt. Ach, sag' doch emal, Karl, weil mir's gleich einfällt, wie stehst Du denn mit der Schmiedsröfel; und Du kannst mir's immer erzählen, unterdeß schab' ich die Erbdäpfel!"

Karl wurde bei der Frage seiner Mutter sehr verlegen: „Ach, wenn ich's selber wüßt!" sagte er endlich. „Das ist's eigentlich, was mir die Freude auf die Heimath etwas verborben hat. Ich wüßt' ja kaum, daß sie noch lebt, wenn ich's nicht unterwegs erfahren hätte. Seit einem ganzen Jahre hab' ich nichts von ihr gehört, weil sie mir nicht mehr geschrieben hat, ob ich gleich zwei Briefe an sie abgeschickt habe. Ich kann's nicht begreifen, und macht mich doch sehr traurig. Ich glaube, ich hab' nun 's Herz gar nicht mehr, mit ihr zu reden und sie zu fragen. Mir schwant nichts Gutes!"

„I, wenn's wär'," tröstete die Mutter: „Du müßt' Dich auch zufrieden geben!"

„Mutter," rief nun der Sohn erschrocken aus: „Ihr wißt gewiß was, weil Ihr gleich so red't!"

„I nun," fuhr die Wittwe fort: „'s ist allerdings nicht ganz richtig, darum fragt' ich darnach, wie Du mit ihr stehst, Karl. Und ich will Dir's auch geradezu sagen, liebes Kind! Ich glaube, mit der Schmiedsröfel wird's nichts, und das ist auch recht gut!"

„Ach, wenn Ihr wüßt', Mutter, wie mir jedes Wort in's Herz fährt!“ sagte Karl. „Es ist doch gar nicht möglich, daß sich die Rösel hat ändern können; als wir von einander Abschied nehmen thaten, da hat sie doch gar erschrecklich geweint und bei ihrer Seelen Seligkeit geschworen, daß sie mir treu bleiben wollt'. Und was hat sie mir für Briefe nach Polen geschrieben, die haben mir doch allemal 's ganze Herz ergriffen. Und nun mit einem Male schreibt sie nicht mehr!“

„Ich will Dir Alles sagen, daß Du's weißt!“ fuhr die Mutter in tröstendem Tone fort: „Du weißt, liebes Kind, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnt', daß die Schmiedsrösel mit Dir schöne that. Sie ist reicher Aeltern Kind und hat so was Apartes, und red't auch gar nicht, wie Unser-eins, weil sie e Vierteljahr in Zwickau bei ihrem Vetter, dem Bürstenbinder Rothe, gewesen ist; und nun will sie Städt'sch reden und 's klingt doch gar nicht. Also ich sagte, das wär' auch recht gut, wenn nichts daraus würde; das ist e leicht-fertig Ding!“

„Aber gut, so e gutes Herz!“ sagte der trauernde Sohn.

„Ja, e gut's Herz!“ erklärte die Mutter: „Sie kann Niemandem was abschlagen, und wenn ein Anderer kommt, auch nicht!“

„Was?“ schrie Karl auf: „Mutter, wär's wirklich so?“

„Nu sollst Du aber Alles wissen!“ fuhr die Mutter fort: „Da hat der Förster einen fremden Gefellen, oder wie die Bürscheln heißen, die er in den Dienst nimmt; und das wird nun gerade ein Jahr sein, daß das Bürschel da ist und um die Köfel 'rumgeht. Die Leute sagen, 's wär' e stattlicher, ansehnlicher Bursch und hätt' so feine Manieren, wie die Stadtleute. Nu, ich will 'n nicht schlecht machen; aber wenn Du, mein Karl, so 'n grünen Rock anhätt'st und die Flinte unter'm Arm, er sollte emal kommen und 's mit Dir aufnehmen. Und nun weißt Du Alles, mein Karl, und kannst Dich zufrieden geben. Du bist arm, und sie ist reich, und das paßt so nicht zusammen!“

Das Alter tröstet sich aber in derlei Dingen schneller, als die Jugend. Denn so ruhig, als die Mutter über die Untreue der Schmiedsköfel sprach, eben so unruhig war der Sohn dabei und ging mit heftigen Schritten auf und nieder.

„Ich glaub's noch nicht, Mutter!“ sagte er endlich. „Wenn sie mir 's nicht selber sagt, eher glaub' ich's nicht!“

„Und wenn sie Dir's nun selber sagt?“ fragte die Wittwe.

„Nu, da werd' ich wohl drüber eingehen!“ antwortete Karl mit schneidender Kälte.

„Kind!“ rief die Mutter aus: „Da bewahr' Dich doch der liebe Gott vor solcher Sünde. Du bist mein letztes Kind und sollst mir die Augen zudrücken und kannst so reden? Ne, Karl, da wüßt' ich doch nicht, was ich von Dir denken sollt', daß Du dem Willen Gottes auf einmal so zuwider wärst und bist immer so demüthig gewesen, und hast manche Noth mit mir getragen und hast Dich immer auf den lieben Gott verlassen!“

„Ihr habt recht, Mutter!“ sagte nun der Sohn, und reichte ihr die Hand: „Nehmt mir's nicht übel, liebe Mutter, es war nicht recht von mir gereth't, und es wird sich wohl noch finden. Und ich will mir meine Freude nicht verderben lassen!“

Und dazu machte der Karl ein lachend Gesicht und that ganz lustig; aber wer ihm recht in's Gesicht sah, der mußte es ihm ansehen, wie schwer ihm 's Lachen ankam, und wie sein Herz betrübt war. Aber er ließ doch kein betrübtes Wort mehr fallen und aß mit der Mutter den frisch gebacknen Erdäpfelbrot und ging bald darauf in sein altes, trautes Kämmerlein, und legte sich zwar auf's Lager nieder, aber mit dem Schlafen war's diese Nacht vorbei.

Die Rückkehr des Fischlergesellen Karl war für das ganze Dorf und die Umgegend ein Ereignis-

„Karl, Karl!“ sagte die Mutter. „Jetzt merk' ich's erst, was Dir fehlt, und warum Du immer so da am Fenster sitzst und stammelst, und bist gar so erschrecklich niedergeschlagen. Du hast Dir also die Schmiedsrebsel immer noch nicht aus dem Kopfe geschlagen?“

„Ach, Mutter!“ antwortete der Sohn: „Wenn sie nur erst aus dem Herzen 'raus wär! Ich hätt's selber gar nicht gedacht, daß mir's so mitspielen würde. E'n Sprung hätt' sie doch herkommen können! Ich könnt' ja todsterbenskrank sein!“

„Du armes Kind!“ rief die Mutter: „Da kannst Du lange warten! Ja, wenn der Grünrock nicht wär', da wärst Du vielleicht noch gut genug!“

„Ne, Mutter, und das glaub' ich emal nicht!“ erwiderte Karl fast trotzig. „Es ist nicht möglich, und es ist nicht möglich, und wenn ich's nicht von ihr selber höre, glaub' ich's nun emal nicht. Und ich halt's auch nicht länger aus; ich muß heute hin in die Schmiede und muß selber mit ihr reden!“

„Und Du willst Dir wohl Deinen Fuß gar böß machen?“ warf die Mutter ein.

„Ach,“ antwortete Karl schmerzlich: „Was schadt's dem Fuß, wenn das Herz blutet. Mutter, nehmt mir's nicht übel, aber wenn Ihr wollt, daß ich zur Ruhe kommen soll, so muß ich mit ihr

reden. Wenn ich nur einmal weiß, wie ich mit ihr d'ran bin, dann wird's schon besser werden!"

Und ohne Weiteres holte er seine besten Kleider herbei und bürstete und säuberte Alles, als müßte er vor dem Könige erscheinen; und zwängte den wunden, geschwollenen Fuß in den harten Stiefel, und stand bald da, ein schmucker Bursche, daß die Mutter ihr Wohlgefallen an ihm haben mußte.

„Nu, wenn's sein muß, Karl!“ sagte sie: „so geh' in Gottes Namen. Aber Eins thust Du mir versprechen: Karl, wenn's so ist, wie ich sagte, willst Du Dich da in Gottes Willen ergeben?“

„Ja!“ antwortete Karl und sagte das mit solcher traurigen Miene, daß man fast hätte mögen zweifeln an seiner Aussage.

Etwa zehn Minuten von der Hütte, nach dem Dorfe zu, lag die Schmiede. Als Karl eintrat in den weiten Raum, flogen eben große Funken, wie Irrlichter, vom Amboss auf, und der alte Meister Simon hatte gar nicht Zeit, den Eintretenden anzusehen. Erst als der dicke eiserne Stab abgeglüht und nun wieder in die gierige Gluth zurückgelegt war, schaute der Meister auf und hörte wie der Fremde sprach: „Grüß Euch Gott, lieber Meister Simon!“

„Schön'n Dank!“ antwortete dieser und sah neugierig auf den Fremden: „Boß Wetter!“ fuhr Wildenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. I. Bd. 17

er dann fort: „Ich muß Euch kennen! Ihr seht doch bald aus, wie der Müllers Karl!“

„Der bin ich auch!“ versicherte dieser: „und wenn Ihr's sonst erlauben wollt, lieber Meister, bin ich hergekommen, Euch zu begrüßen und zu fragen, wie's Euch gegangen ist in den vier Jahren!“

„Na, das ist doch e Wort!“ rief der Schmied aus; und gab ihm die schwarze, hornene Rechte und drückte die weichere Hand Karls ein wenig nach Guffschmieds Art, also daß der Karl die Zähne zusammen biß; aber weil's der Schmiedskösel ihr Vater war, ließ er sich das gefallen und sagte nichts.

„Ne!“ fuhr der Meister fort: „'s gefällt mir, daß Ihr mich besucht; sonst, wenn die Handwerksburschen nach Hause kommen, sind sie entweder lumpig oder zerrissen, daß man sich ihrer schämen thut, oder wenn sie so straff und propper aussehen, wie Ihr, sind sie vornehm geworden und grüßen Niemanden mehr. Na, das gefällt mir, junger Mensch, und seid willkommen!“

„Und das gefällt mir noch mehr, daß Ihr so freundlich seid!“ antwortete Karl: „Und, wenn ich fragen darf!“ fuhr er etwas zitterig fort: „Wo ist denn die Jungfer Käfel?“

„Ei, die ist drin! Geht nur 'rein!“ sagte der Meister. „Ich komme gleich nach!“

Durch diese freundliche Zusprache etwas ermu-

thigt, wandte sich Karl nach der Stubenthür, klopfte fast schüchtern an und trat, als es herein rief, ein.

Nun ja! Da saß denn die Jungfer Rösel am Fenster und arbeitete gar fleißig. Aber, was sie arbeitete, war gar nicht so recht schmied'sch und erzgebirgisch. Sie hatte nämlich so eine Art Sägebock auf dem Schooß und darüber war ein durchlöcheretes Stück Leinwand gespannt, und oben darauf und auf dem Tische daneben lagen rothe, gelbe, grüne, blaue, weiße und braune wollene Fadenbündel, absonderlich aber von der grünen Wolle am Meisten; und in der Hand hatte sie eine dicke große Nadel, die war justement mit zeisiggrüner Wolle eingefädelt und damit stach sie gar kunstreich oben in die viereckigen Löcher hinein, und zog's unten wieder heraus. Und nun hatte die Rösel, gar nicht so, wie sonst, von ihrem braunen Haare lange Locken gemacht, die hingen links und rechts wie glöckige Blumen herunter. Und unter den wollenen Garnbündeln guckte ein buntfarbiges Bild hervor, das war auch ganz sonderbar gemacht und mit lauter Streichen der Queere und der Länge überzogen; und als der Karl ein wenig hinblinzelte, so guckte ein grüner Jäger aus dem Bilde heraus und hatte einen großen, braunen und weiß gefleckten Hund an der Seite.

Wie das der Karl sah, guckte es ihm durch alle Glieder, aber er ließ sich nichts merken und sagte

so ruhig, als er nur konnte: „Gott zum Gruf, Jungfer Nöfel!“

Da sah ihn die Nöfel befremdlich an und ward etwas bleich und dann wieder roth und antwortete: „Ach Ihr seid's? 's ist also wahr, was die Leute reden, daß Ihr wieder da seid?“

„Ihr?“ fragte Karl überrascht: „Ihr?“ Ich dächte, die Jungfer Nöfel hätt' sonst anders zu mir gered't.

„Anders? Wie denn?“ fragte auch sie.

„Nu,“ antwortete der Gefelle: „Ich dachte, die Jungfer Nöfel würde sagen: Du bist's, Karl?“

„Ich wüß't nicht, wie ich dazu käme!“ sagte sie nun etwas schnippisch. „Nöfel klingt auch nicht hübsch und gefällt mir auch nicht; ich kenne recht hübsche und vornehme Leute, die sagen aber allemal Nöschen! Das klingt doch ganz anders!“

Den armen Gefellen fror's in der innersten Seele, als er diese Worte hörte; er machte auch ein gar trübseliges Gesicht und drehte seinen Hut in den Händen herum. Endlich sagte er: „Nöfel, 's ist doch gar nicht möglich, daß ich recht gehört hab'! Womit hab' ich's denn verdient, daß Du vornehm gegen mich thust? Und hast mir auch auf zwei Briefe nicht geantwortet!“

„Ich hab' keine Zeit gehabt!“ entgegnete sie schnell und stach immer, als dürft' sie keinen Au-

genblick verlieren, in die löcherige Leinwand, wo sie eben dem Jäger das Gesicht fertig nähte.

„Rösel!“ fuhr nun Karl fort. „Und wenn Du's auch übel nimmst, ich kann Dich nicht anders nennen! Hast Du denn Alles ganz und gar vergessen und mich dazu? Weißt Du denn nicht mehr, was wir mit einander ausgemacht haben, als ich vor vier Jahren in die Fremde gehen that? Und hab' ich's nicht auch Schwarz auf Weiß, was Du mir versprochen hast?“

„Ich wüß' nicht was!“ erwiderte sie kalt und stolz. „Und wenn's gewesen wär', so hab' ich's vergessen. Und vor vier Jahren ist nicht heute!“

„Rösel,“ fuhr der Gefelle in trauerndem Tone fort: „Ich mag's nicht glauben, was Du red'st; Es zerreißt mir's Herz, wie Du gegen mich thust, und Du kannst Deiner Seelen Seligkeit nicht so auf's Spiel setzen!“

„Ach red't nicht so albern!“ fuhr die Jungfer auf: „Ich frag' nicht darnach, wie Ihr jetzt denkt, da laßt auch mich denken, was ich will. Und daß ich's Euch geradezu sage, mit uns ist's aus. Und Ihr thätet mir einen großen Gefallen, wenn Ihr ging't!“

Da zuckte es dem Karl durch Mark und Bein; er warf einen schmerzlichen und doch auch mitleidigen Blick auf die Jungfer und wandte sich nach der Thüre. Er wollte ohne Abschied fort, aber

es that ihm doch zu weh; er drehte also wieder um und sagte: „Jungfer, ich will Euch nicht mehr belästigen, und Euer Wort will ich Euch auch zurückgeben; vielleicht wird dann doch Euer Gewissen etwas leichter, als wenn ich's behielt. Aber sagen muß ich's Euch noch: Ihr stoßt mich wieder hinaus in die Fremde; denn hier bleiben kann ich nicht und es mit ansehen, wie Ihr fröhlich seid, während ich bis zum Tode betrübt bin. Ich merke es nun, daß Ihr mir niemals von Herzen gut gewesen seid und daß Ihr mich betrogen habt mit Euren Reden und mit Euren Briefen. Ich bin freilich ein armer Geselle, und Ihr hättet müssen mit mir treulich arbeiten und andere Sachen, als solches Gelumpfe, was Ihr da zusammenslickt. Und wenn Ihr von mir etwa hören thut, daß ich in der Fremde aus Gram und Herzeleid gestorben bin, so mögt Ihr immer denken, daß ich mich um Euch gegrämt habe, wie Ihr Euren Lug und Trug vor Gott verantworten wollt. Und nun behüt' Euch Gott, Jungfer Absel!“

Die Jungfer wurde bei solcher Rede zwar etwas unruhig, aber es schien nur, als wär's mehr Ungebuld; denn sie zählte an dem gemalten Jäger die schwarzen Tüpfeln und verzählte sich immer, und fing immer wieder von vorne an, und sah erst nach der Thüre, als der Karl schon draußen war.

Wie dieser in die Hausflur trat, begegnete ihm

der Meister Simon, der sich nur ein wenig gewaschen hatte, um den Gesellen anständiger willkommen zu heißen. „Was heißt das?“ rief er ihm zu: „Wollt Ihr schon wieder fort?“

„Ich muß, Meister!“ antwortete Karl: „Und ich muß auch Euch gleich was sagen. Es war nicht recht von mir, daß ich hinter Eurer Rücken vor vier Jahren mit Eurer Jungfer Tochter Eins geworden bin; aber ich hatte es ehrlich gemeint, aber nun, da die Sache aus ist, muß ich's Euch sagen. Und lebt wohl, Meister Simon, ich gehe morgen wieder in die Fremde!“

„I da muß doch gleich!“ rief der Meister aus. „Denkt Ihr denn, daß ich das nicht gewußt hab'? Und wenn mir's wär' zuwider gewesen, daß ich's gelitten hätt'? Kommt nur wieder 'rein! Ich merke schon, wo der Knoten sitzt; dem Ding will ich den Kopf schon noch zurecht setzen! Ich hab' mir's doch gleich gedacht!“

Und ohne den Gesellen weiter zu fragen, zog er ihn in das Zimmer zurück, ging dann auf seine Tochter zu und sagte: „Warum geht der Müllers Karl so schnell wieder fort?“

Die Jungfer erschrak und ließ den papiernen Jäger, den sie noch in der Hand hielt, zur Erde fallen; aber die Äpfel war nicht umsonst ein Vierteljahr bei dem Bürstenbinder Roth in Zwickau gewesen, sie wußte sich zu helfen. „Vater,“ sagte sie,

„wer kann für sein Herz! Und vier Jahre machen einen Unterschied und Ihr wollt doch gewiß selber auch mein Unglück nicht!“

„Was red'st Du von Unglück!“ fuhr der Vater auf. „Ist's ein Unglück, so 'n ehrlichen, braven Mann zu haben, wie der Müllers Karl da? Und ich weiß schon, was Du Dir für große Rossfinen in den Kopf gesetzt hast; aber daraus wird nichts!“

Dem armen Gesellen ward es peinlich, diesem Gespräch zuzuhören; er war zwar nicht in Zwickau gewesen, aber sein eigenes Herz sagte ihm doch auch, was schicklich war. „Lieber Meister Simon,“ sprach er: „Es will sich nicht passen für mich, daß ich länger hier bleibe; auch wollt' ich Euch nur sagen, daß ich zwar ein armer Geselle bin, aber ich habe auch mein Ehrgefühl und mag mich Niemandem aufdringen. Die Jungfer ist frei und sie mag nun sehen, ob's die feinen Leute, welche Jungfer Abschen sagen, besser meinen, als ich!“

Und damit wollte er fort; aber der Meister zog ihn bei der Hand zurück und sprach: „Wartet nur noch! Ihr sollt's nur erst mit anhören, was ich dem dummen Ding zu sagen habe. Rößel,“ wandte er sich nun zur Tochter: „Ich hab' bis jetzt gethan, als säh' ich nichts und als wüßte ich nichts, wie der Mosje Grünroß um Dich 'rumschleicht, weil ich immer gedacht habe, Du würd'st ihn selber ab-

weisen. Aber nun, da ich sehe, daß Dir der schwärzliche Mosje den Kopf verrückt hat, wird's Zeit, daß ich mich rühre. Und so sage ich Dir: Wenn Du sprichst, es wär Dein Unglück, den braven Burschen da zu nehmen, — nun, das hast Du bei Gott zu verantworten, aber zwingen werd' ich Dich nicht. Wenn Du aber den Grünrock dann nehmen wollt'st, Rösel, da könnt's sein, daß außer Dir noch Jemand anders unglücklich würde. Und nun mögt Ihr gehen!" — fuhr er zu dem Gesellen fort: „Ihr sollt wenigstens in Frieden scheiden! Grämt Euch nicht! Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Und besucht mich nur wieder! Ihr kommt doch als ein Ehrenmann ins Haus; aber wilde Jäger und solches Gefindel gehen durch die Hinterthür!"

Tief betrübt verließ Karl das Zimmer und warf noch einen flüchtigen Blick auf die Rösel; aber diese saß auf ihrem Stuhl und machte ein finstres Gesicht, und fuhr mit der spizigen Nadel über den papiernen Jäger hin und her, als wollte sie in sein zärtliches Herz ihre Leiden einradiren, die sie um feinetwillen litt.

„Ach, wie weh thut das!" sagte Karl für sich hin und ging bis in den Tod betrübt in seine Hütte zurück.

Der Karl hatte zwar am nächsten Tage gleich wieder fort in die Fremde gewollt; aber er fühlte so eine sonderbare Mattigkeit in seinen Gliedern und ein häßliches Frösteln dazu, daß er selber den Muth dazu verloren hatte.

„Morgen wird's schon besser sein!“ tröstete er die um ihn besorgte Mutter.

„Ach, mein liebes Kind!“ sagte diese: „Willst Du denn wirklich wieder fort und mich allein lassen?“

„Es ist nur auf kurze Zeit!“ antwortete er: „Nur so lange, bis ich andere Gedanken habe. Ach Mutter, Ihr glaubt gar nicht, was das wühlt und wühlt in meinem Gemüthe, und ist mir's so, als benähm' mir's ordentlich den Athem!“

„Karl!“ bat die Wittve. „Denkst Du denn gar nicht, daß es die Äpfel gar nicht werth ist, daß Du Dich so um sie grämst? Du bist so ein schmucker, ansehnlicher Bursche; denkst Du denn nicht, daß Du noch eine Andere findest, die noch tausendmal besser ist, als die Äpfel?“

„Ne, Mutter, daran denk' ich nicht!“ erwiderte der Sohn: „Und ich möcht' auch keine Andere haben. Aber wenn man Jemanden so lieb gehabt hat, daß ich viele Mal gedacht hab', es wär' ordentlich eine Sünde, daß man sein ganzes Herz an einen Menschen hängt und steht nun, daß doch

Alles eitel Lug und Trug gewesen ist, Mutter, das thut so grausam weh, als würde Einem das Herz aus dem Leibe geschnitten!"

„Kind!“ sagte die Mutter ernst und trauernd: „Du hältst nicht, was Du mir versprochen hast. Du wollt'st Dich in Gottes Willen ergeben, wenn's so wär', wie ich sagte; und nun murrst Du und klagst, daß Einem selber Angst dabei wird!“

„Ach ne, Herzensmutterle!“ antwortete der Sohn: „Ich murre und klage nicht, und find' mich in Gottes Willen und möcht' um Nichts in der Welt die Äpfel ertrogen; aber es thut doch der arme Wurm sich krümmen, wenn er getreten wird; warum sollte nicht auch mein Herz sich krümmen, wenn's so grausam getreten wird! Aber es wird bald besser werden! Morgen, so Gott will, gehe ich auf ein paar Wochen fort und will mich in den Bergen auslaufen!“

Als aber der Morgen kam, standen wohl die Berge draußen so blau und grün und riefen den Leuten im Thale zu: Kommt herauf zu uns! Hier Oben ist's gut sein! Und der Karl mochte es auch hören und verstehen, was die Berge herunter riefen; denn er sah so sehnsüchtig durch's Fenster und war so traurig dabei; aber fort konnte er freilich nicht. Das häßliche Fieber jagte wie ein wüthendes Meer durch seinen Leib und seine Zunge ward trocken und hart und ein zuckender

gersmann ihr näher treten konnte, gerade in derselben Abendstunde kniete die Wittve am Bette ihres Sohnes und nahm Abschied von dem Sterbenden und sagte: „Karl, der liebe Gott wird Dich zu Gnaden annehmen, weil Du so ein rechtschaffenes Kind gewesen bist! Und ich werd' Dir bald nach kommen, das kannst Du dem seligen Vater und Deinen seligen Geschwistern sagen!“

Die Marie aber kniete auch daneben und weinte laut und sprach: „Herr Gott, Du kannst noch helfen, wenn Du willst!“

Ein volles Jahr war seitdem vergangen und Mancherlei geschehen, dessen sich Niemand vermuthet hatte. Die Hütte am Balbsaume stand zwar noch, und war äußerlich noch Alles wie sonst; nur die Ziege weckerte nicht mehr im Stalle und weidete nicht mehr auf dem Gartenplätzlein die magern Salme ab, und auch das alte Mütterchen kam nur noch selten heraus und war nicht mehr so fröhlich, wie sonst.

Wenn die Sonne warm genug schien, trat ein Mann an die Thüre, bleichen Angesichts und auf einen Stab gestützt und zitterig an allen Gliedern. Von Weitem hätte man darauf geschworen, das müßte ein achtzigjähriger müder Greis sein, der

seinem Grabe entgegen gehe, und selber nachsehen wolle, ob's fertig sei; wer aber näher trat, der erschrak über die Täuschung; da war's ein junger Bursche von etwa sieben und zwanzig Jahren, aber mit eingefallenen Wangen und entkräftetem Leibe.

Und das war der Müllers Karl, an welchem der liebe Gott große Dinge gethan und ihn aus dem drohenden Tode wieder zum Leben zurückgerufen hatte. Da hatten aber viele Wochen und Monde dazu gehört, ehe der Karl das Bett wieder verlassen und auf eignen Füßen stehen konnte; das grausame Nervenfieber, welches dem Gesellen hatte den Tod bereiten wollen und daran war verhindert worden, hatte wenigstens an dem Opfer seine möglichste Rache geübt, und an dem starken, kräftigen Manne so lange gezehrt und gewürgt, bis derselbe nur dies todtenartige Leben übrig behalten hatte. Da hätte man glauben sollen, daß der Karl dafür eben nicht sehr dankbar sei; aber doch war er's und so herzensfroh und heiter in seinem Gemüthe, als säße er mitten in aller Pracht und Kraft des Lebens. In seinen noch matten Augen leuchtete ein stiller, seliger Friede und auf seinen bleichen Wangen glänzte das Lächeln eines zufriedenen Kindes.

Als er eines Morgens so da saß und den warmen Liebesgruß der Sonne mit der dankbarsten Freude hinnahm, kam vom Dorfe daher die Marie,

und trug ein Löfflein in der Hand und blieb vor dem Karl stehen und sagte: „Da bring' ich Euch eine warme Suppe und ist en Ei drin, und die wird Euch schon Kraft geben!“

„Marie!“ entgegnete Karl: „Das ist mir zwar recht lieb, daß Ihr so hilfreich an mich denkt, aber Ihr wisset doch selber manchmal nicht, was Ihr essen sollt und Ihr dürft Euerm Vater und Euern Geschwistern das Brot nicht wegnehmen und es dem Fremden geben!“

„Eset nur!“ rief die Marie lachend aus: „Wir haben heute gerade noch genug, und für morgen wird der liebe Gott auch wieder sorgen. Bin ich doch herzensfroh, daß Ihr so weit wieder seid; und könnt wieder an die frische, gesunde Luft, — und nun werdet Ihr schon sehen, wie es alle Tage besser wird. Aber nehmt's nicht übel; ich muß gleich wieder fort und abends werde ich schon einen Sprung wieder herkommen und 's Lippel mitnehmen und sagt auch 'n schönen Gruß an die Mutter Müllern!“

Und damit ging sie wieder fort und flog mit ihren nackten Füßen über die spitzen Steine und Schiefer auf dem Wege und hatte solche Eile, daß sie sich nicht einmal umsehen konnte, und das hätte der Karl doch gar zu gern gesehen.

„Das gute Herz!“ rief er für sich aus. „Ich möcht' drauf wetten, daß sie heut zu Mittag dafür

Hunger leiden muß; und ich hätt's nicht annehmen sollen, aber da wär' sie gewiß recht traurig darüber geworden. Nun, so Gott will, soll ihr Alles wieder vergolten werden!"

Indeß trat die alte Mutter aus der Hütte und als sie sah, wie Karl mit so fröhlichem Angesichte aus dem Topfe aß und den runden Blechlöffel gar nicht mehr so zitterig zu Munde führte, wie bisher, sagte sie: „Nun stehst Du doch selber, mein Kind, daß die liebe Sonne und die frische Luft Dich stärkt, und Du wirst nun bald wieder an die Arbeit gehen können. Und ich hab's wohl gesehen, wie die Marie Dir das Tüffel zugesteckt hat und 's ist auch recht gut, ich hätt' meiner Treu heute nicht gewußt, wie ich Dir das Bißel Essen zurecht machen sollt'!"

„Mutter!“ entgegnete der Sohn tröstlich lächelnd: „Ihr kennt doch die Geschichte vom Propheten Elias, dem die Raben am Bache Erith des Morgens und des Abends Brot und Fleisch gebracht haben, weil sie der liebe Gott hingeschickt hat. Zu mir hat er freilich die Marie geschickt, aber es ist doch immer einerlei. Mutter, wir können nicht verderben und für Euch bleibt auch noch genug im Topfe.“

„Ne, mein Kind,“ antwortete die Wittwe: „Was Du jetzt nicht ißt, das wärm' ich Dir zu Abend auf; Du hast die Stärkung nöthiger, als

ich; aber was Du da von den Raben red'st, das muß ich Dir geradezu sagen, es war die höchste Zeit; ich weiß doch bald nicht mehr, wie ich die paar Dreier zusammen bringen soll. 's Spinnen will nicht recht mehr gehen; der Meister hat mir gestern noch sagen lassen, ich thät' jetzt zu grob und zu ungleich spinnen, und er könnt's nicht mehr gebrauchen; das macht meine alten Hände verlieren die Fühle und 's Räder drehen wird mir auch sauer. Karl, Du kannst mir's glauben, es liegt mir recht zu Herzen, was nun aus uns werden soll!"

„Grämt Euch nicht, Mutterle!“ entgegnete der Sohn. „Es wird ja nun alle Tage besser mit mir; ich kann schon derb wieder zugreifen und ich will heute noch zum Meister Günther nach Bockau gehen, ob ich bei ihm Arbeit kriegen kann. Macht Euch keine Sorgen, Mutter!“

„Ach ja!“ rief sie aus: „Ich werd' doch auch nicht sogleich wankelmüthig, und hab's in meinem Leben oft erfahren, wie der liebe Gott immer am nächsten ist, wenn die Noth am größten ist, aber diesmal ist's doch gar e Bissel zu knapp. Denke nur, Karl, Deine paar Thaler, die Du Dir in der Fremde mit Hunger und Kummer zusammen gespart hast, und womit Du hast Meister werden wollen, die sind nun bis auf den letzten Heller aufgezehrt; meine eignen paar Groschen sind längst

schon fort und drei Thaler sind wir auch dem Nachbar Grünert schuldig, und die Ziege haben wir auch schon verkaufen müssen! Ein ganzes Jahr Krankheit und nichts verdienen, das kann ja Niemand aushalten. Und nun will der Meister von meiner Spinnerei auch nichts mehr wissen und Du kannst auch noch nichts verdienen und leben wollen wir doch alle Tage, — meiner Treu, Karl, es mücht' Einem schon angst und bange werden!"

„Ja," sagte der Sohn: „wenn der liebe Gott nicht wär! Heute hat uns die Marie versorgt, und wer weiß, wen morgen der liebe Gott schickt, und dann werde ich schon selber wieder arbeiten können!"

„Ich kann mich nicht so leicht trösten!" erwiderte die Wittwe: „Besonders, wenn ich bedenke, wie doch eigentlich die Schmiedsrösel an dem ganzen Unglück schuld ist; wenn die nicht gewesen wär', und hätt' nicht so schlecht an Dir gehandelt, da wärst Du doch gar nicht krank geworden. Und die Schmiedsrösel ist ganz allein schuld, daß wir in so große Noth gerathen sind!"

Karl lächelte leicht hin und sagte: „Da habt Ihr wohl recht, Mutter, die Rösel hatte mir's einmal angethan, und der schreckliche Gram um sie hat sich auf meine Nerven geworfen und sie ausgetrocknet, wie einen abgebrochenen Baumast. Aber das ist nur meine gerechte Strafe, und werde ich

nicht darüber murren. Hatte ich mich doch an Gott versündigt, daß ich die Rösel mehr lieben that, als ihn, und daß ich dachte, es müßte mein Unglück sein, wenn sie mich verließ. Aber der liebe Gott hat mir's so recht zeigen wollen, wie's zeitlichens mein Unglück gewesen wäre, wenn die Rösel Wort gehalten hätte. So ein eitles Weltkind, das heut schwört und morgen den Eid bricht, das kann kein Glück in's Haus bringen. Ich bin schlecht genug, Mutter, daß der liebe Gott erst so eine lange Krankheit nöthig hatte, um mich an der Seele und am Herzen zu curiren; und kann ich's jetzt gar nicht begreifen, wie ich so blind und gottvergeffen sein konnte; aber wie gesagt, die Rösel hatte mir's angethan und in der Schrift steht: Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt!"

„Ach, es möcht' Alles sein!“ entgegnete die Wittwe: „Aber was mich am Meisten grämt, das ist, daß Du nun nicht Meister werden kannst, und mußt Dich vielleicht noch Jahre lang als Geselle herumplagen, ehe Du das Geld dazu wieder zusammen bringst.“

„Auch das ist meine gerechte Strafe!“ sagte der Sohn: „Hätt' ich die Welt und das Weltkind nicht lieber gehabt, als den lieben Gott, so wär's eben nicht so weit gekommen, und ich könnt' jetzt als Meister arbeiten und hätt' nicht ein ganzes Jahr meines Lebens in Krankheit zugebracht; aber

Freilich hätt' ich auch heute nicht die Ruhe und den Frieden in mir und wär' nicht so glücklich in meinem Herzen, trotzdem, daß es bei uns eben nicht sehr trostreich ausseht. Also, liebe Mutter, grämt Euch nicht um mich und auch nicht um Euch; ich weiß nicht, wie's kommt, aber es könnt' heute noch was Andres passiren, ich könnt' mich nicht fürchten, und es wär' mir Alles recht. Ich möcht' bald sagen, die Marie wär' Schuld daran; daß das arme Mädel mir die Suppe gebracht hat, und hat doch selber nichts zu beißen und zu brocken, und daß sie selber so fröhlich und vergnügt war, als wär' sie eine reiche Prinzessin, das hat mir doch in's Herz gegriffen und ich müßt' mich ja schon vor der Marie schämen, wenn ich wankelmüthiger sein wollte, als sie. Ne, ne, Mutterle; die bösen Tage sind nun vorüber und die liebe Sonne steht am Himmel und bringt gutes Wetter auch in mein Herz hinein!"

Dies gute Herzens-Wetter war auch sehr nöthig; denn es kam des Weges daher, nach der Hütte zu, ein Mann, der in seiner Eigenschaft nirgends gut Wetter mitbringt, vielmehr viel Sturm und Wind erregt. Drei Besucher nämlich sind den Menschen allezeit unlieb und ungern gesehen, und der Vierte wird auch nicht willkommen geheißen. Der Erste ist der Gläubiger, der den Schuldner an die verfallenen Interessen mahnt und das Ca-

pital aufkündigt; der Zweite ist der Pfarrer, der das fröhliche Weltkind in seiner Lust stört und dem losen Munde eine Zeit lang eine drückende Fessel anlegt; der Dritte ist der Doctor, der seine Besuche aufschreibt und dann die Rechnung in's Haus schickt und der Vierte ist der Tod, der den meisten Menschen immer zur ungelegenen Zeit kommt.

Nachbar Grünert schritt gerade auf den Müllers Karl zu und machte ein betrübtcs, bitterböses Gesicht, zum deutlichen Kennzeichen, wie sauer ihm dieser Gang geworden war. „Grüß Euch Gott und wie geht's mit der Gesundheit?“ fragte er.

„Schön Dank und es geht gut!“ antwortete Karl und reichte ihm die Hand zum Willkommen. „Setz Euch nieder, Nachbar; Ihr wollt Euch gewiß Eure drei Thaler holen?“

„I nu ja, wenn's sein köant!“ sagte der Nachbar mit erleichtertem Herzen, weil der Schuldner selber davon anfang, welches Glück die Gläubiger allerdings nicht immer haben: „Ich will mir gern ein paar Schweineln anschaffen, weil jetzt gerade die Zeit dazu ist, und 's Futter haben wir auch schon drauf gespart. Du lieber Gott, man muß sich's auch sauer werden lassen, eh' das Viehzeug fett wird und die Fleischer wollen dann immer auch nichts geben und mit dem Selberschlachten kommt auch nicht viel 'raus. Aber was will man machen mit dem elenden Bissel Leben; man frist

sich nun so hin von einem Tage zum andern; 's ist ein Elend mit den armen Leuten, und die drei Thaler, die ich Euch geborgt hab', du lieber Gott, ich hab' sie müssen pfennigweise zusammen bringen, und wenn sie bei Euch nicht so gut ständen, hätt' ich sie lieber in der Lade behalten!"

"Ihr wollt also das Geld jetzt gleich haben?" fragte Karl.

"I freilich!" antwortete der Nachbar. "Die Schweineeln sind schon da und der Händler kommt auf den Abend wieder, da muß ich sie bezahlen. Ich hoffe doch, Ihr werdet mich nicht sitzen lassen!"

"Mit meinem Willen nicht!" versicherte Karl: "und ich denke wohl, ich werde Euch Euer Geld bis heute Abend wieder geben können!"

"Nu, das ist schön!" rief der Nachbar fröhlich aus: "Ich wußte es gleich, Ihr seid ein Mann von Wort und habt in der Fremde gelernt, was schicklich und recht ist und da kann ich wohl heute Abend wieder kommen und mir's Geld holen?"

"Ich denke, ja!" antwortete Karl: "und Ihr sollt großen Dank dazu haben, und wenn ich Euch einmal ausbelfen könnte, werde ich's gern thun!"

Der Gläubiger war mit seinem Schuldner überaus zufrieden und gab ihm die Hand zum Abschied und ging davon. Indeß kam die Wittve wieder dazu; sie hatte ihren Sohn mit Jemandem reden hören und wollte nun sehen, wer's wäre. Sie kam

•

aber zu spät, um den abgehenden Besuch mit ihren blöden Augen noch zu erkennen: „Wer war denn da?“ fragte sie: „Hat der liebe Gott denn schon wieder einen Raben geschickt, der Dir was zu essen gebracht hat?“

„Ne, Mutterle!“ antwortete der Sohn lächelnd: „Dies Mal war's umgekehrt; der Nachbar Grünert war's, der seine drei Thaler wieder haben will, weil er sich ein paar Schweineln angeschafft hat!“

„Ach, du lieber Gott!“ rief die Wittwe aus: „Wir haben ja nicht drei Pfennige im Hause; und Du hast's ihm doch wohl gesagt, daß er noch Geduld haben muß?“

„Ne, Mutterle!“ entgegnete der Sohn und lächelte wieder dazu: „Ich hab's ihm gesagt, daß er sich heute Abend seine drei Thaler abholen kann; der Schweinehändler kann nicht länger warten!“

„Du Unglückskind!“ rief die Mutter händeringend aus: „Wie kannst Du die drei Thaler versprechen und haben nicht den Heller dazu! Müssen wir uns nicht zu Tode schämen, wenn der Nachbar heute Abend kommt, und können nicht Wort halten?“

„Ich denke, wir werden wohl Wort halten können!“ tröstete der Sohn und war ganz ruhig dabei.

Diese Ruhe wurde der Wittwe räthselhaft; sie blickte ihren Sohn mit Verwunderung an, lächelte

dann und sagte: „Karl, es kann also nicht anders sein, als daß Du selber noch einen Nothpfennig hast und hast mir nichts davon gesagt. Das hättest Du freilich nicht thun sollen; denn die Biege habe ich doch gar ungern verkauft und das Bissel Milch fehlt mir alle Tage!“

„Ihr irrt Euch, Mutterle!“ entgegnete der Sohn: „Ich habe auch nicht einen Pfennig mehr und weiß wahrlich auch selber noch nicht, wie und woher ich die drei Thaler heute Abend schaffen soll; aber das weiß ich, ich werde sie schaffen und deshalb bin ich so ruhig!“

Die Wittve aber konnte diese Ruhe nicht theilen; sie rang aufs Neue die Hände und sagte: „Kind, ich weiß nicht, was ich von Dir denken soll! Du thust ja gerade, als wäre unser Elend ein Kinderspiel! Wer soll uns denn was borgen? Und zu versehen haben wir auch nichts mehr!“

Karl saß gedankenvoll da und antwortete lange Zeit nicht auf die Rede seiner Mutter; endlich aber lagerte sich über sein Angesicht eine fast wehmüthige Trauer und er sprach: „Mutter, meine letzte Arbeit in Polen war ein Sarg, und zwar für zwei Kinder, die mit einander gestorben waren und nun auch in ein Grab kommen sollten. Ich wollte diese Arbeit nicht übernehmen und machte dies und jenes Hinderniß, aber es blieb dabei, ich mußte den Sarg machen. Da dachte ich denn

gleich bei mir: das hat was zu bedeuten, ein Begräbniß, das mich selber angeht. Als ich nun krank wurde, da dachte ich: also es hat dich selber bedeutet, und du sollst sterben. Aber der liebe Herr im Himmel hat es anders beschloffen; ich bin vom Tode wieder auferstanden und soll ein ganz neues Leben anfangen. Aber den Doppelsarg habe ich nicht umsonst gemacht; Eins ist schon begraben und das Andere, merk' ich nun schon, liegt auch schon im Sterben!"

„Kind!“ rief die Mutter voll Entsetzen aus: „Was red'st Du da für sündliche Reden! Eins wär' gestorben und das Andere läg' im Sterben! Denkst Du denn gar nicht, daß das Einem das Herz angreift? Und ich möcht' doch wissen, was schon begraben wär', wenn Du Deinen seligen Vater nicht meinst und Deine seligen Geschwister. Oder denkst Du, daß ich selber sterben soll!“

„Ne, Ne, Mutterle!“ entgegnete der Sohn mit schmerzlichem Lächeln: „Ich hab' nur so im Gleichniß geredet. Das Erste, was gestorben und begraben ist, das ist die Schmiedsdrösel, die in meinem Herzen todt und begraben liegt, oder vielmehr das ist meine sündliche hoffärtige Liebe zu ihr, die mich bald in den Tod gebracht hätte, und die ich nicht anders konnte los werden, als durch's Fieber. Und das Zweite, was noch in den Doppelsarg muß, das ist mein Handwerk!“

„Um Gotteswillen, was red'st Du da!“ rief die Wittwe auf's Neue aus. „Du willst Dein Handwerk aufgeben, wo Du nun an die fünfzehn Jahre daran gelernt hast? Du willst also Dein tägliches Brot von der Hand weisen und nun so recht erst in Hunger und Elend hinein gerathen?“

„Laßt mich ausreden, Mutterle!“ bat der Sohn: „Es kann wohl sein, daß die Schmiedsrösel auch ihr Theil mit daran hat. Wenn ich in der Fremde so daran dachte, wenn ich einmal Meister sein würde und im Hause so herum handthieren, da stand allemal die Rösel als Frau Meisterin neben mir und führte die Wirthschaft. Ich konnte mir Beides nicht von einander denken; ja nur um der Rösel willen habe ich mich geplagt, oft bis in die Mitternacht hinein und hab' Extraarbeiten gemacht, um nur einige Groschen zum Meisterwerden und zur Heirath mit der Rösel extra zusammen zu bringen. Jetzt nun aber, wo es der liebe Gott anders beschlossen hat und die Rösel für mich todt und begraben ist, jetzt ist's auch, als hätte ich alle Lust und Liebe zum Tischlerhandwerk verloren. So oft ich den Hobel in die Hand nahm', würde mir die Rösel wieder einfallen und die Arbeit würde mir blutsauer werden. Und dann, ich weiß nicht, es ist mir, als hätte ich auch 's Geschick dazu verloren. Die Kraft fehlt mir ohne dies, und ein Tischler, der nicht zugreifen kann, das ist ein Elend.“

und Beide auch nicht wird Hungers sterben lassen. Und dann, wenn ich bedenke, wie ich auf den lieben Bergen herumklettere, und wie die frische, freie Luft mir so gesund sein wird, ach da möcht' ich jetzt gleich fort und in den lieben Gottesgarten gehen und die schönen Sträuslein zusammentragen. Bin ich da nicht glücklicher, als ein ungeschickter Tischlergesell, oder wenn's nach etwa zehn Jahren so noch käme, als ein Meister, der nichts zu thun hat, als daß er seinen eigenen Sarg auf Vorrath macht? Ich bin einmal durch meine Krankheit innerlich ein ganz neuer Mensch geworden, und da will ich's auch äußerlich werden. Nu, Mutterle, was denkt Ihr dazu?"

„Das hört sich wohl hübsch an,“ antwortete die Wittve: „und ich kann's selber sagen, daß Du mit dem Kräutersammeln manchen schönen Groschen verdient hast. Aber, wenn ich auch sagen wollt', daß mir's recht wär', wie willst Du denn da auf einmal bis heute'Abend's dem Nachbar Grünert die drei Thaler bezahlen?“

„Nu,“ antwortete er lächelnd: „Dadurch, daß ich jetzt sogleich mein Handwerk begrabe. Ich hatt' mir ohnedies vorgenommen, heut' meinen ersten Ausgang zu halten, und was wir da zusammen gered't haben, das hat mich ordentlich erfrischt und aufgerichtet und hat mir's Herz ganz und gar fröhlich gemacht. Und ich glaube, der Nachbar Grü-

next ist auch nicht für sich selber gekommen, und hat die Schweineln gekauft, weil's hat sein müssen, daß er mich um die drei Thaler mahnt, wo wir nicht drei Heller im Hause haben. Ich habe immer nicht gewußt, was mir noch gefehlt hat, und da war's nur, daß mir der liebe Gott das Zeichen noch nicht gegeben hat, was ich thun soll!"

„Nun Kind!“ sagte die Mutter: „Was willst Du denn thun?“

„Ich gehe heute,“ antwortete der Sohn, „und zwar jetzt gleich nach Bockau zum Meister Zeh; das ist noch ein junger Anfänger und braucht noch viel Handwerkszeug und wartet nur drauf, wo er einmal wohlfeil dazu kommen kann. Ich weiß, der kauft mir mein Handwerkszeug gleich ab, und da kommt mehr heraus, als die drei Thaler und können wir noch viele Wochen davon leben, und während der Zeit wird der liebe Gott schon weiter sorgen. Und sorgt Ihr nur selber nicht mehr, Mutterle; ich bin's so gewiß, daß der liebe Gott es Alles so gewollt hat, daß es so sein soll, daß ich seit vielen Jahren heute wieder meinen ersten fröhlichen Tag habe!“

„Nu, Gott gebe, daß Du recht hast!“ sprach die Wittve: „Ich kann Dich nicht widerlegen. Mache Du's, wie Gott will, mein Kind, und Du sollst Deine alte Mutter im Gottvertrauen und in der Geduld und in der Hoffnung nicht übertreffen!“

Und damit ging sie in die Hütte zurück und Karl zog seine Sonntagskleider an und machte sich auf den Weg nach Bockau, und war so glücklich, sein ganzes Handwerkszeug für zehn Thaler an den jungen Meister Zeh zu verhandeln; und kehrte fröhlich zurück und bezahlte dem Nachbar Grünert die beiden Schweineln und hatte in den Doppelsarg die Äpfel und das Handwerk begraben.

Zehn Jahre nachher sah es wiederum ganz anders aus. Die Hütte am Waldsäume stand immer noch und fester, als zuvor; das Dach war mit neuen Schindeln gedeckt, die Wände und Mauern weiß übertüncht, das baufällige Holzwerk am Ziegenstalle war mit neuen Balken ersetzt und die Ziege meckerte lustig auf dem Grasplatze und machte ihren zirkelrunden Spaziergang um den Pfahl. Die nun achtzigjährige Wittwe Müller war zwar fast ganz blöde auf den Augen geworden und konnte schon lange nicht mehr am Spinnrade sitzen; aber wenn sie dafür auf der Bank vor dem Hause saß, so hatte sie gar eine liebe Gesellschaft.

Ein Bube von sechs, und ein Mädchen von vier Jahren spielten zu ihren Füßen und brachten

der Großmutter Steinchen und Schiefer und Blumen und hatten ihr fröhliches Wesen mit ihr. Und zuweilen, wenn die beiden Kinder in Streit gerietten, und die Großmutter nicht durchbringen konnte, kam eine junge Frau aus der Hütte, die gebot Ruhe und fragte dabei immer: „Nu, Großmutter, wie geht's Euch, und das lose Volk schreit Euch wohl zur Ungebühr die Ohren voll!“

„Ach ne, mein Kind!“ entgegnete die Wittwe: „Ich hab's doch gar zu gern, wenn das lose Volk da so fröhlich und guter Dinge ist, und ist mir nur Eins nicht recht, nämlich, daß ich's der Lisel nicht ansehen kann, ob sie der Marie, oder dem Karl ähnlich ist, und möchte doch gar zu gern, daß die Lisel so ein braves Weibsen werden möchte, wie Du, und dem Fritz könnt's auch nichts schaden, wenn er wie sein Vater wird!“

„Ach, sag mir doch einmal,“ fuhr sie eines Tages fort: „Hast Du denn gar nichts von der Schmiedsrösel wieder gehört? Das ist nun doch an die zehn Jahre, daß das unglückliche Kind mit dem Jäger in die weite Welt gegangen ist! Du lieber Gott, es war gut, daß der alte Vater so bald darauf sterben that, denn so viele Jahre lang hätt' er den Gram nicht aushalten können. Und das hat man auch erst später erfahren, daß es mit dem Reichthum bei ihm nicht weit her war, und standen genug Schulden auf der Schmiede. Du

lieber Gott, das unglückliche Kind dauert mich doch, so wenig sie's an mir und an dem Karl verdient hat. Marie, hast Du denn, gar nichts wieder von ihr gehört?"

„Die Leute reden Vielerlei!“ antwortete Marie. „Der Pelzig, Ihr wißt schon, der mit Rußbutten geht, der will sie bei Dräsen gesehen haben, ganz zerrissen und zerlumpt und der Nachbar Bohnern ihr Mann, der vor vierzehn Tagen Spizen nach Leipzig getragen hat, der spricht, er häts' sie unterwegs wo mit den Comödianten zusammen gesehen. Ein Anderer spricht wieder, sie wär' längst todt und wär' in großem Hunger und Elend ums Leben gekommen!“

„Gott erbarme sich der armen Seele!“ rief die Großmutter aus. „Es war vorauszusehen, daß es so ein Ende mit ihr haben würde. Hoffart kommt allemal vor dem Fall und wer sich von Gott losreißt und macht falsche Schwüre, der verschreibt sich geradezu dem Bösen. Aber hat man denn nichts von dem schlechten Menschen, dem Jäger, gehört?“

„Gar nichts!“ antwortete Marie: „als daß er schon vor vielen Jahren nach Amerika gezogen ist und die Bösel ihrem Elende überlassen hat!“

„Ei, was redet ihr von der Schmiebsbösel?“ fragte auf einmal eine männliche Stimme; und das war ein junger Mann von sieben und dreißig

Sahren und sah so blühend und roth aus, wie die Preiselsbeeren im Walde. Und er trug eine kurze Jacke und einen runden, breitkrämpigen Hut, und hatte eine große blecherne Büchse auf dem Rücken und einen dicken, knotigen Stock in der Hand.

„Wir reden nur so, Karl!“ antwortete die Wittve: „Ich weiß nicht, wie's kommt, aber seit einigen Tagen geht mir das Unglückskind immer im Kopfe herum; es ist mir, als müßt' ich für ihre arme Seele beten!“

„Thut das, Mutter!“ bat der Sohn. „Ich möcht's auch thun, dafür, daß ich ihr eine Zeit lang ihr Unglück gegönnt hab' und gar nicht daran dachte, daß man doch nur das größte Mitleid mit ihr haben muß. Gott sei der armen Seele gnädig, besonders, wenn sie gar nicht erkannt hat, wie schwer sie sich an Gott und an ihrem armen Vater versündigt hat!“

„Und an Dir nicht auch, Karl?“ fragte die junge Frau und schlug dabei die Augen nieder.

„An mir?“ rief Karl mit schmerzlichem Lächeln aus und schüttelte langsam den Kopf dazu. „Ne, Marie, da irrst Du Dich. Ich war vielleicht selber mit Schuld, daß sie so weit gekommen ist; ich hätte sollen ihre Hoffart schärfer angreifen und nicht gleich dumm thun. Und es wär' auch wohl

geschehen, wenn mich das Fieber nicht gepackt hätte. Aber ich kann doch so recht sagen, daß der liebe Gott es gut mit mir gemacht hat, während es die Schmiedsbrösel böse mit mir machen wollte. Hätte ich denn heute so ein braves, christliches Weib, wie Du bist, Marie? Und hätte ich den Buben und das Mädel da, die mir so ans Herz gewachsen sind? Und wäre ich so frisch und gesund, so heiter in meinem Gemüthe und hätte ich mein täglich Brot, wenn auch nicht im Ueberflusse, doch vollauf für uns Alle, wenn das Alles nicht getrefen wäre?" Und wenn ich sonst sagte, daß die Schmiedsbrösel an meinem Unglücke schuld wäre, muß ich jetzt nicht sagen, daß sie an meinem Glück schuld ist? Ne, Marie; an mir hat sich das Unglückskind nicht veründigt, nur an Gott und an ihrem armen Vater, der um ihretwillen mit Jammer zur Grabe gefahren ist. Ich sag's noch einmal, Gott sei ihrer armen Seele gnädig, wenn sie ohne Reue und Buße aus der Welt gegangen ist!"

Darauf herzte der Vater die beiden Kinder, ließ sich von ihnen versprechen, daß sie recht gut sein und weder der Mutter noch der Großmutter etwas zu Leide thun wollten, drückte die Marie an sein Herz, gab der Großmutter die Hand und zog fröhlichen Herzens hinauf in die Berge, um im großen Weltgarten die Kräutlein zu pflücken, aus welchen

er mit so geschickter Hand die heilsame Arznei zu bereiten wußte.

Es war aber um die Herbstzeit, wo nur noch einzelne Spätlinge hie und da in den Schluchten der Berge zur Blüthe kommen. Im tiefem Gebirge reiften bereits die Pflaumen, und aus dem dunkelgrünen stachlichten Geblättern guckten goldgelbe Gurken und gelb und grüngestreifte Kürbisse heraus. Die Herbstzeitlose stand dagegen in voller Blüthe und der kleine Enzian streckte seinen Blüthenbeutel heraus und bereitete sich vor, den Herbst zu krönen.

Karl mußte heute hoch hinauf zu dem Standorte eines seltenen Krautes, der nur ihm bekannt war. Oben über des Berges Rücken zog sich ein schmaler Fußsteig hin, der eigentlich nur von den Bewohnern der beiden benachbarten Dörfer begangen wurde. Dieser Fußsteig geht eine lange Strecke über kahles, zersplittertes Schiefergestein, bis er an einen kleinen Abhang kommt, an welchem eine breitstämmige, seltsam verwachsene und verkrüppelte Fichte steht.

Als Karl an diesem Orte ankam, erschrak er und wich einige Schritte zurück. Unter der Fichte lag eine menschliche Gestalt, wie ein Klumpen zusammengeworfen und von einem alten Mantel bedeckt. Lange, schwarze Haare hingen unordentlich und unheimlich über das Gesicht, und Hunger und

Elend lag ausgebreitet über die magern Wangen. Das war ohne Zweifel ein Weib, das so hilflos und verlassen da lag und mehr einer Sterbenden, als einer Lebenden glich. Als Karl näher trat und die Züge betrachtete, kam es ihm vor, als sei das arme Weib ihm nicht ganz unbekannt; aber so viel er auch sann, er wußte nicht, an welche Erinnerung seiner Seele er sich halten sollte.

„Um Gottes willen, was macht Ihr da?“ fragte er die Frau.

Und als diese die Stimme hörte, fuhr sie mit Entsetzen auf, und strich sich die Haare aus den Augen und blickte starr und grauig den Mann an, der vor ihr stand; dann aber, als sie genau hingesehen hatte, fiel sie kraftlos wieder zurück und seufzte.

„Ich bitt' Euch um Gottes willen!“ fuhr nun Karl fort: „Steht auf, wenn's möglich ist; hier müßt Ihr ja elendiglich umkommen!“

„Das will ich auch!“ sagte sie frostig und trozig und zog den zerrissenen Mantel über das Gesicht.

„Nein, das sollt Ihr nicht, das dürft Ihr nicht!“ entgegnete Karl. „Wenn Ihr nicht Kraft habt zum Aufstehen, so will ich Euch helfen, und wenn Ihr nicht allein gehen könnt, führ' ich Euch bis hinunter in's Dorf!“

„Nein; ich will hier sterben!“ sagte das Weib. „Gehet nur Eures Weges und laßt mich allein!“

„Und wenn's Euch noch zu sehr zuwider ist, das thu' ich nicht!“ entgegnete Karl auf's Neue: „Ich lasse Euch nicht hier und Ihr müßtet mir folgen. Ihr seid gewiß eine arme, verlassene Frau, und das große Elend hat Euch zur Verzweiflung getrieben; wißtet Ihr aber nicht, daß Ihr eine Selbstmörderin seid, wenn Ihr mit Eurem Willen hier hilflos liegen bleibt und umkommt? Hier nehmt dies Brot, und thut aus dieser Flasche einen tüchtigen Schluck und steht auf und folgt mir. Ich will Euch in meine eigne Hütte führen, und Ihr sollt gepflegt werden, so gut wir's können!“

Das unglückliche Weib hörte aber gar nicht darauf, und zog nur den Mantel dichter über sich zusammen und seufzte dabei so kläglich, daß es hätte mögen die Steine zum Erbarmen bewegen.

„Nun denn!“ sagte Karl, dem der Klage laut das innerste Herz durchschnitt und den das tiefste Mitleid zu einer Gewaltthat antrieb: „Nun denn! Wenn Ihr nicht selber wollt, so zwingt Ihr mich zu Dem, was ich nicht lassen kann!“

Und dabei ergriff er sie so zart als möglich am Arme und bemühte sich, sie empor zu heben. „Laßt ab von mir!“ rief ihm aber das Weib fast mit verzweifeln dem Tone zu und raffte die letzten Kräfte zusammen, um sich seinen Armen zu entziehen. Zugleich aber richtete sie sich auf und begann mit verzweifelten Schritten den Abhang hinunter zu

laufen; freilich eine vergebliche Mühe; denn kaum hatte sie fünf Schritte gethan, so brach sie kraftlos zusammen und schlug auf das spitze Gestein nieder.

Karl war des Todes erschrocken. Als das Weib vor ihm sich erhob und er die nackten, mit blutiger Geschwulst unterlaufenen Füße, den bis zu Lumpen zerrissenen Rock gewahrte und den ärmlichen Mantel, der kaum die Kniee deckte, lief ihm ein Grausen durch die Seele; und als das Weib vor ihm hinstürzte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte nach, um den Körper zu ergreifen und ihn vor dem Sturze in die Tiefe zu schützen.

„Unglückliches Weib!“ rief Karl aus: „Wer Du auch sein magst, Du bist einem entsetzlichen Geschick verfallen und da mich Gott zu Deiner Rettung hierher geschickt hat, so laß ich Dich nicht mehr. Und wenn Du mir fluchst, daß ich Dir helfen will, — sei es, lieber Fluch von Dir, als Sünde vor Gott, daß ich einen Elenden in seiner Noth verlassen sollte!“

Und dabei ergriff er die Frau mit starker Hand, hob sie vom Boden auf und trug sie zunächst wieder unter die Fichte hin, weil dort ein bequemer Ruhepunkt war. Das Alles ließ sich die Frau jetzt ohne die geringste Weigerung gefallen; sie war so erschöpft, daß sie gar nicht mehr reden konnte, und von ihrer Stirne herab quollen dicke Tropfen

Blutes; denn sie hatte sich den Kopf auf den spitzen Steinen aufgeschlagen. Während nun Karl noch rathlos vor ihr stand, und sich darüber abquälte, was hier am besten zu thun sei, hörte und sah er, wie die Frau jetzt heftig zu weinen anfing und sich auf's Neue das Gesicht mit dem Mantel bedeckte.

„Karl Müller!“ sagte sie jetzt mit schwacher Stimme: „Weißt Du nicht, wer ich bin?“

„Rösel!“ rief er nun in plötzlich erwachender Erinnerung aus, und sein Haar sträubte sich. „Um Gottes willen, Rösel, sprich, bist Du's wirklich?“

„Ja, ich bin's!“ antwortete sie unter lauten Thränen. „Wirßt Du nun mir meinen Willen thun, und mich hier sterben lassen?“

„Da bewahre mich doch Gott im Himmel vor solcher Sünde!“ rief Karl aus. „Und sollte es mein eigen Leben kosten, ich verlasse Dich nicht und ruhe nicht, bis ich Dich in's Dorf gebracht habe. Aber vorerst hier is und trink, das wird Dir Kraft geben. Hast Du keinen Durst, keinen Hunger?“

„Ach, ich verschmachte!“ rief sie aus und griff mit zitternder Hand nach der kleinen Flasche, die ihr Karl vorhielt und konnte vor Bittern die Flasche nicht zum Munde bringen. Da that es Karl selbst und gab ihr zu trinken; und als sie einige Züge gethan, und das mit Branntwein vermischte

reine Quellwasser neues Leben in ihren verschmachten Leib gebracht hatte, warf sie aus ihren schwarzen, tiefliegenden, hohlen Augen einen Blick der schmerzlichsten Wehmuth und der qualvollsten Reue auf ihren Retter, streckte die magere Hand aus und sagte: „Karl, fluchst Du mir noch?“

„Nöfel!“ antwortete er schnell und konnte seine Rührung nicht verbergen: „Ich habe Dir nie geflucht! Gott ist mein Zeuge, daß ich nie aufgehört habe, für Dich zu beten! Aber komm, Nöfel! Hier kannst Du nicht länger bleiben! Ich führe Dich auf unbesuchten Wegen in meine Hütte, und Niemand soll Etwas erfahren, wenn Du nicht willst!“

„Ich habe nichts zu verbergen!“ entgegnete sie. „Gabe ich mich nicht geschämt, mich öffentlich in Schande und Unehre zu stürzen, so will ich mich auch nicht schämen, mein selbst verschuldetes Elend vor den Leuten zu tragen. Meiner Tage werden so nur noch wenige sein. Lebt mein armer, unglücklicher Vater noch?“

„Nein!“ antwortete Karl. „Er ist schon seit mehreren Jahren gestorben!“

„Und aus Gram und Herzeleid um mich!“ setzte die Nöfel schnell und mit graufiger, kalter Ruhe hinzu: „Ich konnte das wissen; Fluch und Strafe der Sünde haben schnelle Füße und lange Arme. Es ist auch gut, daß er todt ist; wenn er jetzt

mich sähe, müßte ihm mein Anblick ohnedies den Tod bringen. Karl, wenn Dir's recht wäre, möcht' ich bei Dir sterben. Seit vierzehn Tagen schleppe ich mich, mit dem Tode ringend, umher; ich konnte im fremden Lande nicht ersterben; es ist mir, als fände ich eher Gnade bei Gott, wenn ich mit meiner Schande hier in der Heimath begraben werde!"

„Ach, sprich nicht so traurig, Rösel!" bat Karl. „Es steht ja in der Schrift, daß Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Komm nur erst zu mir; meine alte Mutter lebt noch und sie kann besser, als ich, Dein niedergeschlagenes Gemüth wieder aufrichten; und die Marie wird Dich pflegen und warten, wie eine Schwester, das weiß ich.“

„Wer ist die Marie?" fragte die Rösel.

Karl zögerte und ward verlegen. „Die Marie," sagte er endlich, „das ist mein Weib, die brave Mutter meiner zwei Kinder!"

Wie die Rösel das hörte, bedeckte sie ihr blaßes, mageres Angesicht mit beiden verdorrten Händen und entblößte dabei die Arme bis zum Ellenbogen und Karl sah mit Schauern, daß die Arme bis auf die Knochen abgezehrt waren. „Das greift am tiefsten in's Herz!" sagte die Rösel mit halblauter, gebrochener Stimme. „Karl, wenn Du willst, so will ich mit Dir gehen!"

„Freilich, Rösel!" antwortete Karl und hob

nun die Kranke vom Boden auf und führte sie wie ein Kind die Waldwege abwärts. Aber bald war die erneute Lebenskraft wieder aufgezehrt; die Nöfel blieb stehen und sank auf's Neue zusammen: „Ich kann nicht weiter!“ sagte sie mit erlöschender Stimme. „Karl laß mich nur hier! Es ist wohl auch besser, daß ich unter Gottes freiem Himmel sterbe!“

„Wenn Gott noch barmherzig ist, soll das nicht geschehen!“ sagte Karl und riß sich das Tuch vom Halse und band es mit einem andern Tuche, daß er noch bei sich trug, zusammen, und legte sich das wie einen Reifen um den Hals; dann hob er die Kranke vom Boden auf und hatte viele und große Mühe, bis er das Tuch über ihren Kopf und Arme weggezogen und es also geordnet hatte, daß sie wie in einem Sessel darin sitzen konnte.

„Wenn Du noch Kraft hast,“ sagte er dann: „so schlage Deine Arme um meinen Hals und lege Dich an meine Brust und sei getrost, ich lasse Dich nicht fallen!“

Und die Nöfel that, wie ihr geboten war, und Karl schlug nun auch seine beiden Arme um den magern Leib der Kranken und stieg mit dieser Bürde langsam, aber festen und sichern Trittes die Waldpfade hinab und brachte statt des blühenden Weidenrößleins eine verwelkte und erstorbene Rose mit nach Hause. Nach einer Stunde mühseliger

Wanderung, auf welcher er mehrere Male ausruhen mußte, um die ermattende Kraft wieder zu stärken, kam er endlich in seiner Hütte an und zwar, wie er es so herzlich gewünscht hatte, ohne daß auch eine Menschenseele ihm begegnet war.

Als er in die Hütte eintrat, waren beide Frauen fast des Todes erschrocken; aber ein kurzes, aufklärendes Wort genügte, um die Marie und die Großmutter zum innigsten Mitleid und zur bereitwilligsten Hilfe und Pflege zu bewegen. Freilich war dies nur kurze Zeit nöthig.

Das unglückliche Weib wurde immer schwächer und schwächer; ihre Sprache verlor sich und sie konnte nur noch in einzelnen, abgebrochenen Lauten ihre Seelenleiden klagen. Sie winkte dem Karl, reichte ihm ihre todeskalte Hand, strengte ihre letzten Kräfte an und fragte mit leiser, hauchender Stimme: „Karl, Du hast mir alle meine Sünden vergeben?“

„Alle, alle!“ antwortete Karl und weinte dazu.

Da breitete sich über der Kranken Angesicht ein süßes, seliges Lächeln; ein Blick aus ihren hohlen Augen schlug sich langsam nach Oben; dann faltete sie ihre Hände, legte sie auf der Brust zusammen, that noch einen langen, langsamen Athemzug, und dann hatte sie überwunden.

„Gott sei der armen Seele gnädig!“ sagte die Großmutter, und nachdem Karl der Todten die Augen zugebrückt hatte, breitete Marie ein weißes Tuch über das Leichenantlitz und ließ die Thräne des Gebetes und der Barmherzigkeit darauf fallen.

Erzgebirgische Dorfgeschichten.

Von dem Herrn Verfasser des vorliegenden Werkes sind im Verlage von Gebhardt & Reissland in Leipzig ferner erschienen:

- Johannes Arndt.** Ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- u. Stadtgeschichte in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Paul Gerhardt.** Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 2 Bände. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Philipp Jacob Spener.** Ein geschichtliches Lebensbild aus der Entstehungszeit der spener'schen Schule. Zweite verbesserte Auflage. 2 Bände. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Leben und Sterben.** Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. 2 Bände. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.
- Der Friedensbote.** Zeitschrift für Belebung und Förderung des christlichen Lebens. Jahrgang 1843, 1844, 1845. 6 Bände. à 20 Ngr.
- Der Friedensbote.** Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Der Friedensbote.** Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1847. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Der Friedensbote.** Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1848. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Vollbrechts Wallfahrt** oder die Auferweckung des todten Christus. Eine Geschichte für unsere Tage. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Der christliche Glaube.** Aus den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche für das allgemeine Verständniß dargestellt. 6 Ngr.

**Erzgebirgische
Dorfgeschichten.**

Erzählt

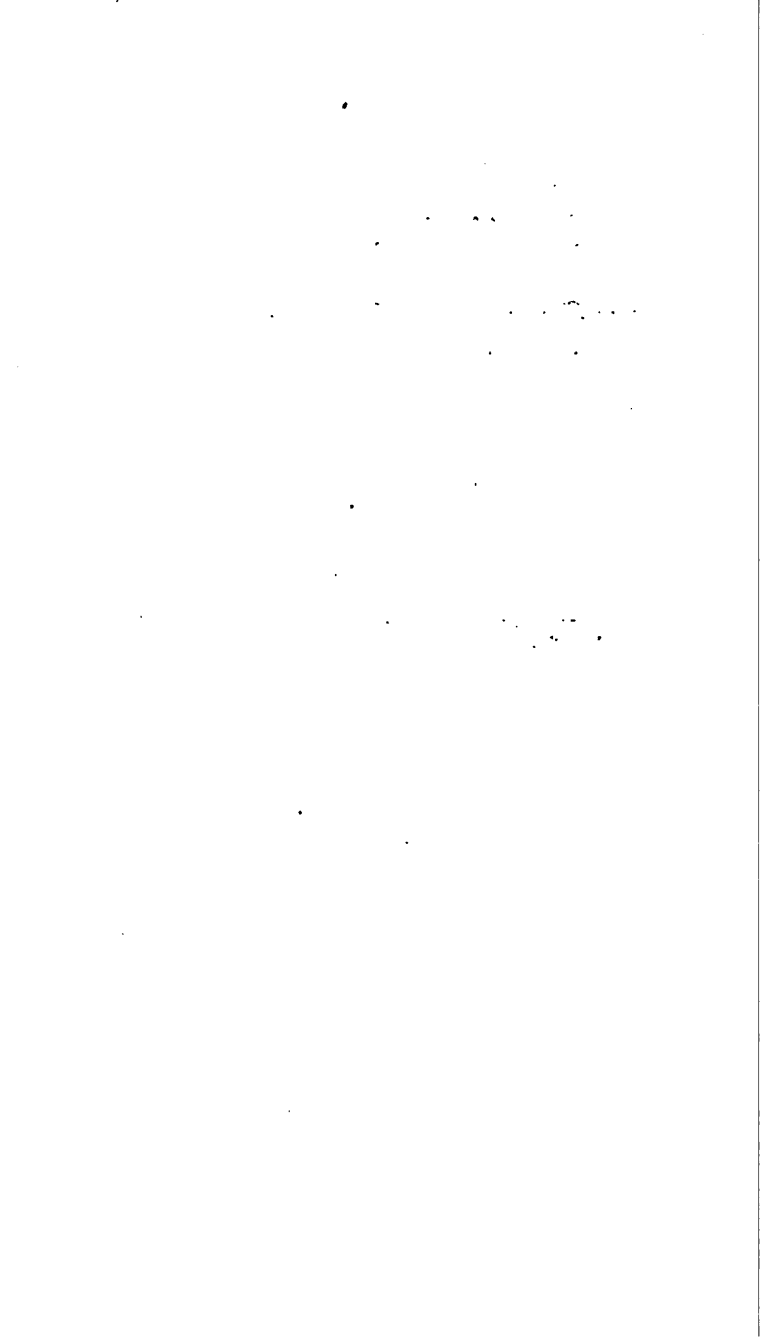
von

Dr. August Wildenhahn.

Zweiter Band.

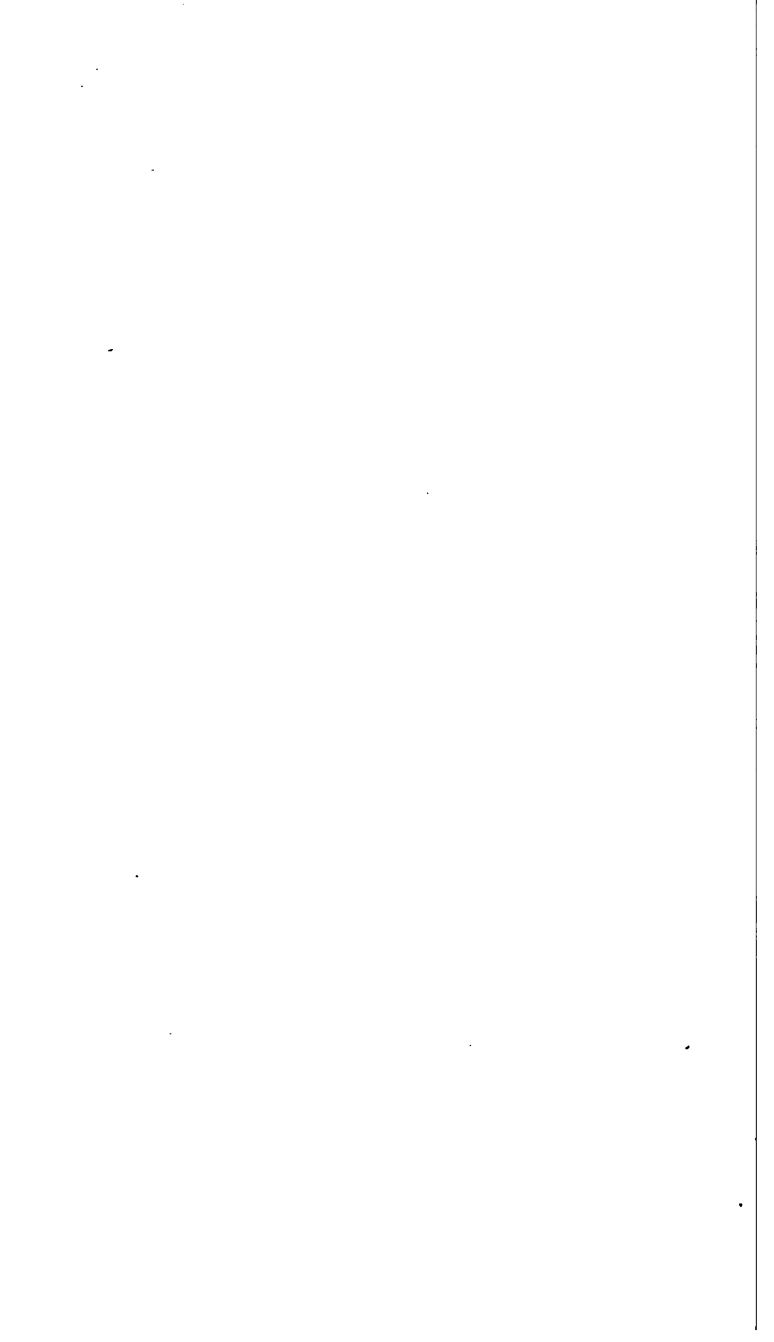
Leipzig, 1850.

Verlag von Gebhardt & Reissland.



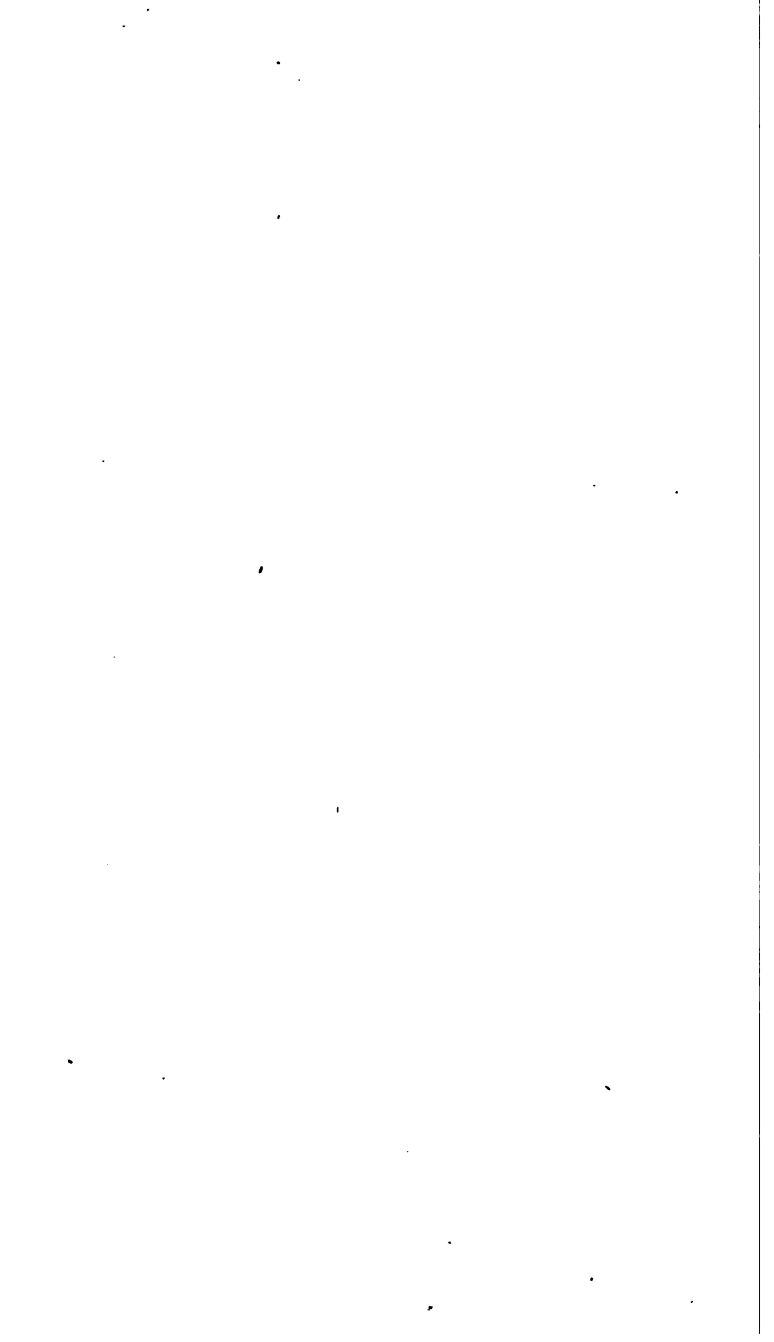
Inhalt.

	Seite.
Die Dorel	1
Der Rußbuttenmann	111
Der neue Schulmeister	189



I.

Die Dorel.



Ich habe oft stundenlang dem Spizenklob-
peln zugesehen, und mich nie sattsehen können an
der sauberen, kunstreichen Arbeit, und wie jeder
Finger seine besondere Aufgabe hat und sie so ge-
schickt und richtig löset, als stücke in jedem solch
zarten Fingerlein eine besondere selbstständige Seele.

Eine geschickte und fleißige Spizenklobpplerin
ist mir immer als ein ergreifend, rührend Bild der
Geduld, der stillen Hoffnung und der vollkommenen
Zufriedenheit erschienen. Es sind nun dreißig Jahre
her, aber die Dorel sitzt immer noch vor meinen
Augen und klobpelt. Vor ihr auf dem blankge-
scheuerten kleinen Tische der muffartige mit Säge-
spänen ausgestopfte Klobpelsack mit himmelblauer
Leinwand überzogen, links und rechts an den Ecken
die gelben glänzenden Köpfe der großen Steckna-
deln, in zierlicher Unordnung wie die goldnen
Sternlein auf blauem Himmelsgrunde, dazwischen
der ziegelrothe Wappenstreif mit dem eingestochenen
Muster, und darüber die Klobpeln, die wie höl-

zerne Locken an dem blauen Muffkopf herunterhängen, durch große Nadeln nach beiden Seiten in dichtes Gehäuse abgesteckt, und an den blendendweißen feinen Zwirnsfädchen, die aus der hohlen Kapfel, oder der Düte, wie sie's nennen, sich abwickeln, festgehalten, — wer zum ersten Male solch ein kleines Weber-, Maler- und Sticwerkzeug sieht und sieht die Künstlerin nicht zugleich arbeiten, der schüttelt den Kopf und meint das müsse doch ein ganz curioses Kinderspiel sein.

Aber nun mußt du die Dorel arbeiten sehen; die schwarzen, freundlichen Augen auf das Muster gerichtet, drehen, schieben und wenden die fünf zarten und schneeweißen Finger der linken Hand wohl ein Duzend Klöppel hin und her, auf und nieder, während die Rechte Nadeln einsteckt und auszieht, daß man meint, es wäre das Alles eine Spielerei ohne Plan, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang; und doch wächst von Minute zu Minute auf dem rothen Pappstreife Reihe an Reihe, und werden daraus Schneeglöckchen, weiße Rosen, Lilien und andere Blumen. Und die Künstlerin sitzt dabei still und demüthig; sie denkt weder an den geringen Lohn ihrer Arbeit, der kaum das dringendste Bedürfniß des Tages stillt, noch viel weniger an die reichen und vornehmen Damen in der Stadt, welche mit dieser ihrer mühevollen Arbeit sich schmücken und bei Sang und Klang und

Pracht und Lustleben ebenfalls nicht an die Thränen der armen Mädchen denken, die oft auf die Klüppeln niederfallen, wenn die Noth ein wenig gar zu groß im Hause werden will.

Die Dorel hatte noch fünf Geschwister und war achtzehn Jahre alt, als ich sie zum ersten Mal sah, und war so lieblich anzuschauen, wie eine Prinzessin in ihren Diamanten und Juwelen, obgleich ihr wollenes, rothes Röcklein und die blaue Schürze und das blüthenweiße Halstuch ihr ganzer Kleiderstaat war.

Eines Morgens, als eben die Geschwister auf der Wiese draußen ihre Spiele trieben, trat die Mutter zur Tochter und sprach: „Dorel, ich weiß nicht, was ich von dem Gottlieb denken soll; der thut ja gar nicht mehr, als wenn er Dein Bräutigam wär; sonst kam er alle Abende nach der Arbeit her zu uns, jetzt kaum ein, zwei Mal die Woche; und wenn er kommt, da redet er nicht und muscht nicht, und sitzt da als wär' er verrathen oder verkauft, und kann's gar nicht erwarten, daß er wieder fortkommt. Sag mal, Dorel, ich habe Dich schon lange fragen wollen, seid ihr denn uneins mit einander?“

„Ne, Mutterle,“ antwortete die Tochter ganz ruhig, und arbeitete ungestört fort: „Ich hab' ihm nichts zu leid gethan“

„Aber er Dir!“ fiel die Mutter schnell ein.

„S nun, wie Ihr's nehmt, Mutterle,“ erwiderte die Dorel. „Böse Worte hat er mir gerade auch nicht gesagt, aber freilich e bissel freundlicher könnte er mit mir sein. Ich denke aber immer, er weiß es gar nicht, wie ich ihn lieb habe, und wie ich mein Leben könnte für ihn geben; wenn er das wüßte, würde er anders gegen mich sein. Ich denke aber, er wird's schon noch lernen.“

„Ne, Kind!“ entgegnete die Mutter schnell und bedenklich: „Was e Häkel werden will, krümmt sich bei Zeiten. Dein Vater seliger war ganz anders mit mir, als wir Brautleut' mit 'nander waren; der hätt' mich auf den Händen getragen, hätt' ichs woll'n zugeben, und was er mir an den Augen konnt' absehen, das that er. Und so ist er auch geblieben sein Lebtag lang. Kind, fuhr sie mit mütterlicher Besorgtheit fort: jetzt ist's noch Zeit; ich würd' mich doch zu Tode grämen, wenn Du mit dem Gottlieb in Dein Unglück gingst!“

„Ihr seid zu ängstlich, Mutterle,“ antwortete die Tochter. „Der Gottlieb ist sonst ein gutes Gemüth. Wer weiß, was ihm jetzt in den Kopf gefahren ist.“

„Ja, das soll er Dir aber sagen, Dorel!“ entgegnete die Mutter. „Ein rechtschaffener Bräutigam behält nichts für sich, und drückt nicht so, wenn er neben seiner Braut sitzt, als wär'n 's Herz eingefroren. Ich laß mir's nicht nehmen, der

Gottlieb hat was, und ich werd's ihm sagen, wenn er kommt."

„Ne, Mutterle, das thut nicht;" bat die Tochter. „Er wöcht' böse werden, und das wär' mir doch gar nicht lieb."

„Der erste Verdruß ist besser, als der letzte," sagte die Mutter: „und wenn Du's nicht thust, thu' ich's. Das ist meine Schuldigkeit, Dorel; denkst Du denn nicht, daß ein Mutterherz das gar nicht mit ansehen kann? Und hab ich's nicht noch Deinem Vater seliger auf dem Sterbebette versprochen, daß ich Dich nicht soll ins Unglück gehen lassen, weil Du sein Augapfel warst?"

Die Erinnerung an den Vater, der seit einem Jahre in seinem Grabe von den Mühen und Lasten des Lebens ruhte, legte über Dorels Angesicht einen wehmüthigen Zug und machte sie willig und unterthan der Mutter. „Wenn Ihr meint, daß es geschehen muß," sagte sie, „nun so müßt Ihr's freilich thun; aber thut's nicht, wenn ich dabei bin."

Und dabei beruhigte sich die Mutter. Der Abend kam; die kleine blecherne Lampe mit ihrem gelben, fahlen Lichte stand auf dem Tische fast wie ein Todtenlämpchen in der Todtenkammer und warf seinen blaffen Schein auf Dorels Klöppelsack. Die Mutter machte das Feuer im Ofen an und die beiden ältesten Kinder schabten mit dem blechernen Eßstiele Kartoffeln zur Suppe, während die klei-

neren auf der Ofenbank neben einander saßen und mit kleinen Steinchen spielten. Da ging die Thüre auf und ein stämmiger Bursche von etwa vier und zwanzig Jahren trat ein, grüßte fast mit trotzigem Tone: guten Abend, und setzte sich in den noch freien Winkel auf der Ofenbank nieder.

„S guten Abend, Gottlieb!“ sagte die Mutter: „Willkommen!“

Die Dorel aber war blutroth geworden und warf die Klüppel mit ängstlicher Geschwindigkeit durch die Finger. „Guten Abend, Gottlieb,“ sagte auch sie, und schlug die Augen nieder.

„Nun wie gehts, Gottlieb?“ fragte endlich die Mutter, als dieser in einer bleiernen Ruhe verharrte und mit stillem Aerger vor sich hinsah.

„Na, wie soll's gehen,“ rief er aus. „'s thut besser sein.“

„Bist Du krank?“ fragte die Dorel schnell.

„Na, wie mer's nimmt,“ antwortete er gleichgültig.

Die Mutter hustete mehrmals und sah dabei scharf nach der Tochter; diese aber schien von beiden nichts zu merken und arbeitete in derselben immer merklichern Beklommenheit fort.

Nun trat wieder eine längere Pause ein. Die Kinder waren mit Kartoffelschaben fertig; das Feuer brannte lustig im Ofen, die Mutter schob den großen Topf in die Gluth hinein, hustete dann wie-

der, holte dann tief Athem und seufzte für sich hin: „Ach je!“ Der Gottlieb aber rührte sich nicht und saß da wie von Holz, und so verging wohl eine Viertelstunde, ohne daß ein eigentlich Gespräch zu Stande kam. Das wurde endlich der Mutter unerträglich. „Ne, Gottlieb,“ rief sie fast ärgerlich aus; „das nehmt mir nicht übel, aber Ihr thut ja, als ob Ihr gar ke Maul hätt'.“

„Na, wie mer's nimmt,“ wiederholte der Burfche.

„Ne, nicht wie mer's nimmt,“ fiel die Mutter schnell ein: „denn da weiß mer gar nicht, wie mer's nehmen soll, und es wär' gut, wenn Ihr sagtet, wie Ihr's nehmen thut.“

„Mutterle!“ sagte die Dorel mit bittendem Tone, „der Gottlieb ist gewiß müde von der Arbeit. Laßt'n nur erst e Biffel ausruhen. Die Suppe ist wohl bald gut, da will ich immer den Tisch decken.“

Sie stand nun auf, steckte die Klöppeln zu beiden Seiten in Ordnung, schlug um den Sack ein weißes Tüchlein und stellte ihn in den Winkel der Bank ans Fenster. Dann nahm sie aus dem Tischkasten ein Tuch, breitete es über den Tisch und legte dann acht blecherne runde Löffel herum. Dann nahm sie ein großes schwarzes Brot aus dem Wandschrank, schnitt davon zierliche Bissen in die große thönerne Schüssel und als dieselbe bald voll war,

streute sie Salz und Pfeffer darauf und sagte: „Mut-
terle, Ihr könnt nun ausschütten.“ Die Mutter
hob nun den großen Topf aus dem Ofen, quirlte
zuvor die zerkochten Kartoffeln zu einem flüssigen
Brei und goß dann die gelbe Suppe über das Brot
in der Schüssel; da schwammen die Stücklein an-
fangs wie schwarze verkohlte Fischlein im Leiche
herum, bald aber quollen sie auf und bildeten eine
so dichte Masse, daß Dorel Mühe hatte, mit dem
Löffel rührend auf und ab zu fahren.

Die fünf andern Kinder stellten sich nun um
den Tisch, ein jedes an seinem gewohnten Platze,
die Mutter zu den größern, die Dorel zu den klei-
nern und nur Gottlieb blieb in seinem Winkel sitzen
und rührte sich nicht. „Na, Gottlieb,“ fragte die
Mutter, „wollt Ihr denn nicht miteffen?“

„Ne,“ antwortete er. „Ich hab' heut schon
geessen!“

„Du könntst aber doch e'n Löffel mit essen,
Gottlieb,“ bat die Dorel.

„Ne,“ wiederholte er. „Wenn ich emal nicht
will, da ist's gut.“

Die Mutter biß sich vor Aerger auf die Lip-
pen und hatte große Mühe mit sich selber, um
nicht mit ihrer Herzensmeinung herauszufahren.
Die Dorel aber sah gar traurig aus, faltete dann
ihre Hände und betete: „Herr Gott, himmlischer
Vater, segne uns und diese deine Gaben, die wir

von deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.“

Der Gottlieb war anfangs noch während des Gebetes sitzen geblieben; aber mitten im selben hatte er sich doch auch erhoben und die Hände zusammengelegt; es war, als könnte er bei all' seinem Troste doch dem Gebete nicht widerstehen. Darauf aber setzte er sich wieder in seinen Winkel nieder und rührte sich nicht und rebete nicht, wie zuvor.

Als nun die sieben runden Töffel zu gleicher Zeit in die Schüssel fuhren, und wenigstens bei den jüngern Kindern bis an den Rand gefüllt den Rückweg zum Munde nahmen, hätte man sagen mögen, daß man den sieben Suppeneffern nicht erst guten Appetit zu wünschen brauche. Und doch wollte es der Dorel nicht schmecken; sie fischte oft in der Schüssel herum, als suche sie nach einem besondern schwarzen Brotsfchlein, und wenn sie's hatte, ließ sie es wieder entwischen, und führte oft so wenig zum Munde, als gälte es, ein Wöglein im Neste zu füttern. Die Mutter aß zwar, aber man sah es ihr an, es schmeckte ihr nicht recht; dabei warf sie zuweilen finstere fragende Blicke auf den Gottlieb. Der aber war auf den Gedanken gekommen, Tafelmusik zu machen; er flüßerte mit halbgeöffneten Lippen ein Rondo oder eine Menuette eigener Composition vor sich hin und trommelte dabei mit den Fingern auf der Ofenbank.

„Wo habt Ihr denn das neue Liedel her, Gottlieb?“ fragte endlich die Mutter mit mühsam verhaltenem Aerger. „Das habt Ihr wohl gar selber gemacht?“

„Na, wie mer's nimmt!“ antwortete der Gottlieb und flüßerte und trommelte fort. Darauf trat wieder eine große Pause ein, während welcher nur die Blechbüffel der Kinder laut wurden, wenn sie zu Boden der Schüssel fuhren, um mit kunstreicher Wendung die Reige vollends auszuschöpfen. Das Abendessen war vollendet; die Kinder reinigten mit ihren feuerrothen spizen Zünglein den Büffel innen und außen bis auf die Hälfte des Stieles, antworteten auf die Frage der Mutter: „Kinderle, seider satt?“ halblaut und wie es schien nicht ganz der Wahrheit gemäß: „Ja, Mutterle,“ legten ihre Büffel in die Schüssel und standen auf um sich zum Gebete zu schicken.

Da nahm die Dorel wieder das Wort und sprach: „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du unser Gast gewesen bist.“ Die Mutter aber fügte schnell noch bei:

„Vor einem bösen schnellen Tod
Behüt' uns lieber Herrre Gott!“ Amen.

Die Dorel wollte nun den Tisch abräumen, aber die Mutter wehrte es ihr und sprach: „Dorel, das will ich heute selber machen; geh Du und bring die Kinder zu Bette.“

Die Dorel wußte gleich, warum die Mutter sie mit den Geschwistern aus der Stube haben wollte; sie zitterte vor dem Gedanken, es möchte zwischen ihrer Mutter und ihrem Bräutigam zu einer nicht ganz ruhigen Erklärung kommen; sie wäre gern geblieben, aber ein ernstgebietender Blick der Mutter nöthigte sie zum unbedingten Gehorsam. Sie nahm nun die kleineren Geschwister bei der Hand, den fünfjährigen Friße, einen schwächlichen Knaben, auf den Arm, ließ die anderen vorausgehen und verließ mit schwerem Herzen das Zimmer.

Raum war sie fort, so erhob sich auch der Gottlieb und wollte zur Thüre hinaus.

„I wohin denn so schnell, Gottlieb?“ fragte die Wittve. „Es wär' mir lieb, wenn Ihr noch e Bissel bleibt, ich hab' was mit Euch zu reden.“

„So?“ rief der aus. „Ich wüßte nicht was!“ Setzte aber schnell hinzu: „Ihr denkt wohl ich hab's nicht gemerkt, wie Ihr auf mich gestichelt habt?“

„Daß ich nicht wüßt!“ antwortete die Mutter. „Ich wollt's vielmehr erst jetzt thun!“

„Na,“ fuhr der Gottlieb etwas eifriger fort: „was wollt Ihr denn sagen mit dem bösen schnellen Tod; Ihr habt doch sonst nicht so gebet't! Warum denn gerade heute?“

„Nu, es fiel mir gerade so ein,“ erwiderte die Hausfrau. „Ich dacht' so in meinen Gedanken,

wir sind Alle sterblich, und heute roth, morgen todt und Manchem wird der hölzerne Stock angemessen, wenn er'n Sonntagßbrustflaz beim Schneider bestellt hat. Und 's giebt manche Leute, die nicht ersterben können, weil sie was auf dem Herzen haben und ich denke immer, eine Weichte auf der Ofenbank ist leichter und besser als auf dem Sterbebett'. Und da denk ich eben, setzt Euch nur noch e Bissel nieder."

Gottlieb war von dieser Rede mehr betroffen, als er wollte merken lassen; er ging unruhig und zweifelhaft, was er zu thun oder zu sagen habe, auf und nieder und fand's endlich für's Beste zu schweigen. Da mußte nun freilich die Hausfrau aufs Neue beginnen, das eingefrorene Gemüth aufzuweichen; sie ergriff diesmal ein anderes Mittel; sie rebete im Tone mütterlicher Besorgtheit und herzlicher Güte und sprach: „Gottlieb, Ihr seid seit einigen Wochen anders, als sonst. Ihr kommt selten zu uns, und wenn Ihr kommt, macht Ihr's wie heute, Ihr red't nicht und thut als wäre meine Dorel nicht Eure verlobte Braut, sondern e steinfremdes Rädel. Ihr habt was gegen mein Kind, und ich laß Euch heute nicht eher fort, als bis Ihr mir gesagt habt, was vorgefallen ist. Nun antwortet mir: Hat Euch die Dorel was zu leid gethan?"

„Ja," antwortete der Bursch fast trotzig.

„Wirklich?“ rief die Mutter erschreckt aus.
„Nun, was denn?“

Der Bursche zögerte eine Weile; endlich sagte er: „Sie ist auch nicht mehr wie sonst; und 's muß ja nicht sein. Ich krieg' schon noch 'ne andere.“

„Ja, ja Gottlieb, da habt Ihr Recht,“ entgegnete die Mutter etwas hitzig. „So denk ich auch, 's muß nicht sein und die Dorel kriegt wohl auch noch 'n Andern. Aber 's ist nicht nur so, daß man Jemanden schlecht macht, man muß auch beweisen was man sagt. Die Dorel wär' nicht mehr wie sonst, spricht Ihr; das ist eine Lüge, Gottlieb, wenn Ihr mir's nicht übel nehmt. Die Dorel ist e gut Kind vor wie nach, und den Bräutigam möcht ich sehen, der seiner Braut so wenig nachsagen könnte, wie Ihr der Dorel. Was hat sie Euch denn gethan?“

„Na, da will ich's nur geradezu sagen,“ antwortete der Bursche. „Die Dorel hat e Andern.“

„Ihr schändlicher Lügner,“ rief die Mutter empört aus. „Ihr seht mein Kind gar nicht werth. Die Dorel hätt' en Andern? Wen denn? Das Kind kommt nicht en Schritt zur Thür raus, und zu uns kommt Niemand, als Ihr. Ne, ich will's Euch besser sagen, wie die Sache steht, Ihr habt 'ne Andere; mei Mäd'el ist euch zu arm und zu einfach. Ihr wollt eine haben, die mit Euch zu Lange geht, die mit Euch großthut und 'rumläuft;

und weil das die Dorel nicht thut, weil sie hier ordentlich und rechtschaffen lebt und sich's sauer werden läßt von früh bis in die Nacht und trägt sich nicht wie die Stadtleute, so habt Ihr Euch an den Schnelber Wenzel seine gemacht, an die Lise, oder Lischen, wie sie sich selber nennen thut, weil ihr die Lise zu schlecht ist. Und weil ich einmal in's Neben gekommen bin, so will ich Euch gleich auch noch die Klunkern aus der Schüssel zu essen geben. Wißt Ihr, Gottlieb, warum Euch eigentlich die Dorel zuwider geworden ist? Sie ist Euch zu rechtschaffen und zu keusch und züchtig gewesen."

Als hier der Bursche wild und unmanierlich zu brummen begann, fuhr die Mutter schnell fort: „Ich bitt' Euch, seid um Gotteswillen still; die Dorel hat mir's nicht gesagt, denn die ist zu sittsam und zu verschämt dazu; aber die Wände haben Ohren und es ist nichts so fein gesponnen es kommt doch endlich an die Sonnen!"

Gottlieb zog ein wildes, trotziges Gesicht und sagte: „Na, 's muß doch nicht sein mit der Betteldore, die kaum 's Hemd auf dem Leib hat. Ich hätt's so nur aus Mitleid gethan, wenn ich sie genommen hätt."

„Ihr armer, elender Mensch!" rief die Mutter im Schmerze des Mitleids aus. „Ihr nennt mein Kind die Betteldore, weil sie nichts hat, als

was sie sich mit ihrer Hände Arbeit verdient, und weil Ihr e Häusel von Eurem Vater geerbt habt, daß zur Hälfte andern Leuten gehört. Nehmt Euch in Acht, daß Euch der Arm Gottes nicht ergreift und ins Elend hinausstößt. Verstockt seid Ihr genug dazu; statt daß Ihr sagen sollt, nehmt's nicht übel, daß ich so ein schlechter Mensch gewesen bin und ich seh's ein, daß ich die Dorel gar nicht werth bin, und wenn die Dorel mir wollte meine Sünden vergeben, so wollte ich dem lieben Gott danken und ein ganz andrer Mensch werden, das wär' die Sprache die Euch gar wohl anständ'; aber statt dessen zieht Ihr Euch trotziges Gemüth wie eine giftige Schlange zusammen und wollt die Hand beißen, die Euch füttert und streichelt. Na fahrt nur so fort, Ihr seid auf dem besten Wege ins Elend. Und Abschied braucht Ihr von der Dorel auch nicht zu nehmen, ich will das selber besorgen und Euch die Schande ersparen!"

Der Burjke hatte ordentlichen Schaum vor dem Munde, so war er von den Vorwürfen der Hausfrau erbittert; er machte mehrmals Versuche sich zu vertheidigen; aber da er es nur zu einzelnen abgebrochenen und unverständlichen Ausrufungen brachte, fand er's zulezt fürs Beste, mit großen Schritten das Zimmer zu verlassen und die Thüre so heftig hinter sich zuzuschlagen, daß die blechernen Löffel in der Schüssel klinkten.

„Gott erbarme sich Deiner!“ rief ihm die Wittwe nach, und trocknete sich mit der Schürze die Augen: „Gott gebe nur, daß mein armes Kind sich beruhigt!“

Die Dorel war unterdeß mit ihren Geschwistern in die Schlafkammer gegangen, um die Kleinen zu Bette zu bringen. Die Ältern mußten sich selber auskleiden und waschen, bei den Jüngern that die Dorel beides. Und als nun die Geschwister in ihren Bettlein sich befanden, forderte sie sie zum Gebete auf; ließ Jeden sein Sprüchlein hersagen und fing bei dem kleinen Frixel an. Sonst hatte sie immer selber so andächtig mit gebetet, und den Kleinen, wenn sie in ihren Sprüchlein stecken blieben, gleich ausgeholfen. Aber heute konnte das arme Mädchen durchaus in keine Gebetsstimmung kommen; sie überhörte was falsch war, sie merkte es nicht, wenn ein Geschwister nicht weiter konnte und erwachte wie aus dem Traume, wenn ihr eins oder das andere der Kinder zurief: „Dorel, der Frix bet't falsch!“

Ihr ganzes Herz war unten im Zimmer, und eine große Angst hatte sich ihrer bewältigt. Sie wäre gern wieder hinabgegangen; aber so ungern sie auch das Zimmer verlassen hatte, so hatte sie doch jetzt größere Furcht, dasselbe wieder zu betre-

ten. Jetzt erschütterte auf einmal ein gewaltiger Schlag das Haus; sie hörte dann die Stimme Gottliebs und darauf einen zweiten Schlag an der Hausthüre.

„Um Gottes willen,“ rief sie aus, „da ist ein Unglück geschehen,“ und eilte nun hinab zur Mutter. „Mutterle,“ rief sie dieser zu, „ich bitt Euch um Gottes willen, was ist denn geschehen? der Gottlieb ist fort?“

„Ja, Dorel,“ antwortete die Mutter: „und ich denke, er wird wohl auch nicht wiederkommen.“

„Das habt Ihr nun davon!“ rief die Dorel und weinte laut dazu.

„Kind, spare Deine Thränen,“ fuhr nun die Mutter fort; „der Gottlieb ist's nicht werth, daß Du nur e Tröpfel Wasser um ihn vergießt. Ich danke meinem Gott im Himmel, daß die Sache so gekommen ist, mit so 'nen Menschen, wie der Gottlieb ist, hättest Du die Hölle auf Erden gehabt.“

„Ach, Ihr thut'n Unrecht, Mutterle,“ entgegnete die Tochter: „Ob's ist er nicht und ich hab'n doch so lieb, daß mir's ist, als hätt' ich e Stück von meinem Herzen eingebüßt.“

„Dorel,“ sprach die Mutter versöhnlich weiter: „Siehste, ich kann Dir die Sache gar nicht so auseinandersetzen, wie sie eigentlich ist; ich hab's Herz nicht dazu, weil ich mich vor Dir schämen thu. Du armes unschuldiges Kind weißt gar nicht

was der Gottlieb für eine Seele hat. Ich sag Dir nur so viel, der Gottlieb hat kein gutes Gemüth und wenn Du denkst, er hat Dich rechtschaffen lieb, da irrst Du Dich ganz. Er hat mir und Dir unsere Armuth vorgeworfen, er hat Dich die Betteldore genannt, er hat gesagt, daß er Dich nur aus Mitleid genommen hätte, und das Alles, weil, — ne, Kind, ich bring's nicht über meine Lippen. Statt daß ein rechtschaffner Bräutigam wegen so was seine Braut nur zehnmal lieber hätte haben sollen, weil sie noch was auf Zucht und Ordnung hält, ist er giftig und böshast darüber, und mein Kind, das kannst Du glauben, wer seiner Braut oder seiner Frau die Armuth vorwirft, der ist ein schlechter Mensch. Meinetwegen hätt' er von Dir noch was Anders sagen können, es möchte nun wahr gewesen sein oder nicht, das hätt' nicht viel zu bedeuten gehabt und unter Brautleuten ist manchmal so ein kleiner Sauf und Häfeln wie eine frische Kohle ins Becken, die Hitze wird nur größer; aber Dorel, in dem Wort: Betteldore liegt ein grundverdorbenes, böses Gemüth, und er braucht Dir gar nichts weiter zu sagen oder zu thun, sein schlechtes Herz ist aufgedeckt. Wirst Du Dich nun zufrieden geben, mein Kind?"

Dorel schüttelte den Kopf und trocknete sich unaufhörlich ihre Augen. „Mutter“ sagte sie endlich, „nehmt mir's nicht übel, aber vielleicht habt

Ihr ihm e Düssel zu hart ins Gemüth gereth't; und da hat er im Aetger das Wort gesagt."

„Ne, mein Kind," entgegnete die Mutter. „Ich hab'n zwar nicht zu fein behandelt, aber nur erst, als er selber schlechte Reden geführt hatte. Denk doch nur selber, wie er sich heut aufgeführt hat, als er kam! Thut er nicht wie ein wildfremder Mensch, wie eine Einquartierung im Kriege? Hätt' er sich nicht schon vor mir schämen müssen?"

„Ihr mögt wohl Recht haben, Mutterle," erwiderte die Tochter, „aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir, als hätt' ich den Gottlieb nun erst recht lieb, und als müßt ich Alles thun, daß er wieder zu uns kommt."

„Ne, mein Kind," wiederholte die Mutter, ernstlich den Kopf schüttelnd. „Mit dem Gottlieb ist's aus, und 's muß aus sein. Wir sind arm, blutarth und wissen manchmal nicht, wie wir mit der Herde Kinder durchkommen sollen, und wenn Du nicht so rechtschaffen mit für Deine Geschwister sorgtest, wär's gar nicht auszuhalten, und der Gottlieb könnte dann eher recht haben, wenn er uns Bettelvolk titulirte. Aber so weit sind wir noch nicht, und der Arme hat auch seine Ehre und wenn ich's erleben sollt', Dorel, daß Du Dich dem Gottlieb an den Hals wirffst, meiner Seele, ich gränzte mich zu Tode."

Die Dorel wurde bei diesen Worten über und

über roth. „Ne, Mutterle,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „so mein' ich's auch nicht, und ich könnt' eher sterben, als dem Gottlieb nachlaufen; aber Gott verzeih' mir meine Sünde, wenn's eine ist, ich kann mir nicht helfen; ich habe den Gottlieb noch nicht so lieb gehabt, als wie jetzt; nicht, als ob ich 'n haben mücht, da ist der liebe Gott mein Zeuge, aber — ich weiß selber nicht warum; wenn ich's recht sagen soll, so muß ich sprechen: er dauert mich, daß er so ist, und darum hab' ich'n so lieb!“

„Wenn Du's so meinst, Dorel, hab' ich nichts derwider,“ versicherte die Mutter. „Ich bedaure ihn auch von Grund der Seele; denn das ist doch klar, wie die liebe Sonne am Himmel, daß der arme Mensch seinem Unglück entgegen rennt, wenn sich Gott nicht noch seiner erbarmt.“

„Eben deshalb,“ fiel Dorel schnell ein, da ihr diese letzte Aeußerung der Mutter mehr Muth zum Reden gemacht zu haben schien: „Eben deshalb, Mutterle, denk ich, daß wir was thun müssen. Der liebe Gott, das steht in der Schrift, erbarmt sich aller seiner Kinder; aber er thut's doch allemal durch andere Leute; und mir ist's nun eben, als wollt's der liebe Gott haben, daß ich mich des Gottlieb erbarmen sollt.“

„Ja nu wie denn?“ fragte die Mutter: „Was willst Du denn da thun? Du kannst'n doch nicht

nachlaufen, wir kñan's 'n doch auch nicht sagen lassen, daß er wieder herkommen soll. Ich weiß nicht, wie Du das meinst, Dorel."

„Und ich kann's Euch allerwelle auch nicht sagen,“ fuhr die Tochter fort. „Es fällt mir aber der schöne Spruch ein:

Weg' hast du aller Wegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein Wirken darf nicht ruhn,
Wenn du was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und da denk ich nun, der liebe Gott wird mir's schon noch sagen, was ich thun soll. Eins weiß ich schon, und das werde ich heute Abend noch thun."

„Nu,“ fragte die Mutter, „was denn?“

„Ich werde für'n beten,“ antwortete die Dorel und fing dabei an zu weinen.

Die Mutter war von diesem Worte ihrer Tochter auch ergriffen und sie war in Verlegenheit, was sie darauf antworten sollte, als sie die Hausthüre öffnen und Jemanden eintreten hörte.

„Um Gottes willen!“ rief die Dorel aus und ward bleich vor Angst und Schreck: „Wenn das der Gottlieb wäre.“

„Da bist Du sicher, mein Kind,“ beruhigte die Mutter. „Da müßt'n entweder der gute oder der böse Geist herführen; aber für den guten Geist ist's noch zu bald, und für den bösen ist der Gotteslieb doch wohl noch nicht schlecht genug!“

Mutter und Tochter waren aber ihrer Sorge völlig überhoben, als die Thüre aufging und ein Mädchen, etwa im Alter der Dorel, aber von gebrechlichem Körperbau und mit hinkendem Fuße hereintrat.

„Guten Abend, mit'nander!“ sagte das Mädchen in einer weichen, gutmüthigen Stimme. „Ihr nehmt's doch nicht übel, wenn ich e Bissel zu Euch zu Kocken komm'?“

„Ne, Minel,“ antworteten Mutter und Tochter zugleich und reichten ihr die Hand zum Willkommen; die Mutter setzte noch hinzu: „'s ist bald, als ob Dich der liebe Gott heut herführt; denn so froh bin ich lang's nicht gewesen, daß uns Jemand besucht, als heute. Setz Dich, Minel, auf die Ofenbank; wir wollen den Tisch mehr ranschobert, daß Du Dich mit Dekteln lahnren Fuß aufs Bänkel stellen kannst.“

Die Minel zog nun unter dem Arme ein verdecktes Packet hervor, nahm die Hülle weg und setzte ihren Appelsack, denn der war's, auf den Tisch. Dann setzte die Mutter ein kleines, halbellenes hohes Bänken daneben, stellte die kleine ble-

ihre Lampe oben drauf, vertheilte das Licht so, daß sowohl die beiden Köpplerinnen, wie sie selber dabei noch sehen konnte, brachte dann einen ganzen Arm voll von Gdlein, Strümpfen und Hemden herbei und begann ihre mühsame Stoff- und Flickarbeit, während in den Händen der beiden Mädchen die hohlen Düten klagen und tippelten, als lief eine kleine Armee Zwerge mit hölzernen Pantoffeln über den Tisch.

Die armen Mädchen; sie kamen zu einander, um sich ein wenig zu erholen und zu vergnügen, und sie vergnügten sich durch Arbeit, durch dieselbe Arbeit, die sie schon den ganzen Tag über gethan hatten. Die armen, nein die glücklichen Mädchen, denen die Arbeit solche Freude macht, daß sie dieselben wie eine Erholung zur Hand nehmen. Man darf gar nicht an die Abendbesuche der reichen und vornehmen Leute denken, denen oft die Abendgesellschaft die einzige Tagesbeschäftigung ist, und die bei aller Pracht und Herrlichkeit und allen feinen Genüssen in Spasie und Frank, doch nicht eine Ahnung haben von dem stillen Glück des Familienlebens. Aber Gott ist weise und gerecht; und wenn die einzige und volle Entschädigung der Armen für die Entbehrungen der vornehmen Weltfremden nur eben das stille häusliche Glück, die Fröhlichkeit bei einem Glas Wasser oder wenn's hoch kommt, bei einer Tasse Runkelrübenkaffee, wäre,

so wäre das schon Fluch und Strafe für die Mammons- und Weltleute genug.

„Ich dachte, der Gottlieb wär bei Euch,“ sagte jetzt die Minel, aber in einem Tone, der merken ließ, daß sie's besser wisse.

„Ne, der ist nicht da!“ entgegnete die Mutter und setzte mit scharfem Tone hinzu: „Wenn d'n hab'n willst, Minel, die Dorel ist's zufrieden.“

„Ne, ne!“ rief die Minel lachend aus, „da käm' ich zu spät.“

„Aber wenn's die Dorel zufrieden ist?“ fragte die Mutter.

„Na eben, da käm' ich zu spät!“ wiederholte das Mädchen.

„Das ist nicht hübsch von Dir geredt!“ fiel nun die Dorel mit niedergeschlagenen Augen ein. „Und was willst Du denn eigentlich damit sagen?“

Das Mädchen schwieg einige Augenblicke in stehbarer Verlegenheit und sagte endlich: „Dorel, ich möcht' Niemandem bösen Leumund machen, obgleich ich keine Sünde thät', wenn's wahr wär'. Und meine Mutter seliger hat oft gesagt: 's schwarz machen wär' leicht, aber wieder weißmachen wär' schwer.“

„Ne, ne, Minel, so könnste nicht durch,“ warf die Dorel eifrig und mit hochgerötheten Wangen ein. „Du hast was, und Du weißt was, und

Du mußt mir's sagen. Und wenn mer's recht bedenkt, haste eigentlich schon schwarz gemacht."

„Ja, ja," setzte die Mutter schnell hinzu: „es kommt eben recht, wenn Du was hast, Winel, und gute Freunde und getreue Nachbarn verheimlichen sich gar nichts!

„Nu, wenn Ihr wollt, so muß ich wohl," fuhr nun das Mädchen fort. „Weiß Gott's thut mir weh, ihr könnt mir's glauben, aber 's ist auch gar zu schlecht. Als ich daher ging zu euch, ging der Gottlieb bei mir vorbei; ich erkannt'n gleich, obs gleich finster war; aber er red'te so laut vor sich hin, und seine Stimme ist mir bekannt, und er sagte: Warte nur, Jungferle, dich will ich schon noch kriegen! Ich dacht' erst, er thät auf mich räsonniren, aber er muß mich gar nicht gesehen haben; denn husch war er weg, und wo ging er hin? Zum Schneider Wenzel 'nein!"

„Ja, ja," sagte die Mutter: „das hab ich gedacht; die Wenzel Lise paßt ganz fer'n."

„Mutter, Ihr thut'n unrecht!" sagte die Dorrel mit schwankender Stimme.

„Ne, mein Kind," fuhr die Mutter fort: „da 's nun einmal 'raus ist, so will ich Dir's nur sagen, die Leute reden schon vor vierzehn Tagen davon."

„Und am Sonntage," setzte die Winel schnell hinzu: „ist er mit der Lise zu Lang gewesen, und

ich hab's selber gesehn, wie er ihr e Glas Bier gebracht hat, weil sie kein' Schnapps trinken wollt'."

Bei dieser Erzählung stürzten der armen Dorel die Thränen aus den Augen, die ihre hochgerötheten Wangen benezten, während sie jetzt mit allem Eifer die Klöppel durch ihre Finger laufen ließ. Und das war auch ihre einzige Antwort.

„Nu Dorel,“ sagte endlich die Mutter, da ihr das Stillschwelgen zu lange dauerte: „Ich hab' Dir schon gesagt, der Gottlieb ist kein Tröpfle Wasser werth; also sei ruhig, mein Kind, laß'n laufen, den schlechten Menschen.“

„Du red' nur,“ fuhr sie fast ängstlich fort, als die Tochter still fortweinte und arbeitete — „red' nur, Dorel, 's wird Einem ja ganz angst dabei!“

„Was soll ich reden, Mutterle?“ fragte die Dorel. „Ihr habt ja selber gesagt, ich soll mich zufrieden geben.“

„Ja, Kind,“ entgegnete die Mutter, „aber das thust Du ja nicht. Jedes Tröpfle Wasser ist schade um den Menschen, Du wüßt's denn seine Sünden damit abwaschen wollen; aber das wär' für'n besser, wenn er's selber thät.“

„Mutterle,“ sprach die Tochter mit halberstarker Stimme: „Ich weins, weil er mich dauert. Er ist sonst so e gut's Gemüth gewesen, und ich

kann mir gar nicht denken, daß er mit einem Mal so schlecht werden könnt'."

„E gut's Gemüth?" fragte die Minel zweifelhaft. „Na, wie mers nimmt, Dorel, aber ich will Dich nicht kränken. Aber weil ihr nun einmal aus einander gekommen seid, so kann ich Dir wohl sagen, der Gottlieb ist mir immer zuwider gewesen; er denkt, weil er von seinem Vater seliger e Häufel hat, und e Scheffel Geld, da kann er alle Leute über die Achsel ansehen, und die Stellmacherei treibt er auch nur so, als wenn er's gar nicht nöthig hätt'. Und du lieber Gott, die Leute sagen alle, er wird bald damit fertig werden, wenn er so fortfährt."

„Ihr wollt nun einmal heute den armen Gottlieb schlecht machen," entgegnete die Dorel. „Und ich bleib doch dabei, er ist eigentlich e gut's Gemüth; und wer weiß, wer'n verführt hat."

„Reinetwegen, e gut's Gemüth, aber e leichtsinnig Geblüt," setzte die Mutter schnell hinzu. „Ich hab'n erst recht kennen lernen, seitdem ihr mit 'nander verlobt wart. Und ich hab Dir's nicht gesagt, Dorel, aber ich hab' manchmal im Stillen gedacht, wenn's doch nicht wär'. Darum mein Kind, sprech ich, Du mußt Gott noch danken, daß es so geworden ist, und der liebe Gott wird Dich deshalb nicht verlassen. Besser ledig, als unglücklich mit einem Manne."

„Ja, das sag ich auch,“ sprach die lahme Minel: „ob ich gleich weiß, daß mich gar Niemand haben will. Aber den Trost kann ich mir doch annehmen.“

Die Mutter mochte jetzt merken, daß es ihrer armen Tochter peinlich sei, noch länger über den traurigen Vorfall zu reden; sie begann deshalb ein anderes Gespräch, das sie freilich nur mit der Minel fast ganz allein fortführte, denn die Dorel war in tiefes, schmerzliches Schweigen versunken. Und als die zehnte Stunde nahe war und die Minel ihren Klöppelsack bei Seite schob, ließ es die Dorel ruhig geschehen, während sie sonst die Freundin stets noch ein wenig zu halten suchte. Als die Minel fort war, ging die Mutter auf ihre Tochter zu, nahm sie bei der Hand und sprach: „Dorel, stell's dem lieben Gott anheim! Du weißt ja, es kann uns nichts geschehen, als was Gott uns ersehen, und mit Sorgen und mit Grämen läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein. Gute Nacht, mein Kind, der liebe Gott stärke Dich!“

Da fiel die Dorel der Mutter um den Hals, weinte laut und sprach: „Mutterle, seib mir nicht böse, aber ich kann dem Gottlieb nicht gram sein!“ und ging dann weinend in ihr Kämmerlein.

Die Rinzel hatte allerdings recht gesehen. Als der Gottlieb mit großem Gebräuse das Zimmer verlassen hatte, war er eine kurze Zeit noch an der Hausthüre stehen geblieben, unschlüssig, was er nun gleich thun sollte. Endlich war er den gewöhnlichen Weg der Weltleute gegangen, wenn ihnen was nicht recht ist, und wovon sie in der Regel ganz allein die Schuld tragen; er ging ins Wirthshaus, um mit einem Fläschlein gebrannten Wasser, oder vielmehr gebrannten Oefte die empörten Wogen seines Gemüthes zu beschwichtigen.

Als er in die Wirthsstube trat, saß nur eine einzige Person am großen Tische, und hatte vor sich ein Fläschlein jenes feurigen Wassers, das erpress zur Berührung der Leibes- und der Seelenkraft erfunden worden zu sein scheint. Der Mann aber am Tische war eine gar angesehene Person im Dörflein. Seiner äußeren Gestalt nach freilich weniger; er war bager und mager, wie ein ausgetrockneter Aal; die ganze Gesichtshaut war wie eingelaufen und zerrte die Backenknochen sichtbarlich zusammen und hatte eine schmutzig gelbe Farbe; nur die Nase schien sich im Besiz des ihr zukommenden Theils von Fleisch erhalten zu haben; sie hatte in der Form etwas Kühnes, adlermäßiges und bogte mit der Spitze ein wenig nach dem Munde hinein. Das schäbige schwarzsammtne Wammis, so wie die schwarzen Antehöcklein, die mit einer

blinkenden Schnalle unter'm Knie festgehalten wurden, hatten Falten über Falten zum Zeichen, daß diese Kleider noch aus einer Zeit herstammten, wo der Besizer und Träger derselben noch etwas zuzusetzen hatte. Am Auffallendsten war diese Vertrocknung des Leibes an den Armen zu sehen, hienormal die Ellenbogen sich so spitz vorschoben, als müßten sie dem Träbe den nöthigen Platz machen.

Also in der äußern Hülle lag das Respektable nicht; desto mehr aber in allen Mienen und Gebarden, soweit nur eine selbstständige, ihrer Kraft und Würde sich bewußte Seele die in den Gliedmaßen auszudrücken vermag. Die Bewegungen der Hände hatten etwas Sicheres und Gehirtendes; ein würdevoller Ernst lagerte sich über das pergamentene Angesicht und vor Allem in den Augen war eine Hoheit und ein Selbstbewußtsein zu schauen, wie es allen großen Männern eigen ist.

Und dieser Mann war niemand anders, als der Schneider Wenzel, oder wie er sich selber nannte der Gerichtschöppe Wenzel. Als Gottlieb eintrat, schien es ihm fast nicht recht zu sein, daß gerade dieser Mann da war; er machte Miene wieder umzukehren, setzte sich aber doch an den Tisch, gegenüber dem Gaste und brummte ihm etwas unverständlich einen guten Abend zu.

„Guten Abend!“ erwiderte der Schneider, füllte das Gläslein und reichte es mit herablassender

Freundlichkeit dem Barfschen. Dieser warf schnell einen Schalck hinter, präsentirte es dann dem Schneider, gab ihm die Hand und sagte: „Schön Dank!“

„Na, wie geht's?“ fragte der Schneider: „Ihr seht e Bissel wetterwend'sch aus; habt Ihr Euch vielleicht mit der Dorel gezannt?“

„Wie meint Ihr das?“ brauste Gottlieb auf, der aus dieser Frage abnehmen mußte, daß der Schneider Alles wisse, was eben vorgegangen war.

„Soho!“ rief Wenzel majestätisch aus. „Nur mit Respekt, junger Freund. Ich bin weit in der Welt gewest, und hab' mit den höchsten Herrschaften verkehrt, ich weiß, was Lebensart ist. Ich hab's ja an mir selber gesehn, daß unter Brauteuten nicht immer die Sonne scheint. Und die Dorel führt ein strenges Regiment; e Bissel stolz ist sie ohnedem, da kann leicht so ein kleines Wetter kommen. Uebrigens, — setzte er mit plözlich geändertem, freundlichem, zutraulichem Tone hinzu, — übrigens nichts für ungut, Gottlieb. Ihr wißet, ich mache gern Spaß.“

„Das ist aber e schlechter Spaß, Meister!“ entgegnete der Gottlieb verdrießlich; klopfte dann mit der Faust auf den Tisch und rief der Wirthin zu: „Geda, en Schnapps! Kännel! Oder ne: spanisch Bittern, der past heut für mich!“

Meister Wenzel war ein schlauer Fuchs; wonn
Bildenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. II. Bd. 3

ihm auch natürlicher Weise das Ereigniß im Hause der Wittve fremd gewesen war, so hatte ihm doch das ganze Benehmen Gottliebs gar bald die Ueberzeugung aufgedrungen, daß etwas Ernstliches zwischen den Brautleuten vorgefallen sein mußte und Wenzel war der Mann darnach, dies zu seinem Vortheil zu benutzen.

„Ich hab Euch schon gesagt,“ fuhr er nun freundlich fort: „Nichts für ungut; aber nehmt mirs nicht übel, Ihr kommt mir heut ganz verdreht vor. Es muß Euch Jemand geärgert haben, und das tüchtig; denn man steht's Euch an. Und da Ihr wißt, ohne Ruhm zu melden, daß ich immer große Stücke auf Euch gehalten hab', weil Ihr so ein respectabler junger Bursche seid, wie selten Einer, so seht Ihr doch ein, daß es mir nicht einerlei sein kann, wenn Euch Jemand was zu leid gethan hat. Und ich bin weit in der Welt geweest und habe mit den höchsten Herrschaften verkehrt.“

„Na, wie mer's nimmt!“ entgegnete Gottlieb mit seiner Lieblingsphrase. „Ich will's Euch nur gerade zu sagen, mit mir und der Dorel ist's aus!“

„Ach!“ rief Wenzel mit lachendem Erstaunen aus: „Macht keinen Spaß mit mir, Gottlieb, das ist doch gar nicht möglich!“

„'s ist aber so!“ versicherte der Bursche und schlug dabei mit beiden Fäusten auf den Tisch.

„Ich hab' se nu kennen gelernt“ — fuhr er mit zorniger Verachtung fort: „Und vollends die Mutter dazu, das ist 'ne saubere Gesellschaft! Ne, 's ist aus, ganz aus!“

„Ne, da hätt' ich doch eher Himmels Einfall erwartet, als so was!“ sagte der Schneider und fuhr dann in schlauem Tone fort: „Freilich, wenn Ihr von der Mutter red't, da kann ich Euch nicht ganz unrecht geben. Ich hab' die Frau nimmer recht leiden können; sie weiß Alles besser, und meiner Seele, wenn man so ihr Gethue sieht, möcht man glauben, sie hätt' alle Risten und Kasten voll, und du lieber Gott, ich weiß am Besten, daß die Dorel eigentlich die ganze Familie erhalten muß. Freilich die Dorel,“ lenkte er begütigend ein — „das ist eigentlich so von Ansehn e feins und straffes Mädel, aber ich kann mir nicht helfen, sie thut wie 'ne Prinzessin, daß man ihr allemal zehn Schritte weit ausweichen möcht, wenn sie einem begegnet. Und du lieber Gott, ich weiß doch am Besten, wo's fehlt.“

„Ne, und die Alte!“ sprach Gottlieb mehr im Selbstgespräch vor sich hin. „Mit der Dorel wär' am Ende immer noch auszukommen, aber die Alte! Nu, euch will ich schon noch kriegen.“

„Na, ich weiß nicht!“ entgegnete der Schneider mit kluger Miene: „So weit ich die Dorel kenne, hat sie was sehr Apartes und in der Kirche

sitzt sie da, gerade wie eine Heilige, und thut mit Beten und Sagen, als macht' sie's ganz alleine. Ne, Gottlieb, ich bin weit in der Welt geweest, ich hab' mit den höchsten Herrschaften verkehrt, ich hab' die Menschen kennen lernen, ich habe, ohne Ruhm zu melden, Bekennniß, und was ich denk', und was ich sag', das ist Eins. Ich glaub, die Dorel paßt nicht für Euch, Gottlieb."

Der Burſche antwortete auf diese Aeußerung mit einem tüchtigen Schluck Brantwein, den er mit besondrer Schnelligkeit zu sich zu nehmen wußte; und als er jetzt das letzte Gläslein einschenkte, stampfte er mit der leeren Flasche auf den Tisch und rief: „Geda, noch so e Ding! Ich will euch schon noch kriegen!"

„Ich glaube also,“ fuhr nun Wenzel fort: „Die Dorel paßt nicht für Euch, Gottlieb. Ihr seid ein lustiger, fröhlicher Burſche, Ihr wißt mit der Welt zu leben, Ihr macht Euern Spaß mit, wie's auch ganz recht ist, denn was hätt' man sonst vom Leben; da müßt Ihr e Weibsen haben, das mit Euch harmoniren thut, sonst giebt's lauter Streit und Zank in der Ehe. Da ist meine Dorel e ganz ander Mädel, ohne Ruhm zu melden. Ja, ja, Gottlieb, Ihr denkt wohl, ich wüßt's nicht? Und was das Ding auf Euch hält, Gottlieb! Ich mocht' reben, was ich wollte, aber die war nicht zu kuriren!"

Gottlieb antwortete wieder mit einem tüchtigen Schmatz und kante dann mit den Lippen, und trommelte dabei auf den Tisch.

„Ja, ja, Gottlieb,“ fuhr der Schneider auf Neue fort und lächelte dabei vertraulich: „Ihr denkt, ich wüßt's wohl nicht, wie Ihr letzten Sonntag mit meiner Lisel zu Lanz gewesen seid? Das närr'sche Ding hat den ganzen Montag davon gered't, und den Dienstag fing sie wieder an, ich mocht reben, was ich wollt, und daß es sich am Ende gar nicht recht schicken thät, einer andern ins Gehög zu laufen. Aber wißt Ihr, was sie antworten that? Na, wißt Ihr's, Gottlieb?“

Der aber trommelte fort und stampfte mit dem Fuße den Tact dazu und fing sogar an, ein pffartiges Gepidper dazu hören zu lassen.

Wenzel aber wurde dadurch nicht irre gemacht. Er fragte zum dritten Male: „Na, Gottlieb, wißt Ihr's denn, was die Lisel antworten that, das Donnermädel?“

„Na, wie mer's nimmt!“ antwortete der Gottlieb endlich.

„Freilich!“ setzte der Schneider schnell hinzu: „Das Donnermädel that antworten: Wer könnat' für sein Herz! Ich hab' dem albernen Kind gar nicht solche vornehme Rede zugetraut; denn das muß ich, ohne Ruhm zu melden, als ihr Vater sagen: so einfach und stumpel sie manchmal thut,

sie hat's aber hinter den Ohren, und Einfälle hat das Rädel, na, ich bin doch viel in der Welt geweest, und habe mit den höchsten Herrschaften verkehrt, — aber 's ist e Blitzmädel!“

„Na, und Ihr sprecht gar nichts derzu!“ fuhr Wenzel fort, als Gottlieb wieder nur durch Einwässerung seiner Kehle antwortete: „Ich glaube gar,“ setzte er mit gutmüthigem Spotte hinzu: „Ihr wißt das Alles besser als ich, und wißt schon, wie Ihr mit meiner Liesel steht. Na, es wär zwar e Schreck für mich, wenn ich das Zeterding nicht mehr um mich haben sollt, aber so 'n braven Mann, wie Ihr, find't man auch so gleich nicht auf der Straße. Und wenn ich mir dann die Dorrel denke, meiner Seele ich glaube, die wird vor Aerger und Meid gelb und schwarz, und die würde dann die Flügel schon was sinken lassen. Ich bin doch viel in der Welt geweest und habe mit den höchsten Herrschaften verkehrt, aber so was kommt nicht alle Tage vor, und wer nicht Courage hat, macht's gar nicht!“

„Hier ist Geld!“ rief nun plötzlich der Gottlieb aus und warf einige Kupfermünze auf den Tisch. Und dabei sprang er schnell auf, gab dem Schneider die Hand und sprach: „Ihr habt recht Meister, die will ich schon noch kriegen!“ Und damit fauste er zur Thüre hinaus. Meister Wenzel

aber schlürfte den Rest aus dem Gläslein, schmalzte mit der Zunge und sprach zu sich selber:

„Na, die wär' untergebracht! Frau Wirthin, heut ist e Ehrentag, heut müssen der guten Dinge drei sein. Also noch so e Fläschel. Morgen bezahl' ich's mit 'nander.“

Gottlieb also ging geradewegs nach des Schneiders Wenzels Häuslein zu, und hielt dabei immer lauter sein Selbstgespräch, das freilich nur in den Worten bestand: „Na, warte nur, Dich will ich schon noch kriegen!“ Der genossene Fusel hatte ihn mit ungewöhnlichem Muth, ja mit einer gewissen Dreistigkeit und Keckheit erfüllt, die sonst nicht sein Eigenthum war; deshalb schritt er ohne Weiteres zum Hause hinein, klopfte, als er darin Lissels Stimme vernahm, etwas unmanierlich an die Stubenthüre, und als es in einem weiblichen Zweiflang, im hohen Discant und im tiefsten Alt: „Herein!“ rief, richtete er den Kopf steif in die Höhe und schritt ein.

Da fand er denn Mutter und Tochter in traulichem Verein. Die Mutter saß in einem alten Lehnstuhl am Ofen, hatte eine weiß und graugefleckte Kaze auf dem Schooße und streichelte das liebe Thier mit großer Zärtlichkeit; die Tochter aber saß auf einem hölzernen Schemel daneben, hatte

ein Buch vor sich liegen, aus welchem sie sich und der Mutter vorlas. Als sie den Gottlieb erblickte, that sie einen lauten Schrei, und weil sie sich's in häuslicher Kleidung etwas bequem gemacht hatte, griff sie schnell unter den Ofen, zog daselbst ein großes schwarzgraues Tuch hervor und hielt sich darein; fuhr dann links und rechts in die Haare, zupfte und drückte und bügelte mit den etwas geschwärtzten Fingerlein in den magern Locken und sagte dann: „O Herr Jemine, das ist doch eine gar zu große Ehre, die Ihr uns anthut. Und wollt Ihr Euch nicht setzen?“

„O nu ja!“ antwortete Gottlieb: „wenn ich Euch nicht föhren thue. Ihr habt da gelesen und wohl gar in der Bibel oder im Gesangbuch.“

„Ne, ne,“ entgegnete die Lisel eifrig, als könnte sie nicht schnell genug einen schlimmen Verdacht von sich abwehren. Dabei schob sie dem Burschen das Buch näher, das freilich durch sein bloßes Außere nicht die geringste Muthmaßung, als sei es Bibel oder Gesangbuch, aufkommen ließ. Die Blätter klebten vor Schmutz zusammen und der schwarzgraue Pappband war zerbogen, gestrickt und theilweise zerrissen.

„Na, was lest Ihr denn da?“ fragte Gottlieb.

„Ach, das ist eine gar schöne Geschichte!“ rief die Lisel aus. „Sie betittelt sich Rinaldo Rinaldini, und ist eigentlich e Klamber, aber so hübsch,

ne so hübsch, man kann gar nicht wieder aufhören. Und die Rosa, das ist nämlich dem Rinaldini seine, ne, das ist wahr, die hat Kurage, und der Löwe, das ist nämlich der Rinaldini, der wird gleich wie e Lamm, wenn sie'n nur anred't. Nicht wahr, Mutter?"

„Ja, das ist wahr!“ versicherte diese. 's ist e nördrsch Buch, aber mer hört's nur gern. Und die Lisel kann's so natürlich vorlesen!“

„Na, da thut doch weiter lesen!“ gebot Gottlieb. „Ich bin heute gerade aufgelegt, so 'n Raldono zu werden, oder wie der Kerl heißt. Die Menschen sind gar zu schlecht auf der Welt und mit der Dorst ist's aus, das will ich Euch nur geradezu sagen; und die Jungfer will ich schon noch kriegen, daß sie mir noch nachlaufen soll!“

„Mit der Dorst ist's aus?“ fragten Mutter und Tochter zugleich. „Das hab' ich mir längst gedacht!“ setzte die Mutter hinzu: „Ihr Beide paßt gar nicht zusammen. Aber wie ist denn das so geworden? Erzählt's doch, Gottlieb; die Sache ist doch gar zu interessant.“

„Das kann ich gar nicht so erzählen,“ antwortete der Bursche. „Kurz und gut, die Sache ist aus und ich will sie schon noch kriegen; sie soll an mich gedenken, das hoffärtige Weibsbild. Und die Mutter erst, das ist das böseste Weib auf Gottes Erdboden.“

„Na, da haben wir's!“ sagte die Mutter „Das hab' ich mir längst-gedacht. Und Ihr könnt froh sein, Gottlieb, daß Ihr den Kopf aus der Schlinge 'raus habt. Das Heerdel Kinder hätt' Ihr alle mit ernähren müssen, und die Alte hätt' Euch bald ganz und gar ausgezogen. Ja ja Gottlieb, ich hab's Euch nur nicht sagen wollen, aber die Alte und die Junge haben ordentlich gekostet nach Euch. Freilich so 'n reichen Schwiegersohn fängt man nicht alle Tage. Und dann ist die Dorel doch zu simpel für Euch! . Du lieber Gott, die denkt mit Beten und Kirchengehn macht sie's, und ihr Bissel Klüppeln ist nicht der Mühe werth. Die Leute sprechen zwar, so feine Spitzen, wie die Dorel, thät keine Klüppeln. Nu ja, das mag sein, aber ich will meine Lisel nicht rühmen, wenn die sich hersezt, da ist schon manche vornehme und angesehene Dame stehn geblieben und hat ihr zugesehn. Und was wollt Ihr nu machen, Gottlieb? Ihr könnt doch nicht so bleiben? ;

„Ne!“ antwortete dieser: „schon der Dorel zum Trost nicht. Und deshalb bin ich eben da!“

Bei diesen Worten Gottlieb's stand die Mutter auf, schob mit zärtlicher Gewalt das liebe Käp-lein von ihrem Schoos, machte dann eine grazibste Verbeugung und sprach: „Zu viel Ehre für uns und die Lisel.“ Die Lisel aber schlug beschämt die Neuglein nieder, blätterte im Rinaldo Rinaldini

herum, zog dann das Tuch bald links, bald rechts über die Schulter und wartete in süßer Ungeduld der weitem und bestimmtern Anträge des Freiers.

Dieser aber schien das Alles nicht zu sehn und zu beachten und schob das Käglein, das sich an ihn anschmeicheln wollte, mit einem risoluten Fußtritt bei Seite, daß das Thier einen erbärmlichen Quiecklaut ausstieß. Das war eine Wunde in das Herz der Frau Wenzel und sie wollte eben die entschiedene Vertheidigerin und Schützerin ihres Lieblings machen, als sie sich noch besann, daß gegen den Frevler unter obwaltenden Umständen besondere Rücksichten zu nehmen seien. „Das häßliche Thier!“ sagte sie mit offenerer Lüge; denn sie nahm den Liebling schnell in ihre Arme und entschädigte ihn durch Liebkosungen für die erlittene schmachvolle Behandlung.

Während nun die Tiesel immer noch auf bestimmtere Anträge Gottlieb's wartete, und bereits über die passende Antwort mit sich im Reinen war, sagte der Freier zur Mutter gewendet: „Wie könnt ich nur so e Nas von ener Kaze so ammer leiden! So e nichtsnuzig Geschöpf soll mir nicht zu nahe kommen. Ich kann och die Hunde nicht gut leiden. So e Nas von en Hund frist's Brot unnöthigermesse. Da neulich hab' ich so 'n Hundeaas, weil er mir nachschnüppern that, einen lüchtigen Treffer gegeben, daß er heut noch dran den-

ten wird. Und die Katzen sind eigentlich unnütze Geschöpfe; warum hab'n wir denn Mausfallen!"

Das war nun freilich keine Rede, um sich in die Gunst der beiden Damen einzuschmeicheln. Die Mutter zog ein gar verbrießlich Gesicht und setzte sich auf ihren Großvaterstuhl wieder nieder; die Lisel aber that ernstlich böse, schlug den Rinaldo Rinaldini auf und las gar eifrig darin. Gottlieb ließ sich dadurch aber nicht stören; seiner Macht und seines Sieges sich bewußt ging er in der Stube auf und nieder, zog eine kurze thömerne Pfeife aus der Seitentasche im Brustlapp, nahm die Lampe vom Tisch und zündete sich an der ruhigen Flamme den Tabak an und ließ sich's trefflich schmecken.

„Ja, ja, rief er endlich aus: die Dorel wär' sonst gar nicht so übel, und es wär' zwischen uns gar nicht so weit gekommen, wenn die Mutter nicht wär'. Aber das ist e zu böses Geschöpf und reden kann sie, daß es Einem 's Herz zerschneid't. Na, ich will sie aber schon noch kriegen; 's ist mir gar nicht angst!"

Mutter und Tochter hörten diese Ausrufe äußerlich ruhig, aber im Innern empört, mit an; die Mutter streichelte ihren Liebling, der sich wieder in ihren Schoß geküßelt hatte, und die Tochter las so eifrig, daß sie Blatt um Blatt umwendete und gar nicht that, als ob noch Jemand im

Jammer wäre. „Ja, wie gesagt, fuhr Gottlieb fort: „Die Dorel ist eigentlich e feyn's Mädel, und sie mag soust sein, wie sie will, — aber ich wolt' Die sehn, die 's mit der Dorel aufnimmt; das ist alles so glatt und propper, daß mer seine Freude dran hat. Und was mer lieb ist, sie kann die Aeser von Katzen och nicht leiden, solche un- nuzge Aeser, die immer was Gut's fressen wollen!“

Der Mutter Wenzel wurde es doch nun un- erträglich. „Nehmt mir's nicht über, Gottlieb, fuhr sie noch im gemäßigten Zorne auf, aber die Stichelei hab' ich satt; und ich denf' wunderaus', was Ihr sagen wolt, und warum Ihr hierberge- kommen seid. Seht Ihr denn nicht, wie die Li- sel ganz betrübt und traurig ist und die Augen voll Wasser hat. Ihr sprecht, 's kömmt nicht so mit euch bleiben und deshalb wärt' Ihr hierberge- kommen. Na, da red't doch, was wolt Ihr denn eigentlich?“

„Was ich will?“ fragte der Bursche. „Ja, wenn ich das selber wüßt! Ich weiß nur soviel, daß die Dorel noch an mich denken soll, und die Mutter gar erst; das böse Weibsbild!“

„Aber red't doch nur!“ gebot die Frau Wenzel: „Ist's denn wirklich wahr, daß es mit Euch und der Dore aus ist?“

„Freilich ist's wahr!“ antwortete Gottlieb: „aber ich will sie schon noch kriegen!“

Und dabei blieb er. Zum Glück knarrte jetzt die Hausthür, und Meister Wenzel trat in's Zimmer.

„Was?“ rief er mit erkünsteltem Erstaunen aus. „Ihr seid hier, Gottlieb? Mitten in meiner zurückgezogenen und rechtschaffenen Familie? Na, aber Ihr seid ein Ehrenmann, da muß man schon ein Auge zudrücken und ich bin viel in der Welt geweest und habe mit den höchsten Herrschaften verkehrt und da habe ich Lebensart gelernt. Also seid willkommen, Gottlieb. Ich kann wohl am Ende gar gratuliren und meinen Segen geben? He, nur 'raus mit der Sprache; hier blüht ke Zimperlichkeit!“

„Na,“ fuhr er fort, als Niemand ein Wort redete, „was soll denn das heißen? Lisel, red' Du doch; Du brauchst Dich vor mir nicht zu schämen, ich bin zwar Dein Vater, aber das schad't nicht!“

Bei der Lisel kam nun endlich der stille Gram und Aerger zum Ausbruch; sie fing fast laut an zu weinen, stand auf und versteckte sich hinter den Ofen in die Hölle.

„Ne, das ist mir doch zu arg!“ rief Wenzel aus. „Will denn Niemand reden? Du, Alte, red' Du! Was ist denn vorgefallen?“

„Frag' nur den Gottlieb!“ entgegnete diese mit verhaltenem Zorne. „'s ist eine Schande, wie's hier zugeht!“

„Ja, das sag ich auch!“ setzte nun der Gott-

lieb hinzu: „und 's kommt Alles drauf an, wie mer's nimmt!“

„Aber sagt mir nur, Gottlieb, wie Ihr mir vorkommt,“ rief der Meister aus. „Ich bin doch weit in der Welt gewesen, aber das ist mir noch nicht vorgekommen. Ich will Euch nur auf die Sprünge helfen. Ihr habt mir gesagt, daß es mit der Dorel aus ist, und es wird nun Zeit, daß Ihr eine ordentliche Wirthschaft bei Euch anfangt; und ich weiß, daß es Euch meine Lisel angethan hat, und ob ich gleich ihr Vater bin, muß ich's doch sagen, sie ist auf Euch ordentlich erpicht; also komm vor, Lisel, ich hab' nichts darwider! Und Du wohl auch nicht, Mutter?“

„Ne!“ antwortete diese kurz: „aber frag nur erst den Gottlieb!“

„I was“, entgegnete der Schneider schnell, „mit dem bin ich schon einig. Nicht wahr, Gottlieb, wir wissen, wie wir mit 'nander stehen. Und wollt Ihr denn mei Mäd'el hab'n?“

Der Bursche, dem diese Wendung der Dinge doch zu überraschend kam, besann sich eine Weile, fragte sich in den Haaren und sagte endlich: „Na, wenn's nicht anders ist, so mag's sein. Und die Dorel will ich schon noch kriegen!“

„Also vor hinter'm Ofen, Lisel!“ gebot der Vater und zog die Tochter etwas unsanft aus der Hölle. „Du bist zwar eigentlich meine Krone und

wenn ich die verliert, bin ich gar schlimm dran', aber was will mer machen. Er rechtschaffener Vater muß auch seine Krone hingeben können."

Und dabei führte oder schob er vielmehr die Zisel dem Gottlieb näher und sagte: „Da hab' er's Rädel! Und nu, Alte, machste gleich en Lachkaffee!"

Und was sagte Gottlieb dazu? Er rauchte ruhig seine Pfeife fort, blickte fast gleichgiltig auf seine Braut, reichte ihr aber doch endlich die Hand und sagte: „Zisel, das Erste, was ich will, das ist, daß Ihr den Sonntag mit mir zu Lanz geht, und zwar bei der Dorel vorbei. Da müßt' doch kein Recht mehr im Lande sein, wenn die sich nicht schwarz ärgert!"

Die Zisel aber vergaß bald ihren Kummer und Ingrimm und als der Lachkaffe fertig war, war's eben die Zisel, die am Herzhaftesten trank und am Herzhaftesten lachte.

Am nächsten Sonntage führte Gottlieb seine neue Braut zum Lanze und ging mit ihr Arm in Arm bei der Dorel vorbei. Anfangs war es sein Wille gewesen, vor dem kleinen Häuslein der Wittwe stehen zu bleiben, vielleicht gar an's Fenster zu treten und so recht schadenfroh: „Guten Tag mit'nander" hineinzurufen. Aber je mehr er in die

Nähe der Hütte kam, in welcher er noch vor Kurzem ein so lieber und willkommner Gast gewesen war, desto unruhiger und bänglicher wurde es ihm zu Muth; er beflügelte seine Schritte und zerrte etwas unmanierlich die Lisel hinter sich her. Und als er vor dem Häuslein vorbeisritt, hatte er nicht einmal den Muth, in die Fenster zu sehen, sondern richtete den Kopf nach der anderen Seite und redete dabei allerlei unverständliches Zeug.

Die Lisel dagegen, die sich gar stattlich herausgeputzt und Rosen und Bergisemeinnicht in ihre Haarlocken gesteckt hatte, warf den vollen Blick ihrer weit geöffneten Augen nach dem Fenster, an welchem die Dorel zu sitzen pflegte, nickte spöttisch grüßend mit dem Kopfe und drückte sich so nahe als möglich an die Seite ihres ungalanten Bräutigams. Der aber war froh, als er endlich aus dem Bereiche seiner ehemaligen Braut gekommen war, und trat mit finstern, mürrischem Gesichte in's Wirthshaus.

Was nun aber von dieser Zeit an sich ereignete, müssen wir in einen engeren Rahmen fassen, um den spätern wichtigern und entscheidenden Vorgängen den nöthigen Raum zu lassen.

Daß die Verlobung Gottliebs mit der Lisel mehr ein Werk der Rache und des Mergers, sowie auf der andern Seite ein Werk der niedrigsten Speculation war, hat sich aus der Geschichte klar

ergeben. Und wie alle auf Rug und Krug und Henschel gebaute Verbindung sich nimmermehr halten und über Kurz oder Lang zu Grunde geben muß, so auch hier. Gottlieb fühlte gar bald, daß er selber am Schlechtesten dabei weggekommen war, indem er der Dorel einen Fort thun wollte, und daß eine Liebe aus Rache ein schauerliches Unbing ist. Die ersten Wochen setzte er die Besuche bei Schneider Wenzel's zwar fort; aber stets mit widerstrebendem Herzen; denn schon am nächsten Sonntage hatte er der Dorel, die ihn zum Tanze aufforderte, mit einer Lüge geantwortet: es sei ihm etwas in's Bein gefahren und er könne nicht gut tanzen. Hätte er damals gleich ehrlich gesagt, daß ihm etwas, zwar nicht in's Bein, aber in's Herz gefahren sei, nämlich Aerger und Betdruß über sich selber, und das erste Verlehn einer ernstlichen Reue über seine schuldvolle Handlungsweise, so würde er sich jahrelangen Kummer und ein großes Elend erspart haben.

Aber die Menschen wollen nun einmal nicht einsehen, daß der Anfang zu jedem bessern Lebensglücke nur in der Erkenntniß der Sünde, in dem offenen und ehrlichen Zugeständnisse der eignen großen Verschuldung, in der aufrichtigen Reue und herzlichem Busse besteht. Gottlieb's Aufgabe war jetzt, der Dorel und ihren Aeltern offen und männlich zu gestehen, daß er nicht die geringste wahre

Neigung zu seiner ihm aufgedrungenen Braut habe, daß die erheuchelte und erlistete Verlobung, es koste, was es wolle, wieder aufgelöst werden müsse, daß er der armen Dorel schandbares Unrecht gethan und wieder gut machen müsse, was nur immer möglich sei.

Aber zu solchem Schritte entschließen sich nur solche Gemüther, die in der christlichen Erkenntnißheimischer sind, als Gottlieb, die bereits die seligmachende Kraft des Evangeliums in dem Troste einer vergebenen Sünde, eines mit Gott versöhnten Herzens an sich selber erfahren haben. Nur edle Seelen fühlen aufrichtige Reue, nur edle Seelen haben den Muth, um Gottes und ihres Heiles willen jedes Opfer der Entfagung, der Demuth und der Selbstverleugnung zu bringen.

Gottlieb war dazu noch nicht fähig; nicht etwa wegen seiner geringen, äußern Verhältnisse, denn gerade unter den Armen und Niedrigen finden sich oft die edelsten und besten Gemüther; und daß eben deshalb den Armen vorzugsweise das Evangelium gepredigt werden soll, hat seinen tiefen Grund; aber Gottlieb war mit seinem religiösen Bewußtsein überhaupt noch sehr weit zurück. Er war nicht irreligiös; er ging zu Kirche und Abendmahl, er erlaubte sich keinen Spott über Gottes Wort, aber wie Tausende seiner christlichen Mitbrüder war er dabei lau und gleichgiltig; er

dachte nie an eine ernstliche Selbstprüfung, weil er keine Ursache dazu zu haben glaubte; wenn er sich auch nicht gerade für gut und vollkommen hielt, so doch weit weniger für schlecht und böse. Und ob er in der Kirche Gottes Wort oder Menschenwort hörte, war ihm gleichgiltig, weil er zwischen Beiden einen Unterschied nicht zu machen mußte; noch weit weniger war er gewohnt, seine Gesinnung, seine Gründe und Vorsätze und seine Handlungsweise auf der Wage des Glaubens und der Gottesfurcht zu wägen, und wenn er nur nicht geradezu mit bösem Herzen etwas Böses that, war er vollkommen vor sich selber gerechtfertigt.

Weit niedriger in christlicher Erkenntniß, als er, stand die Elsel; ihre Religion war Augenlust und hoffärtiges Leben, und daß sie auch der dritten Weltlust, die Johannes mit jenen beiden nennt, geneigt war, kann, ohne ihr unrecht zu thun, ohne Weiteres behauptet werden. Als sie merkte, daß Gottlieb immer kälter und kälter wurde, griff sie zu allen möglichen Künsten, welche Eitelkeit, Selbstsucht und Weltlust eingeben, um ihn zu fesseln und zur Schließung der Ehe zu bestimmen, und Meister Wenzel wie seine ihm ebenbürtige Ehehälfte unterstützten ihrerseits die Bestrebungen der Tochter.

Aber vergebens. Gottlieb hatte immer neue Ausreden; bald war ihm die Jahreszeit nicht recht, bald war's ihm, wie er sich ausdrückte, im Leibe

nicht richtig, und er müsse erst eine Frühlingscur brauchen, bald wollte er erst in seinem Häuslein noch einen kleinen Bau vornehmen, bald war er zum Heirathen noch zu jung, und er müsse noch ein paar Jährlein warten, bald war die Zeit zu schlecht und der Verdienst zu gering, und es müsse erst besser werden; einmal sogar sagte er, „die Liesel hätt' zu viel Sommersprossen, das hätt' er vorher gar nicht so gemerkt, und die Sommersprossen könne er gar nicht ersehen!“ — kurz, an Ausreden fehlte es ihm niemals, wohl aber an der rechten Rede. Und dabei vergingen Wochen um Wochen, Mond um Mond, und endlich Jahr um Jahr.

Da merkte endlich die Liesel, daß sie sich den Gottlieb doch nimmer erzwingen würde, und als auch der Vater sich überzeugte, daß er bei allen seinen Versicherungen, „wie er doch viel in der Welt gewesen und mit den höchsten Herrschaften verkehrt, aber so etwas nicht erlebt habe,“ den Gottlieb nicht bestimmen könne, sein Mädel zu nehmen, war es ihm gerade recht, daß die Liesel das zärtliche Girren eines vor etwa drei Monden angekommenen Schneiders, der sich in dem Dorfe setzen und die Kundschaft des alten Wenzel in der Tochter sich erheirathen wollte, endlich erhörte, und also die Rosa zu ihrem Rinaldo kam.

Und wie war es während dieser Zeit von ziemlich drei Jahren der Dorel ergangen? Hatte die sich wirklich schwarz und gelb gegerbt, als sie den Gottlieb mit der Lise vor ihrem Fenster vorbeispazieren sah? War sie der Versuchung unterlegen, dem treulosen Bräutigam nachzulaufen? Hatte der ganze Vorfall ihr Gemüth angegriffen? Nun das allerdings; aber was ihre Seele bewegte, war nicht Mergel und Jorn, nicht der Schmerz erlittener Schmach und Kränkung, sondern das bittere schmerzliche Gefühl der Trauer und des Mitleids mit dem armen verblendeten Burschen.

„Das solltest Du gar nicht einmal sagen, Dorel!“ hatte die Mutter eines Tages der Tochter geantwortet, als diese sich also aussprach: „Warum bedauerst Du denn den Gottlieb? Weiß er mit der Benzel Lise angeburden hat? Aber das ist nicht seine Schuld? Verdient der elende Mensch etwas Besseres, als daß ihn die Lise mit in ihre Schande hineinzieht?“

„Ob er's verdient, darüber will ich nicht reden,“ entgegnete die Dorel. „Wir Alle sind ja zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Gott an uns thut, und verdienen das Alles nicht, was Gott uns Gutes thut; aber wenn ich mir denke, wie der Gottlieb doch so mit süchtlichen Augen in sein Elend geht, warum sollte mich das nicht grämen? Ihr macht's ja selber nicht anders, Mut-

terle. Als da neulich, dem Schmied sein kleines Kind über den Steg gehen wollte, da seid Ihr gar geschwind hingelaufen, und habt das Kind zurückgeführt, weil's ja im Bache hätte ertrinken können. Und hont Schmied sein Kind geht Euch gar nichts an; aber Ihr konnt's nicht mit ansehen, wie ein armes Würmle zu Grunde gehen will. Und mit dem Gottlieb ist's ja nicht anders, ja noch viel schlimmer, weil er kein Kind mehr ist, und also sich nicht so schnell zurückführen läßt."

Die Mutter ließ sich aber durch diesen Einwand nicht werfen: „Da magst Du wohl Recht haben, Dorel,“ entgegnete sie: „aber weißt Du denn, daß der Gottlieb wirklich in sein Glend rennt? Anfangs wird's wohl so werden; denn wer Dornen und Disteln sät, der wird keine Feigen und Trauben ernten. Aber der liebe Gott kann ja Alles wunderbarlich hinausführen. Es giebt nun einmal viele Menschen, die wollen sich nicht im Guten bessern lassen, nu, da muß es im Bösen geschehen; und eine einzige Woche so recht schrecklich Kreuz, das thut mehr, als ein Jahr herrlich und in Freuden. Ne, Dorel, und dann hab' ich noch was, was ich Dir sagen muß. Du bedauerst den Gottlieb, daß er die, Gott verzeih mir meine Sprache, die lieberliche Lise heirathet; da denkst Du also, daß Du viel besser bist, als die Lise, und daß der Gottlieb mit Dir sein Glück gemacht hätte.

Nu, der liebe Herr im Himmel weiß es, wie ich ihm schon gedankt hab', daß ich so ein braves Kind in Dir hab' und wie ich meiner Seelen Seligkeit darauf verwetten kann, daß mit Dir, Dorel, kein Mann unglücklich wird. Aber, mein Kind, das darf man sich doch nicht so sagen, weil doch immer e Bissel Hoffart dabei ist, und wer steht, soll der nicht zusehen, daß er nicht fallen thut? E böses Gemüth steckt an, wie die Pest. Hättest Du auch Kraft genug gehabt, Dorel, dem Gottlieb in allem feinen Thun und Treiben zuwider zu sein? Du sprichst, daß Du'n gar herzlich lieb hast; aber gar zu große Liebe ist oft gar schwach und gibt nach, wo sie fest halten sollt. Wenn der Gottlieb Dein Mann geworden wär, und er wär' in's Wirthshaus oder sonst seinem bösen Gemüth nachgezogen, was hättest du da gethan? Du hättest gesagt: Gottlieb, geh nicht! Oder Du hättest gar geweint und gejammert; und hättest Dir das was geholfen? Ach, Dorel, Du kennst e böses Gemüth noch gar nicht!"

„Aber,“ warf die Dorel ein, „der Gottlieb ist gewiß nicht so böse, als Ihr meint!“

„Er hat e leichtsinnig Geblüt!“ widerlegte die Mutter. „Er geht in's Wirthshaus und trinkt mehr als er vertragen kann und als er verthun darf; er bind't Dir zum Troß mit der Wenzel Elise an, er verstockt und verhärtet sich in seinem

Gemüth, wenn er an seine Sünden erinnert wird; er läßt sein Gewerbe liegen und läuft herum; und was das Schlimmste ist, er hat Dich die Betteldore geschimpft, und das kannst Du glauben, mein Kind, dies einzige Wörtel das ist e schrecklicher Zeuge wider sein Gemüth, und das frist mir selber mehr am Herzen als alles Andere, was er Dir zu Leid gethan hat. Und wenn der liebe Gott, daß ich mich so ausdrücken soll, über Alles beim Gottlieb ein Auge zugedrückt hat, so hat er doch gewiß jenes schändliche Wörtel in sein Buch aufgeschrieben. Und bevor das Wörtel nicht wieder aus dem Buche 'raus ist, thut's kein Gut's und wird's nichts Gut's."

Die Dorel beruhigte sich zwar äußerlich bei dieser Rede ihrer Mutter; aber in ihrem Herzen war noch kein Friede. Und war auch sehr erklärlich, da es bis dato noch nicht gelungen ist, Jemandem die Liebe auszureden; nämlich jene wahre herzinnige Zuneigung einer Seele zur andern, jene aufrichtige Herzensfreundschaft, die über alle sinnlichen Reize erhaben mit einer so wunderbaren, geheimnißvollen Macht einer Seele Leben in das der andern trägt, und die allezeit in der Liebe Gottes ihren Grund und ihre Stütze findet. Freilich jene niedere, aus Sinnenlust, oder Mammonslust oder sonstiger gemeiner Speculation geborene Liebe, welche die Mehrzahl unserer jetzigen Ehen

schließt, ließe sich eben so schnell und leicht ausreden, als einreden, und wird die Einrede und Ausrede oft mit etlichen Worten über Thalamen ermöglicht.

Uebrigens war der Bruch zwischen dem Gottlieb und der Dorek äußerlich vollendet. Der Bursche kam nicht einmal mehr in die Nähe der Hütte, wo er früher der tägliche Gast gewesen war; und da die Dorek fast das ganze Jahr das Haus nur verließ, wenn sie zur Kirche ging, oder zuweilen in den Abendstunden die lahme Minne besuchte, so wurde es von selbst unumöglich, daß sie das Wort Gottliebs: „Sie soll mir noch nachlaufen!“ erfüllen konnte. Und doch hat Niemand herrlicher dies Wort noch erfüllt, als eben die Dorek; was unsere Geschichte bald treulichst berichten wird.

Das Gerücht der Leute im Dorfe, des anfangs in allen Hütten und Häusern die Gemüther beschäftigte, und bald über die Dorek, bald über den Gottlieb das Verdammungsrecht aussprach, legte sich nach und nach und mit der Zeit schien es ganz und gar vergessen worden zu sein, daß jene Weiden einmal verlobt gewesen waren. Nur erst, als die Wenzel Ehe sich ihren Schreider erkiesete und mit ihm an den Traualtar trat, kam die Dorek wieder in der Leute Mund; aber nur auf kurze Zeit. Desto mehr war die Rede vom Gottlieb, der seit einiger Zeit ein ganz anderes, wenn auch gerade nicht

besseres Leben führte. Er arbeitete etwas fleißiger, als früher, aber mit widernünftigem Herzen; er besuchte zuweilen das Wirthshaus, aber er hatte keine rechte Freude dran. Den Umgang mit den andern Burfchen hatte er fast ganz abgebrochen und ging einher einsilbig und stumm; es arbeitete ein besseres Geiſt in ihm, aber er fühlte es noch nicht recht, und wußte es nicht zu deuten, warum er so mit aller Welt zerfallen war.

Indeß war es der Dorel vorbehalten, wieder in das Gerede der Leute zu kommen. Es geschah nämlich daß kurz nacheinander zwei junge Burfche um die Dorel freieten; beides ehrenwerthe Männer, der eine ein Bergmann, der unlängst bis zum Steiger aufgerückt war, der andere sogar des Wirths Sohn, der sich an die Armuth des Mädchens nicht stieß und es wohl wußte, daß er keine bessere und bravere Wirthin ins Haus bringen könne, als die Dorel. Aber diese gab Beiden dieselbe Antwort, nämlich, daß sie gar nicht heirathen werde. Das konnten die Freier eben so wenig begreifen, als die andern Leute im Dorfe und redeten mancherlei Dinge.

„Das Mädel ist närrisch!“ sagten die Ainen.
„So 'n braven Mann kriegt sie nicht wieder!“

„Wer weiß, auf wen sie ward't,“ sagten die Andern. „Die Sache steht e Bissel verdächtig aus.“

So 'n junges Mädel und so blutarm, und doch will sie ledig bleiben! Die Sache hat 'n Galen!"

„Ach,“ riefen wieder Andere aus: „Ihr könnt's glauben, der Dorel steckt e vornehmer Herr im Kopfe, vielleicht gar e Prinz; denn hoffärtig ist sie gerade genug dazu; und kommt nicht unter die Leute aus lauter Hoffart, weil sie ihr alle zu schlecht und gering find.“

„Die Mutter ist schuld!“ behaupteten wieder Andere. „Die läßt das Mädel nicht fort, weil sie ihr's Brot verdienen muß und die Kinder mit warten muß. Die Alte ist immer so gewesen; sie läßt sich von ihren Kindern ernähren!“

„Nischt is,“ hielten Andere ein. „Ihr könnt's glauben, die Dorel kann den Gottlieb nicht vergessen, und der muß ihr's gar angethan haben.“

„'s möglich!“ bestätigten Andere. „Die Dorel ist e Bissel mondscheinig; man sieht ihr's auch an, sie sieht ordentlich blaß aus, und wenn sie in die Kirche geht, sieht sie auch gar Niemanden an. Meiner Seel', ich glaube die gefällt sich drin, daß sie der Gottlieb hat sitzen lassen!“

Die Dorel erfuhr von allen diesen Reden natürlich nichts; denn das ist nun einmal die Sitte der Welt, daß sie eben so geschickt bösen Leumund zu machen weiß, als sie unlustig und abgeneigt ist, Jemandes Verantwortung zu hören, ehe sie über ihn zu Gerichte sitzt. Hätte es aber auch die Do-

rel erfahren, ihre ganze Antwort wäre gewiß nur ein mitleidiges Lächeln gewesen. Wußte sie es doch selber nicht, warum sie die beiden so respectirlichen Freier ausgeschlagen; sie konnte wenigstens der eigenen Mutter, die sie darum wiederholt befragte, keine andere Antwort geben, als: „Mutterle, seid mir nicht böse und quält mich nicht mehr; aber ich kann und mag nicht heirathen!“

Und als auch die Mutter äußerte: „Du wart'st wohl gar noch auf den Gottlieb?“ entgegnete sie: „Sagt ich: Ja, wär's 'ne Lüge, sagt ich: Nein! wär's auch 'ne Lüge! Mutterle, ich bin getroffen und ruhig, und laß den lieben Gott walten!“

Dem konnte die Mutter freilich nichts entgegensetzen, hatte es auch nicht nöthig. . Denn die Dorel war so zufrieden und glücklich, wie nur Jemand sein kann, dem Alles so recht nach Wunsch geht, oder auch wie Einer, der sich unter dem Schutze und der Führung Gottes weiß und deshalb nichts fürchtet.

Um diese Zeit war es aber, daß ein Ereigniß die Dorel und ihre Mutter mehr ins Gerede brachte, als Alles, was bisher geschehen war.

Das Häuslein der Wittve lag am Ausgang des Dorfes und war das letzte, und etwa hundert Schritte davon zog sich der Weg in einen Fichten- und Tannenwald, und war dieser Weg eigentlich nur für Fußgänger, höchstens für Reiter,

lief die Dorel Trepp auf, Trepp ab, suchte zusammen, was sich nur finden mochte, um dem Kranken ein weiches Lager auf dem alten zusammengedrückten, steinharten Kanapee zu machen, und als sie damit fertig war und der Fremde darauf lag, besann sie sich, daß ja das Pferd noch draußen stehe. Aber wohin mit dem Thiere? die Hütte hatte durchaus keinen Raum dazu.

„Schneilt nur den Mantelsack ab, und bringt ihn herein!“ bat der Fremde mit schwacher Stimme. „Vielleicht bringt Ihr das Pferd anderswo unter.“

Während nun die Mutter bei dem Fremden blieb, eilte die Dorel mit ihrem ältesten Bruder hinaus, lösete nicht ohne große Mühe den Mantelsack von dem Rücken des treuen Thieres, das auch nicht die geringste Furcht und Absicht zeigte davon zu gehen, gabot dem Bruder das Pferd in die Schenke zu führen und trug dann das Gepäck des Reisenden ins Zimmer.

Wer war aber der Fremde, und was war ihm geschehen? Es war ein Kaufmann aus der Stadt Bremen, der von Böhmen her kam und auf der Nachhausereise begriffen war. In Folge eines heftigen Regenwetters, das er im Freien aushalten mußte, war er bis auf den Leib durchnäßt worden, und da er schon vorher nicht ganz wohl gewesen war, hatte er sich durch die arge Erkältung eine schwere Krankheit zugezogen. Eine heftige Brust-

entzündung hatte ihn ergriffen und die schleunigste Hilfe war nöthig. Aber woher diese so schnell nehmen? Zwei Stunden in der Kunde war nirgends ein Arzt zu finden; dazu war es schon Nacht geworden; wer sollte den weiten Weg nach Annaberg machen?

Nun Niemand anders als die Dorel, die sich nicht lange besann und im Vertrauen auf Gottes Schutz und getrieben vom Eifer christlicher Menschenliebe, bei zweifelhaftem Sternenlicht in die zwei Stunden entfernte Stadt ging, und mit dem Arzte fast erst um Mitternacht zurückkam. Die Entzündung hatte unterdessen so große Fortschritte gemacht, daß der Arzt bedenklich den Kopf schüttelte, zwar alle nöthige und gebotene Hilfe leistete, aber den ganzen Krankheitszustand für sehr bedenklich erklärte. Mutter und Tochter verbrachten zusammen die Nacht am Krankenbette des Fremden, der unendlich viel zu leiden hatte und vor übergroßem Schmerz kaum mehr reden konnte. Der arme Kranke mochte selber fühlen, daß sein Ende nahe sei; er ließ am dritten Tage den Geistlichen kommen und sich das heilige Abendmahl von ihm reichen, redete mit ihm Einiges ohne alle Zeugen, übergab ihm dann ein Packet Papiere zur weiteren Besorgung und ließ dann noch den Richter des Dorfes herbei holen.

Als dieser angekommen war, griff er mit
Wildenhahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. II. Bd. 5

schwacher, zitternder Hand in sein Oberkleid, das er anbehalten hatte, zog eine Brieftasche heraus und sagte: „Lieber Herr Pfarrer und Ihr, der Richter des Dorfes, Ihr seid des Zeuge, daß ich diese Brieftasche mit Allem, was darin ist, der lieben Tochter meiner Wirthin, der edlen barmherzigen Jungfer Dorel hiermit als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit schenke. Das treue, wahrhaft christlich gesinnte Mädchen hat Barmherzigkeit an mir gethan, wie ich sie fast in meinem ganzen Leben noch nicht erfahren habe; ohne ihre Hülfe wäre ich elendiglich umgekommen; sie hat um meinetwillen sich bei dunkler Nacht auf rauhen, gefährvollen Pfaden in Gefahr begeben, sie hat mich gepflegt, wie nur ein liebendes Kind seinen Vater pflegen kann; sie hat für mich gebetet in stiller Nacht, als kein anderer Zeuge war, als der allwissende Gott; sie hat mich durch religiösen Trost und Zuspruch erquickt, wie nur ein christlich gläubiges Gemüth es thun kann. Daß ich getröstet von hinnen scheide, wenn es Gott so haben will, verdanke ich den Tröstungen dieser edlen Jungfrau, die wie ein guter Engel um mich gewesen ist.“

„Komm her, Dorel!“ rief er dem Mädchen zu: „Nimm, was Dein ist. Zwar weiß ich, daß alle Schätze der Erde nicht gleich kommen Dem, was Du aus dem Schätze Deines frommen Glaubens mir zur Labung und Erquickung mitgetheilt

hast, aber ich armer Mann kann Dir nicht anders lohnen, als mit einem Theile des Gutes, das Gottes Gnade mir geschenkt hat. Den besten Lohn wird Dir der gnädige Gott ertheilen!"

Die Dorel weigerte sich durchaus, die Brieftasche anzunehmen, und nur den dringendsten und herzlichsten Bitten des Fremden, wie den Ermunterungen des Pfarrers gelang es endlich, sie zu bestimmen, das Geschenk in Empfang zu nehmen. Sie that es unter Thränen und sagte: „Lieber Herr, wenn Ihr meinen geringen Dienst bezahlt, hat er keinen Werth mehr vor Gott. Ihr wollt mich reich machen vor der Welt, und macht mich arm vor Gott!"

„Du gutes Kind!" entgegnete der Kranke mit schmerzlichem Tone: „Ich wäre jetzt ein besserer Mensch, hätte ich nur zur Hälfte solche christliche Gesinnungen gehabt wie Du; ich könnte jetzt ruhiger an das Gericht des gerechten Gottes im Himmel denken!"

Jetzt wurde der Kranke stiller und verrieth deutlich, daß er nicht mehr zu sprechen vermöge. Während nun in den nächsten Stunden die Dorel und ihre Mutter dem Tode des Kranken entgegen sahen, hatte es Gott in seiner Gnade beschlossen, die Krankheit zum neuen Leben umzuwandeln. Der Fremde genas wieder und vollbrachte noch fast vier Wochen in der Pflege der Dorel und ihrer Mut-

ter, ehe er vollkommen wieder genesen und zur Fortsetzung seiner Reise gestärkt war. Und daß er mit dem herzlichsten Danke schied, braucht nicht erst gesagt zu werden.

„Ich weiß es,“ sagte er zur Dorel, „daß der gute, gnädige Gott nur um Deines kindlichen Gebetes willen mich vom Tode errettet hat.“

„Ich arme, geringe, niedrige Magd!“ antwortete die Dorel und weinte noch lange nachher, als der Fremde die Hütte verlassen und die Wetterreise angetreten hatte.

Und was war in der Briestafche? Glaubt ihr's wohl, daß es die Dorel selber noch nicht wußte? Sie hatte niemals den Muth gehabt, den Inhalt zu prüfen; und nur erst am zweiten Tage nach der Abreise des Fremden berebete sie die Mutter dazu, das Geschenk näher zu betrachten.

Es lagen darin volle dreihundert Thaler in guten Papieren.

„Ach Gott sei tausend Dank,“ rief die Mutter aus: „nun hat ja alle Noth ein Ende!“

„Weint Ihr, Mutterle?“ fragte die Dorel bekrübt. „Ich fürchte, die Noth geht nun eigentlich erst recht an.“

Es war Winter geworden, und ein Winter im hohen Erzgebirge ist eine gar trübe, trostlose

Zeit. Berge und Thäler lagen viele Ellen hoch voll Schnee; alle gewöhnlichen Verbindungswege waren verschwunden, und wer sich auf weiteren Weg begeben mußte, kam allzeit in Gefahr, in tiefe Abgründe zu versinken. Das breite Gezeige der Tichten und Tannen senkte unter der Last des Schnees, wenn der Wind darüber hinfuhr, und so lieblich es aussah, wenn unter der glänzend weißen Schneedecke das dunkelgrüne Nadellaub, wie ein colossales Sachsenfarbenband hervorleuchtete, so hielt sich doch der Wanderer gewiß nicht auf, es besonders zu betrachten; denn die Kälte war so groß, daß die Dohlen und Krähen im Freien erstarrten und sich hinter die Schornsteine der Hütten flüchteten. Der schwarzgraue Dampf, aufsteigend aus den Döfen und Herden, auf welchen das mit Staub und Erde gemischte „Gebräse und Gemaische“ in dumpfer, unterdrückter Gluth sich verzehrte, wirbelte in langgezogenen Säulen sich in die blaue Luft und belegte den blauen reinen Himmel mit einem flüchtigen Trauerschleier. Zolldicke Eiskrusten bedeckten die kleinen Fenster, die von außen mit Stroh und Dünger fast zur Hälfte bedeckt, nur ein spärliches Tageslicht in die kleinen, niedern Zimmer eindringen ließen.

Eine wahre Todtenruhe lag auf dem ganzen Berglande, hier und da nur unterbrochen von einzelnen schwerfälligen Schlitten der Holzkohlenfuhr-

leute, oder der leichten Kibitze des wohlhabendern Erzgebirgers, der über den gefrorenen Schnee auf selbstgewähltem Wege dahinjagt.

Endlich nach fast vierwöchentlicher strenger Kälte trat eine gelindere Bitterung ein und zwar so schnell, daß bereits am zweiten Tage darauf ein stürmischer aber lauer Südwind die Eiskrusten über dem Schnee erweichte und mit einem allgemeinen Thauwetter drohte. Diese Zeit ist die gefährlichste für die Bewohner des obern Erzgebirges. Wo vorher der Fuß des Wanderers sorglos und sicher über die weiten Schneefelder hinschritt, und nach Gutdünken in dieser oder jener Richtung seinen Weg fortsetzen konnte, da mußte jetzt die größte Vorsicht angewendet werden, um nicht in einen vom Schnee völlig bedeckten Abgrund durchzubringen, oder auch nur sich in so tiefe Schneelagen zu verirren, in welche der Wanderer zuletzt fast versinkt und endlich, völlig entkräftet und wie in Schneewände lebendig eingemauert stecken bleibt und darin in Kurzem seinen Tod findet.

An einem solchen Tage war es, wo die Dorrel in der Mitte ihrer Geschwister seit einiger Zeit wortlos bei ihrem Rübpfelsacke saß, was doch sonst ihre Gewohnheit nicht war, da sie immer den Geschwistern viel zu erzählen hatte. Die Mutter, durch die Sorge um die Wirthschaft hin und hergetrieben und in der Regel wenig achtend auf das

Getreibe der Kinder, merkte es zuletzt selber, daß unter ihnen heut größeres Stillschweigen herrschte, als gewöhnlich.

„Fehlt Dir was, Dorel?“ fragte sie die Tochter.

„Ne, Mutterle!“ antwortete sie, sichtbarlich sehr zerstreut. „Warum meint Ihr, daß mir was fehlen soll?“

„Du bist ja heut so einflüßig und red'st nicht!“ fuhr die Mutter fort. „Und ich bleib dabei, es muß Dir was fehlen; denn wenn man Dich so ansieht, da bist Du ganz anders, wie sonst!“

„I nu ja!“ sagte die Dorel nach einigem Zaudern. „Es fehlt mir was, und fehlt mir auch nichts. Ich weiß gar nicht, wie mir ist; ich habe so 'ne Unruhe, so 'ne Angst in mir, als hätt' ich Gott weiß was Uebels gethan; und ich hab' mir fast schon den Kopf zerbrochen, was es sein mag; aber ich finde nichts!“

„'s ist vielleicht 's Herzgespänn!“ äußerte nun die Mutter. „Das hab' ich auch oft gehabt, und da ist's Einem, als wär' 'ne Hand, die sich übers Herze legt und es zusammen drückt. Ich hab' noch e paar Spreußle Rönigskerze, die werd' ich Dir aufgießen und e Bissel Pfeffermünze dran, das hat mir immer geholfen. Wie meinst, Dorel?“

„I nu ja!“ antwortete sie zweifelhaft: „'s Herzgespänn thunt's wohl sein; die Angst zieht

mir ordentlich 's Herz zusammen, und 's ist mir, als müßt' ich 'naus in die freie Luft!"

„Aber, Kind, heut doch nicht!" sagte die Mutter abwehrend. „Es hat sich ja draußen Grund und Boden aufgethan, und ist gar kein Fortkommen. Und sieh nur, da schneit's schon wieder und ist e Wind dazu, daß man kein Auge aufstun kann!"

„Ich muß aber wirklich 'naus!" entgegnete sie und stand dabei auf. „'s leid't mich nicht mehr in der Stube, ich weiß ganz gewiß, Mutterle, 's wird mir besser, wenn ich draußen bin!"

„Na, wie Du denkst, Kind!" sprach die Mutter. „Aber ich bitt' Dich um Gotteswillen, geh nicht weit und komm bald wieder; Du kannst ja meinetwegen die Minel besuchen, oder wenn Du sonst willst, mach' emal dem Herrn Pfarrer e'n Besuch; Du hast's'n ja lang schon versprochen. Da bleibst Du doch immer unter Leuten und kannst noch den Georg mitnehmen!"

„Ach ne, Mutterle," entgegnete die Dorel. „Wenn noch Jemand bei mir ist, das macht mich ängstlich; und seid' nur ruhig, ich bin bald wieder da. Und der liebe Gott geht ja mit mir."

Darauf warf sie noch einen Rock über, der zugleich als eine Art Mantel gebraucht werden konnte, band ihn leicht über der Hüfte fest, schlug ihn dann wie eine Kapuze um das Haupt, kniff

ihn unter dem Arm zusammen, so daß nur das liebliche, frische Gesichtchen mit den freundlichen schwarzen Augen heraus sah und schritt hastig zur Thüre hinaus.

„Gott weiß, was mir plötzlich ist!“ sprach sie ängstlich vor sich hin, und war im Begriff, den Weg einzuschlagen, der in's andere Dorf führt; aber kaum war sie einige Schritte gegangen, als sie stehen blieb, und dann mit schnellem Entschluß den entgegengesetzten Weg einschlug, der in den Wald führte.

„Gott verzeih mir meine Sünde!“ sagte sie. „Das ist das erste Mal, daß ich der Mutter eine Lüge gemacht. Aber ich hab'n diesen Morgen in den Wald gehen sehen; und da ist mir's gleich so ängstlich geworden!“

Zum Glück für sie waren gerade an dem Morgen dieses Tages viele Leute mit kleinen Hand- schritten dieses Weges gezogen und hatten den Schnee zusammengetreten und ein wenig Bahn gemacht. Bald war sie im Walde angekommen; der Wind brauste mit graußigem Geheule durch die Zweige und schüttelte die Schneelager herab, daß sie mit dumpfem Schlage niederfielen; links und rechts flogen Krähen und Dohlen auf und zogen mit heiserem Hungerschrei von Baum zu Baum. Das Mädchen ließ sich aber durch nichts in ihrer Wanderung führen; eine unbegreifliche Angst trieb

ſie unaufhaltſam vorwärts, ſie wußte nicht, wohin. Endlich merkte ſie an dem immer ſchwerfälligeren und mühsameren Fortſchreiten, daß ſie den von den Holzſchlitten befahrenen Weg verlaſſen hatte.

Es wäre ihr nun leicht geweſen, den beſſeren Weg wieder aufzufinden, denn ſie durfte nur in ihren eigenen Fußtapfen zurückgehen; aber entweder fiel ihr dieſes Hülfsmittel nicht ein, oder es war gar nicht ihr Wille, den betretenen Pfad aufzuſuchen. Nachdem ſie denn noch hundert Schritte in der vorigen Richtung vorwärts gegangen war, wobei ſie oft bis an die Kniee in den Schnee einſank, blieb ſie endlich ſtehen, ſah ſich nach allen Seiten um, und ſagte: „Wenn mir recht iſt, ſo bin ich in der Nähe des Schieferbruchs. Von da aus weiß ich den Weg in's Dorf zurück und find' ihn gewiß auch im Schnee. Wenn ich nur glücklich hinunter kommen könnt'!“

„Ich wag's mit Gott!“ rief ſie nach einem Stillſchweigen aus, und ſchritt muthig in der Richtung fort, in welcher ſie an den Rand des wohl dreißig Ellen tiefen Schieferbruchs zu kommen hoffte. Als ſie aufmerkſam und vorſichtig dahin ging, fand ſie auf einmal die tiefe Spur von Fußtrittten, die ſich quere über ihren Weg hinzogen.

Ohne langes Befinnen trat ſie in dieſe Fußtapfen ein. „Es iſt mir, als müßt' ich!“ ſagte ſie.

Je weiter ſie vorſchritt, deſto tiefer wurden

die Spuren; ja sie kam sogar an eine Stelle, wo ein größerer, breiter Giebel in die Schneemasse unzweifelhaft ankündigte, daß der Vorgänger hier zusammengebrochen sei und sich mühsam wieder aufgerichtet habe. Aber ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, als sie jetzt in einer tiefen Hohlung etwas Schwarzes entdeckte, darnach griff und eine schwarze Pelzklappe herauszog.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief sie aus. „Das ist seine Kappe. Ich hab' sie ihm ja selber vor vier Jahren zum heil'gen Christ geschenkt! Gott im Himmel, steh mir bei, meine Kräfte wollen wanken, ich kann kaum mehr weiter; aber, und sollt' es mein Lob sein, ich muß in den Schieferbruch.“

Sie setzte nun unter den größten Beschwerden und Gefahren ihren Weg fort, und kam endlich an den Rand des Abgrundes. Als sie da hinabsah und die Spuren verfolgte, traf ihr Blick auf einen schwarzen Körper, der halb im Schnee vergraben regungslos da lag.

„Gottlieb, Gottlieb!“ rief sie in entsetzlicher Angst hinab. Keine Antwort.

„Gottlieb!“ wiederholte sie und strengte alle ihre Kräfte der Stimme an. „Gottlieb, um Christi willen, antworte! Gottlieb! Herr im Himmel!“ fuhr sie nun verzweifelt fort, als unten im Abgrund Alles in der grauigsten Lobensille blieb,

und warf sich auf ihre Kniee nieder, daß sie bis an den Leib in Schnee versank. „Herr im Himmel, erbarme Dich meiner! Hast Du keinen Engel mehr für mich, der meinen Angstschrei in das Ohr des Unglücklichen trage! Allmächtiger, barmherziger Gott, ist Dein Arm zu kurz geworden, eine arme Seele vom Tode zu erlösen?“

„Gottlieb!“ schrie sie nun aufs Neue in die Tiefe hinab: „Gottlieb, wenn Du nicht antwortest, Gott verzeih mir meine Sünde, aber ich stürze mich hinab zu Dir!“

Da war es ihr, als bewege sich etwas unten im Schneegrab; und ein leiser Jammerton drang herauf zu ihr; aber das war Alles.

„Nun denn!“ rief das Mädchen in höchster Angst. „Ich kann nicht anders, ich muß hinab, und sollt' ich in mein Grab steigen! Herr im Himmel, der Du der Wittwen und der Waisen Vater und Versorger bist, erbarme Dich meiner armen Mutter und meiner armen Geschwister!“

Und nun schritt sie vorwärts, abwärts in die graußige Tiefe; schon beim dritten Schritte brach die leichte aufgeweichte Schneedecke des Abhangs durch; das Mädchen brach zusammen und überschlug sich. Mit der Kraft der Verzweiflung stieß sie beide Arme bis an den Ellenbogen in den Schnee, um sich vor dem Sturze zu bewahren. Es gelang ihr; und so schritt und rollte sie sich

stufenweise hinab, oft bis an die Brust vergraben, oft in Gefahr, den Ruhepunkt in der trügerischen Schneewand zu verlieren, aber der Arm des Ummächtigen ließ sie nicht untergehen. Sie kam endlich unten an und stürzte sich auf den Körper des Unglücklichen.

„Um Gottes willen, lebst Du noch?“ rief sie den Mann an.

Ein dumpfer, erstirbender Ton war die Antwort.

Da besann sich die Dorel nicht lange; sie grub mit ihren Händen den Schnee links und rechts aus. Ihre Hände glühten wie fließendes Erz, aber in kalter Rothgluth, der Schweiß floß in großen Tropfen von dem ganzen Angesicht, aber sie ruhte nicht eher, bis der ganze Körper von dem Schneebette frei war. Dann rieb sie die Schläfe des Mannes und die Pulsadern an beiden Armen, nahm eine Hand voll Schnee in den Mund, bis er zu Wasser zerlaufen, und ein wenig erwärmt war; dann legte sie ihren Mund auf die halbgeöffneten Lippen des Mannes und saßte das laue Wasser tropfenweise hinein, und hauchte dann ihren warmen, von der verzweifelten Kraftanstrengung fast glühenden Athem in die Brust des Unglücklichen; und als jetzt dieser die Augen öffnete und hier sie anblickte und die Brust sich hob zu neuem Athemzuge, stieß das Mädchen einen fast wahnsin-

Sie schritt nun voraus, watete bis an die Kniee im Schnee, und Gottlieb schritt hinter ihr drein in den von ihr gebahnten Weg, und ließ sich von dem Mädchen nachziehen, wie ein Hündlein an der Leine. Endlich kamen sie aus dem Schieferbruche heraus auf den Weg, der an demselben vorbeiführt. Glücklicherweise war auch dieser Weg von Handschlitten befahren gewesen, und somit etwas geebnet.

Aber der Weg in's Dorf zurück-bis zu Gottlieb's Hause betrug eine halbe Stunde, und der Dorel stiegen nun Bedenken und Aengste auf, ob der arme Mann auch den weiten Weg würde gehen können. Aber der allmächtige und allbarmherzige Gott thut nichts halb. Um die Ecke bog jetzt ein Handschlitten, von einem etwa zehnjährigen Knaben gezogen, um im Walde dürre Aeste zu holen. Die Dorel erkannte den Knaben, es war der Bruder ihrer Freundin, der lahmen Minel.

„Ich kann Dir nicht helfen, Karl!“ rief sie dem Burschen entgegen: „Du mußt wieder umkehren, und mußt uns Deinen Schlitten borgen. Und sag's nur der Minel, sie soll heute die Feuerung von uns kriegen; und Du sollst's auch nicht umsonst thun. Nicht wahr, Karl, Du willst?“

„Ja,“ sagte der Knabe: „Ich thu's gern!“ und drehte den Schlitten um.

„Nu, Gottlieb!“ fuhr das Mädchen zu diesem gewendet fort und lächelte dabei: „Da schläft Dir der liebe Gott 'ne Kutse; setz Dich drauf, der Karl uns 'sch werden Dich schon fortbringen!“

Gottlieb weigerte sich zwar; aber die Dorel hörte gar nicht drauf, sondern drückte ihn nieder auf den Schlitten, zog schnell den Rocküberwurf ab, schlug ihn wie eine Decke um Brust und Hände des Burshen, und spannte sich lachend an den Schlitten, wie ein muthiges Küllen, und nun ging's vorwärts, so schnell nur in dem halbgehakhten Wege der Lauf möglich war.

Jetzt kamen sie an die ersten Häuser im Dorfe; und obgleich da und dort Jemand des Fahrwerkes ansichtig wurde und Neugier und Bewunderungsrufe ausließ, ließ sich die Dorel doch im Geringssten nicht stören und zog mit dem Knaben den Schlitten bis vor Gottliebs Haus. Da kamen die Miethsleute, die mit darin wohnten, und die die Wirthschaft Gottliebs führten, heraus, und nahmen ihn in Empfang.

„Nacht nur e recht warm's Stübel,“ rief ihnen die Dorel zu: und, „Gottlieb, 's Beste für Dich wird, Du legst Dich gleich ins Bette und läßt Dir e paar Tassen Pfeffermünze kochen. Und der liebe Gott sei bei Dir!“

Und mit diesen Worten ging sie fort, zurück in ihre Hütte.

Als sie bei den Ihrigen eintrat, schrie die Mutter vor Freude laut auf und fiel der Tochter um den Hals: „Ach Gott sei ewig gelobt und gedankt, daß Du wieder da bist, Dorel!“ sagte sie. „Ach, ich habe Todesangst um Dich ausgestanden. Wo bist Du denn gewesen, Kind?“

„Mutterle,“ antwortete sie bewegt: „es war doch gut, daß ich ging. Und ich will auch Alles erzählen; aber kocht mir e paar Tassen Kaffee; ich bin e bißel ausgekühlt!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ sagte die Mutter und sprang hinter den Ofen. „Aber sag mir nur Dorel, was ist denn mit Dir vorgegangen?“

„Mit mir selber nichts!“ entgegnete sie, „aber ich kam gerade recht in den Schieferbruch, um einen Menschen zu erretten, der da lag und erfrieren wollte!“

„Und wer war denn das?“ fragte die Mutter.

Da drehte sich die Dorel um, um ihre Thränen und die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Endlich sagte sie mit erzwungener Gleichgültigkeit: „'s war der Gottlieb!“

„Was!“ rief die Mutter aus: „der Gottlieb! der schlechte Mensch? Das weiß der liebe Gott, Dorel, was Du für e Herz hast!“

Der Gottlieb war nicht durch seine Schuld in so große Lebensgefahr gekommen. Er war im

nächsten Dorfe gewesen, um das Maasß zum Sarge eines Kindes zu nehmen; denn obgleich Stallmacher seines Gewerbes pfuschte er doch zuweilen in die Tischlerei, zumal bei solchen Arbeiten, wo auf Zierlichkeit und Ebenmaasß eben nicht viel ankam und die Leute sonst mit seiner Arbeit zufrieden waren. Auf dem Rückwege traf ihn ein heftiges Schneewetter, das er die Augen nicht mehr aufthun konnte und den ohnehin spärlich gebahnten Weg halb verloren hatte. Auch er wußte den Weg vom Schieferbruch ins Dorf zurück, und wollte ihn eben auffuchen, als er plötzlich am Rande des Abgrunds ankommend, vom stehenden Glanz der Eiskrusten geblendet und vom langen Waten in tiefem Schnee bis zum Tode ermüdet ausglitt und nicht im Stande, sich zu erhalten, die graufige Tiefe hinabstürzte. Nur das weiche feuchte Bett, in das er niederstürzte, rettete ihn vom Tode; aber der entsetzliche Fall hatte ihn doch betäubt und er wäre ohne Rettung verloren gewesen, hätte nicht die Dorel, von Gott selber zu seiner Rettung ihm gesendet, ihn aufgefunden und die fliehenden Lebensgeister wieder zurückgerufen.

Er kam mit einer leichten Erkältung davon; ein heftiger Schweiß stellte seine Gesundheit in wenigen Tagen wieder her, so daß er wieder an seine Arbeit gehen konnte.

Es konnte nicht fehlen, daß seine fast wun-

verbare Errettung vom Tode durch seine ehemalige Braut den höchsten Eindruck auf sein Gemüth machte; und wenn seine ganze bisherige Lebensweise deutlich bewiesen hatte, daß ihm die Trennung von der Dorel ein bitterer Stachel im Herzen war, so mußte dieser neue Vorfall ihn soltends zu der Ueberzeugung bringen, daß er dem armen Mädchen schandbares Unrecht gethan, und daß er ganz allein der Schuldige war. Seine bessere Erkenntniß, seine Reue hatte er allerdings am Nächtingen in den Worten ausgesprochen: „Dorel, ich bin's nicht werth, was Du an mir thust!“ — aber freilich die Worte allein machen's nicht; er mußte nun durch die That zeigen, daß er seine ganze Verschuldung, seinen Unwerth fühle und daß er sich des treuen, rechtschaffnen Mädchens wieder würdig und werth machen wolle. Ach, warum that er das nicht?

Gottlieb ward von der Zeit an tieffinnig; Tag und Nacht stand Dorels Bild vor seiner Seele, wie sie ihn wie ein Wdgelein gespeiset und getränkt und an ihm gethan hatte, was nur die herzlichste und völigste Liebe thut. Seine unaufhörliche Seelenqual bestand in der Beantwortung der Frage, wie er es wohl anfangen müsse, um mit der Dorel wieder zusammen zu kommen. Die ersten Tage nach jenem Unfall war er der stillen Hoffnung, die Dorel werde wohl selber kommen

und nachsehen, wie es ihm gebe. „Vielleicht, dachte er, „bringt sie dir auch e Lippel Suppe mit!“ und er schmeckte schon im Voraus die Süßigkeit dieser Speise; und hatte der Miethsfrau die seine Wirthschaft besorgte, es auf die Seele gebunden, die Stube recht hübsch reinlich und ordentlich zu halten, und der Dorel gleich einen Stuhl vorzusetzen, wenn sie käme.

Aber die Dorel kam leider nicht; ja die Grausame ließ nicht einmal fragen, was er mache; sie hätte, meinte Gottlieb, ein Geschwister herschicken sollen, und wenn's nur 's kleine Fingel gewesen wäre, so wär's doch was. „Aber“, fuhr er klagend und vorwerfend fort: „'s ist ihr einerlei, ob ich sterbe oder lebe und sie hat mich nur aus dem Schnee rausgezogen, daß ich in meiner Stube sterben soll. Und nicht einmal e bißel Suppe! Du lieber Gott, ich weiß, sie gibt dem schlechtesten Handwerksburschen zu essen und läßt 'n rein kommen und am Dfen auswärmen, und steckt 'n noch e Keil Brot in's Felleisen; aber ich kann hier liegen und hungern und dursten, das ist ihr partu egal!“

„Die will nichts von dir wissen;“ sagte er ein ander Mal zu sich und war gar erboßt und ärgerlich dabei. „Und 's ist auch 's Beste. Sie ist nu e reiches Weibsen geworden und sie thut gar denken, ihr Geld läg' mir am Herzen. Nu

ist es erst recht aus mit uns. Und was sie an mir gethan hat, das thut sie auch an Andern. Und wenn's e' Andern gewesen wär, der in dem Schieferbruch lag, ich wollt' wetten, sie hätt'n auch nicht liegen lassen. Daß nu gerade ich's gewesen war, nu, bu lieber Gott, das schät sich oft wunderbarlich; und wenn die Dorel heut in den Schieferbruch stel und ich käm' dazu, ich würd' sie wohl auch nicht liegen lassen. Und dann hebt sich die Sache!"

Dieser trotzige Trost wollte aber leider nicht lange wiederhalten. Er sann immer wieder nach, wie er's wohl anfangen müßte, um mit ihr zusammen zu kommen. Endlich wurde es plötzlich licht in seiner Seele. Ja, das thu ich! rief er aus „das wird's Beste sein, und ich seh' wohl ein, ich muß den Anfang machen!"

Und was that er? Er suchte nach Feder und Dinte und Papier; aber lange vergebens. Die Dinte war in dem kleinen Fläschchen, das an einem Faden an der Wand hing, obllig eingetrocknet; er goß ein wenig Wasser hinein und wusch damit die schwarzen Ränder ab, bis er auf diese Weise einen schwärzlichen Saft zusammengebraut hatte. Mit der Feder wollt's auch nicht recht passen; die war von der Dinte, die wie eine Kugel am Schnabel festsaß, halb zertressen und machte greuliche Kratzerlöcher, als er sie probirte. Papier

wollte sich aber durchaus nicht auffinden; er suchte alle Schabkäser durch, er lehrte alle Winkel aus, es war nichts zu finden; auch die Birtheute hatten nicht ein Häserchen Schreibpapier im Besitz.

Armer Gottlieb! Da willst einen Brief schreiben; wahr's nicht 's Allerbeste, du gingst selber zur Dorel und schlägst, wenn du an die Stubenthür klopfst, zugleich wie der Böllner mit an die Brust und sprichst: „Dorel, vergieb mir meine Sünden!“

Aber obgleich er wohl dran dachte, selber zu ihr zu gehen, so war doch die Schaam vor sich selber und am meisten vor der Mutter so groß, daß er diese Gedanken gar nicht weiter aufkommen ließ, sondern fest dabei blieb, lieber einen Brief zu schreiben.

Endlich griff er nach dem Gesangbuche; es fiel ihm ein, daß dort zu Anfange und zu Ende ein leeres Blatt zu finden sei. Das war wohl auch, aber freilich war das Papier seiner Farbe und Glätte wegen in einem Zustande, daß es sich durchaus nicht zu einem Briefe eignete, mit welchem man sich schon im Aeußeren das Wohlgefallen eines Frauenherzens erwerben will. Aber dem Gottlieb war das kein Anstoß; er riß das Schlußblatt des Gesangbuchs heraus, setzte sich hin, laute wohl eine Viertelstunde an der Feder, schrieb dann ein, zwei Wörter — hörte dann wieder auf — durch

stich das Geschweißel, und fing darunter von vorne an, bis er zuletzt doch mit dem Briefe zufrieden war, ihn zusammenbrach, wickel ein wenig Leim aus dem Leimtopfe anflecht und ihn seiner Wirthin zur Beforgung an die Dorel übergab.

Die Dorel saß, wie gewöhnlich, an ihrem Klappelsack und war just mit der Mutter allein im Zimmer, weil die Geschwister alle bei dem Nachbar auf Besuch waren.

Als die Frau mit dem Briefe eintrat und ihn der Dorel überreichte, ward sie roth vor Ueberraschung, wie sie zu einem Briefe komme; und war solches der erste Brief seit ihres Lebens, der an sie kam. Sie mußte gar nicht, was sie damit machen sollte; wenigstens drehte sie das schmutzige, zertrickelte Papier in der Hand herum und sagte endlich: „Muß denn nicht hausen drauf stehen, an wen der Brief ist? Da steht ja aber gar nichts drauf. Ist denn der Brief wirklich an mich?“

„Ei freilich!“ antwortete die Frau; „ich hab's ja selber gesehn, wie'n der Gottlieb geschrieben und zugeleimt hat, und wie er mir sagte: „Gehse den Brief der Dorel und Botenlohn braucht se gerade nicht zu nehmen, wenn se keens kriecht!“

„So!“ sagte die Mutter. „Ich wüßte auch nicht, wofür, und was mit meinem Klube zu reden hat, der kann selber kommen. Wir sind keine

vornehmer Leute, daß die Leute aus Briefe ins Haus schicken thun!“

„Mutterle!“ bat die Dorel: „Die arme Frau kann ja nichts davor. Und warst nur e bissel, liebe Frau; ich hab' meinen Kaffee noch in der Kanne; komm se her, trink se!“

„Nu, wenn's sein mag!“ sagte die Frau und trank in wenig Minuten das ganze Kännlein aus, bedankte sich dann schön und ging mit einem: „Gelt Gott!“ zur Thür hinaus.

Jetzt erst hatte die Dorel den Muth, den Brief zu öffnen, was ihr um des Leimes willen nur dadurch gelang, daß ein Schtzel abriß und am falschen Orte hängen blieb.

„Mutterle“ sagte sie nun: „'s ist mir, als wär's nicht recht, daß ich den Brief allein lesen thu', und ich will'n euch vorlesen.“

Die Mutter nickte zustimmend, obgleich sehr verdrislich. Und nun las die Dorel:

Liebe Dorel

Weil ich noch deinen Rock hab', Da Du mich zugebedt hast aus dem Schieferbruch. Du wirst'n wohl brauchen, so hab ich was mit Dir zu reden, weil's Deine Mutter nich hören darf. Also wie's zu Abens lauten thut, Du weißt schon, wo, nämlich hinter der Mühle. Ich verbleibe

Dein liebster Gottlieb.

„Da hast Du den schlechten Menschen!“ rief die Mutter zornig aus. „Also ich soll's nicht hören, was er mit Dir zu reden hat. Dorel, ich begreif Dich nicht, der schlechte Mensch muß Dir's ordentlich angethan haben, daß Du wie verhasst auf'n bist. Und du weißt, Dorel, ich hab's immer gut mit Dir gemeint, aber das geb ich doch nimmer zu, daß Du mit dem Menschen wieder anbindst.“

„Beruhigt euch, Mutterle!“ bat die Tochter mit schmerzlichem Lächeln. „Ich hab vier Jahre um den Gottlieb gefreit, und ich schäm' mich dessen nicht; nu kann der Gottlieb auch vier Jahre um mich frelen, aber anders, als so mit dem Briefel da. Ich bin keine Rabel, Mutterle; das weiß ich; aber wenn ich auch nur die Lea bin, so kann der Gottlieb immer schon der Jakob sein. Und dabei bleib ich!“

„Na, das ist doch endlich e Wort!“ rief die Mutter aus.

Und von diesem Augenblicke an war die Dorel eine ganz andre geworden.

Der Gottlieb hatte sich so zierlich, als möglich herausstaffirt, um der Dorel schon durch seinen äußern Menschen zu gefallen. Noch ehe es zu Abend läutete, war er hinter der Mühle auf

einer von Urtien besetzten Wiese erschienen, einem Orte, wo er ein oder zwei Mal mit seiner Braut sich zusammengefunden, um einen gemeinschaftlichen Abendspaziergang zu machen, und wobei er sich immer geärgert hatte, daß die Dorel nie allein kam, sondern das eine Mal mit ihrem Bruder Georg, das andre Mal mit der lahmen Minel. Dieses züchtige, keusche Wesen seiner Braut hatte seine Eitelkeit und seinen Stolz verletzt und war der erste Anfang zu einer gereizten Stimmung gegen sie, die sich in erzwungne Gleichgültigkeit umgewandelt und zuletzt den völligen Bruch herbeigeführt hatte.

Der Gottlieb ging ungeduldig auf und nieder und studierte sich die Rede ein, mit welcher er die Dorel empfangen und ihr aufs Neue Herz und Hand antragen wollte. Ja, sprach er für sich hin, ich werd' r sagen, daß ich ihren Rock schon lange zurückgebracht hätt', wenn sich's recht für mich schicken thät; und daß die Sache mit der Wenzel Lise nur e Späß gewesen ist, und daß ihre Mutter eigentlich an Allem Schuld ist; und daß ich's ihr verzeihen thü, was sie mir zu Leid gethan hat, und daß ich auch auf die Dorel gar nicht böß bin. Und die dreihundert Thaler, die sie von dem fremden Manne getriecht hat, die kann sie meinetwegen für sich behalten, sie müßte denn die Schulden auf'n Häufel damit bezahlen wollen;

wo ich ihr nicht zuwider wär. Und ich werd se so anreden, als wär' gar nichts vorgefallen und als wäste nur Alles so fein!"

Jetzt thäte von der fernen Kirche her das Abendglocke und Gottlebs Brust schlug dabei, als wär die Glocke in ihm selber drin.

„Jetzt werd se kommen!“ rief er unruhig aus. „Wäntlich ist se immer gewesen, das muß man ihr lassen!“ — Aber die Dorel kam nicht; seine Ungebuld wuchs von Minute zu Minute; er lief wohl zehnmal ein Stück des Weges, woher se kommen mußte, und lehrte allemal ärgerlicher auf den alten Platz zurück. Dabei war es immer dunkler und zuletzt wälige Nacht geworden.

„Nu kommt se wohl gar nicht!“ sprach er trostlos und ärgerlich zugleich für sich hin. „Ja, wenn ich wieder im Schiefesbruche läge, da käm' se gewiß wieder; aber, wenn ich gerade exprek mit ihr reden will, da ist se zu stolz!“

„Ich weiß aber auch gar nicht.“ fuhr er zornig über sich selbst, und von dem alten Geist der Verblendung ergriffen fort: „Ich weiß gar nicht was ich mir eigentlich für Mühe um se gebe. Dorel, Dorel, wenn du etwa denkst, daß ich dir partu nachlaufen soll, da müestu lange warten müssen!“

Und mit diesem Abschluß seiner Gedanken kehrte er eilenden Schrittes in seine Wohnung zu-

rück. Er konnte die Nacht wenig schlafen, Kummer und Verdruß, Liebe und Hoffnung füllten seine Seele und kam zu keinem ernstem Entschlus, was er nun weiter thun wollte.

Am Morgen packte er Dorels Apfel in ein nicht allzu sauberes Handtuch und schickte ihn durch die Wirthin an die Eigenthümerin. „Sie muß doch was sagen lassen!“ tröstete er sich; „und muß sich bedanken, und vielleicht läßt sie mir sagen, warum sie nicht gekommen ist, und daß sie lieber heute kommen will!“

Aber die Frau kam zurück und erzählte nie, sie des Dorel gar nicht gesehen und die Mutter ihr in der Hausthür entgegen kam, ihr das Paket abgenommen, das Handtuch zurückgegeben und weiter gar nichts gesagt habe; als: „'s wär schon gut!“

Also wieder eine Täuschung. Jetzt wollte es der Gottlieb mit dem Kirchweg versuchen; aber die Dorel mußte es ordentlich darauf anfangen, mit ihm nicht zusammen zu treffen; sie ging nie allein, und immer mit andern Leuten, und wenn er auch bei ihr vorbeiging und sagte: „Gruß Gott mit 'nander!“ so sagte sie wohl „Schöna Dank!“ aber sie sah sich gar nicht um nach ihm und that, als kannte sie ihn gar nicht.

Und in der Kirche selber wollt's ihm auch nicht gelingen; er nahm sich einen Platz auf dem

Thor neben der Kanzel, von wo er gerade herunter sehen konnte, der Dorel ins Gesicht; aber das war ordentlich merkwürdig, daß die Dorel ihn durchaus nicht wegkriegen wollte; sie sah entweder vor sich hin, oder so gerade und so fest auf den Pfarrer, daß sie nicht ein einziges Mal auch nur ein bißel nach ihm blinzelte.

„Galt“, dachte er jetzt: „ich werd's mit der lahmen Minel verabreden, die ist ja ihre beste Freundin und ist fast alle Tage bei ihr.“

Er machte also der Minel einen Besuch und stellte es ihr vor, wie sie der Dorel Alles vorstellen sollte und sollte sie aushorchen, und es sollte ihr Schade nicht sein.

Die Minel war bereit dazu; wie sich denn ein Frauenherz gar gern zu allerlei Aufträgen und Unterhandlungen versteht; wahrscheinlich weil's eine Sache ist, die das weibliche Gemüth am Besten versteht und keinen Unterricht darin nöthig hat. Die Minel hinkte also zur Dorel und that lange Zeit, als wär Alles wie gewöhnlich und als käm' sie nur so zu Nothen. Aber wer sie ansah, der mußte merken, daß sie sich gar erschreckliche Gewalt anthat und allerlei dummes Zeug redete, weil sie immer mit sich selber beschäftigt war. Sie wollte doch auch nicht mit der Thür ins Haus fallen und die Dorel sollte selber das Gespräch auf den Gottlieb bringen. Aber die Dorel redete

dies und das, war heiter und guter Dinge und schien es gar nicht einmal sonderlich zu merken, daß die Freundin so sonderlich mußte und druckte.

Der Minel drückte es aber bald das Herz ab und sagte endlich so gleichgültig, als nur möglich: „die Zeiten sind böß' und mit dem Verdienst geht's schlecht, und die Stellmacherei soll gar schlecht gehen!“

„Deshalb sagt aber die Schrift“, entgegnete die Dorel: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böße Zeit. Und die Zeit wär' gar nicht böß', wenn's die Leute nicht wären!“

„Von wem weiß Du denn das?“ fragte die Minel schnell; denn sie dachte, das wär' ganz gewiß ein Stieb auf den Gottlieb.

„Ich red' von Niemandem und von Allen!“ antwortete die Dorel. „An der bößen Zeit hat Jeder seinen Theil, und der's größte, der's nicht Wort haben will.“

„Nu“, fuhr die Freundin fort, „kennst Du Ehnen, der's nicht Wort haben will?“

„O ja!“ erwiderte die Dorel ganz ruhig: „'s ist mir bald, als ob Du's selber wärst?“

Diese Antwort verdroß das Mädchen, entweder weil sie sich getroffen fühlte, oder weil die Dorel durchaus nicht zu fangen war: „Ich weiß gar nicht, wie Du mir heut vorkommst!“ rief sie aus.

„Na na, Minel!“ entgegnete die Dorel mit herzlichem, arglosen Lächeln: „Sei Du aufrichtig; Du bist nicht wie sonst; und ich könnte von Dir sagen, ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst!“

Die Freundin schloß einige Augenblicke; dann sagte sie: „Gerad' aus, ist's besser, und ehrlich währt am längsten. Du hast recht, Dorel; ich hab' was auf dem Herzen und wüßte gern, Du sollst zu erst davon anfangen; aber Du thust's nicht. Kurz und gut, ich wollte mit Dir von Gottlieb reden!“

„I nu, warum nicht?“ rief das Mädchen lächelnd aus: „Wenn Du was hast!“

„Ich merk's wohl, ich bin zu dumm dazu“ fuhr die Minel fort: „Also ich sag's gerade, wie's ist. Der Gottlieb hat mir gesagt, ich soll Dich anhören, was Du über'n denkst, und wenn ich euch wieder zusammenbringen könnte, sollt's mein Schade nicht sein!“

Minel, sagte nun das Mädchen ernsthaft: „das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß Du Dich zu so was hergibst. Stehste Minel, ich hab Dich lieb, aber das sag ich Dir, wegen so was könnt' ich mit Dir die Freundschaft aufheben. Aber 's ist gut, daß Du selber sagst, ehrlich währt am längsten. Und so mag's gut sein und weiß ich gewiß, daß Du davon nicht wieder anfängst. Nicht wahr, Minel?“ Und dabei gab sie ihr freund-

lich die Hand, und die Eintracht war wieder hergestellt.

Als sich nun des andern Tages der Gottlieb die Antwort bei der Minel holte, sagte die zu ihm: „Geht mer weg mit eurer Bestellerei, wenn Ihr wollt 'ne aparte Suppe essen, so müßt Ihr sie Euch selber kochen!“

„Ihr großthüchtiges Weibseuwolt!“ rief Gottlieb zornig aus und verließ schnell das Zimmer. „Nu soll se aber sehen, was se angericht't hat“ sagte er unterwegs zu sich.

Unfähig ein weibliches Gemüth in seiner unbefleckten Keuschheit und edlen Schaamgeföhle zu erkennen und zu begreifen, erklärte er Dorels Benehmen gegen ihn ohne Weiteres als den Ausdruck des Stolzes; der Hoffart, die sich über alle Maßen müß kochen lassen, um sich desto theuer zu verkaufen. Der verblendete Mann, den die bisherige Führung seines Lebens auch nicht die Augen zum rechten Verständniß seines eignen Herzens hatte öffnen können, ward, wie alle Menschen, deren religiöse Erkenntniß nicht über die Grenzen des alltäglichen, sogenannten gesunden Menschenverstandes hinausgeht und die in allen Dingen ihre natürliche Lust zum Rathgeber machen, ein Opfer seiner Thorheit, wie sie in der Masse des Volkes zu Tausenden tagtäglich vorkommen.

Er hüllte seine Seele in Troß und rachsüchtigen Willen, erzgebirg. Dorfgeschichten. II. Bd' 7

tiges Wesen; er wollte der Dorel wehe thun, that sich aber nur selber das größte Leid. Er besuchte von nun an wieder die Schenke, nicht aus natürlicher Neigung, sondern um damit aufzufallen; er betrank sich zwar nie und gefellte sich auch nicht zu den Spielern und Hänkern. Dagegen ward er ein wüthender Tänzer und verschwendete bei solchen Veranlassungen bald an diese, bald an jene Dorfschöne sein Geld, das er durch seine Wochenarbeit nicht zur Hälfte verdiente.

Selbst mit der Wenzel Lise, die auch als ehrsame Ehefrau den Rosa-Rinaldini-Grundsätzen ihres jungfränkichen Lebens treu geblieben war und mit ihrem gefügigen Eheherrn allsonntäglich die Schenke und den Tanzsaal besuchte, selbst also mit der Wenzel Lise hand er wieder an, tanzte mit ihr wohl drei Mal noch einander, traktirte sie mit Bier und Schnaps; den sie nun trinken gelernt hatte, und sättigte ihren Appetit mit Butter und Semmel, und geberdete sich dabei, als müsse er vor lauter Lust und Fröhlichkeit noch zerplagen, wenn er sie nicht ausjubelern könne. Und doch war das Alles erlogen, er hatte auch nicht die geringste Lust daran, und seine einzige Freude war der Gedanke, durch dies sein wüßes Leben die Dorel zu ärgern und zu tränken und sie zu zwingen, sich ihm, aus lauter Noth um ihn, selber noch anzutragen.

Daß dabei die Stellmacherei bei ihm immer mehr rückwärts ging, und die Kunden, weil sie seine Arbeit fertig von ihm erhalten konnten, sich endlich ganz von ihm abwendeten, war die natürliche Folge seines Leichtsinns, gewissenlosen Gebahrens. Aber er mußte doch leben; er brauchte zu seinen Sonntagsergnügungen wiederholt Geld. Wie half er sich nun? Anfangs erborgte er sich hier und da bei den Nachbarn einige Thaler, zuletzt sogar einzelne Groschen; als er aber seine Gläubiger nicht befriedigte und diese ihn mit der Klage bedrohten, entschloß er sich kurz und schnell, das zu seinem Händchen gehörende Stück Feld zu verkaufen.

Auch dies Geld reichte nicht lange aus; er machte neue Schulden und als die ihm gesetzte Wiederbezahlungsfrist natürlich wieder verstrich, ohne daß er bezahlte, ward von Gerichtswegen sein Haus zur Exhastation ausgeschrieben.

Als ihm dies vom Gerichtsdienner angekündigt wurde, traf es doch sein Herz. Er erbleichte und erzitterte und lief wie wahnsinnig fort und kam die Nacht nicht nach Hause, weil er ohne Ruhe und Raß im Wald und Feld umherirrte.

Um diese Zeit, eben zwei Jahre nach jenem Ereigniß im Schieferbruche, trat die lahme Minnel bei der Dorel ein und sagte: „Dorel, dies mal komme ich expreß von mir selber, und nicht,

weil ich Dich anhörchen soll; aber der Gottlieb geht ganz und gar in sein Glend, wenn ihn nicht Jemand 'rauszieht, und es gibt auf der ganzen Welt nur eine Seele, die das kann, und das bist Du Dorel. Und Du mußt es thun, denn das Mitleid frist einem 's Herz ab!"

„Warum soll gerade ich's thun?“ fragte die Dorel unruhig.

„Das weiß alle Welt“, fuhr die Freundin fort, „daß der Gottlieb nur Deinetwegen so erschrecklich böß' und lieberlich geworden ist, daß er sich grämt und hämt, weil Du'n verachten thust, und daß er, wie man spricht, aus Deschparazion ins Glend läuft!"

„Minel“ erwiderte das Mädchen ernsthaft, „ich halt Dir zu gut, was Du da red'st; denn ich seh, Du verstehst's nicht. Wenn um meinetwegen Jemand böß' und lieberlich wird, so wär das 'ne schreckliche Sünde, wenn ich daran Schuld wär. Aber woher weiß denn der Gottlieb, daß ich 'n verachten thu? Hat er sich jemals nur mit einem Blick vor mir sehen lassen? Hat er jemals nur ein Sterbenswörtlein mit mir geredt?"

„Aber Du weißt doch, Dorel“, widerlegte die Freundin, „daß der Gottlieb Dich gar zu gern haben möchte, und daß er nur deshalb, weil Du nichts von ihm wissen willst, so schrecklich runter gekommen ist. Da haben's 'n auch's Hans noch abgepfändt, und er muß entweder ins Armenhaus,

oder Gott verzeih mir meine Sünde, er thut sich noch e Leid's!

„Ich weiß kaum“, entgegnete die Dorel schnell, „wie ich Dir antworten soll, so viel möchte ich Dir auf einmal sagen. Du sprichst, daß ich nichts von ihm wissen wollte, — ach, ich hätte, wenn ich's menschlich betrachte, viele glücklichere Jahre hinter mir, wenn's so wär! Und wie ich mir denk', daß ich selber nur deshalb böß' und lieberlich werden sollt', weil ich Jemanden lieb hab, so ist mir schon der bloße Gedanke eine große und schwere Sünde. Ich hab en anderen Glauben, nämlich daß ich, eben weil ich Jemanden lieb hab', gerade deshalb nu erst recht gut und brav werden müßt. Und woher weiß Du denn, Minel, daß mich der Gottlieb wirklich lieb hat. Die Liebe, steht in der Schrift, thut nichts Böses und eifert nicht und treibt nicht Muthwillen und trachtet nicht nach Schaden; aber von alle dem thut der Gottlieb 's Gegentheil!“

„Aber“ warf die Minel ein, „das müßt Du doch selber sagen, daß der Gottlieb doch nur um Dich freit.“

„Ich unglücklich Weib!“ rief die Dorel aus und die Thränen standen ihr dabei in den Augen: „Bin ich denn selber gar so böß' und gottlos, daß Jemand, der mich haben will, Gottes und Menschengebot mit Füßen treten muß? Ne Minel. Mein Herz ist erschrecklich wohlfeil, ich

geb's um e einzig gut's Wötel hin, aber das Gebot, was der Gottlieb mir drauf thut, das ist doch gar zu schlecht!“

„Und kannst Du's mit ansehen,“ fragte die Freundin, „wenn der Gottlieb ins Armenhaus muß?“

„Ja das kann ich!“ antwortete die Dorel schnell. „Das ist nicht meine Sache, das ist Gottes Sache. Wenn mir der Gottlieb bestimmt ist, so nehm ich'n auch aus dem Armenhaus. Und 's ist mir bald, als müßt' der Gottlieb erst ins Armenhaus, eh' er Christum erkennen lernt!“

„Aber etwas könnt'stu doch thun“, erwiderte die Minel im Ton der Bitte: „Wenn Dir's recht wär', so ging ich hin zum Gottlieb und sprach: Die Dorel ist Dir nicht böß, und Du sollst nur zu ihr kommen und mit ihr reden!“

Die Dorel schüttelte den Kopf und sagte: „Hätt'stu das gethan und mir nichts davon gesagt, so hätt' ichs nicht hindern können, und ich hätt' auch nichts darwider gehabt, denn dazu sind wir da, daß wir einander helfen und fördern in allen Leibes- und Seelenndthen; aber da Du das den Gottlieb von mir ausdrücken willst, muß ich sprechen: Minel, das thust Du nicht. Und soll's mein Leben kosten, ich kann nicht anders; ich weiß gewiß, daß ich nichts mehr thun darf, was der Gottlieb nicht zuerst und von sich selber thut!“

Und dabei blieb die Dorel und die Freundin mußte unverrichteter Sache wieder heimgehen.

Mit dem Gottlieb gieng aber immer schlimmer; er kam oft wochenlang nicht nach Hause, und trieb sich von Ort zu Ort herum und nährte sich auf die kümmerlichste Weise.

Und dabei kam der Subhastationstermin heran. Gottliebs Häuschen ging für 20 Thlr. weg und hatte es der Gerichtshalter selber erstanden. Und am selben Tage zog der Gottlieb ins Armenhaus.

Etwa ein Jahr nach diesem Ereignisse trat eine alte ärmlich und unsauber gekleidete Frau bei der Dorel ein und brachte einen schönen Gruß von Gottlieb und sie möchte doch so gut sein und zu ihm ins Armenhaus kommen, er hätt' ihr was zu sagen, und er kömmt nicht eher sterben!"

„Frau, was redt Sie da?“ fuhr das Mädchen erschreckt auf und ward selber todtenbleich. „Ich weiß ja gar nicht, daß der Gottlieb krank ist!“

„Ja, 's ist schnell mit'n gegangen!“ antwortete die Frau gleichgültig. „Und ich thu'n doch pflegen, wie ich nur kann, aus Christenpflicht; aber 's wird nichts mit'n. Was fort muß, muß fort!“

„Es ist nicht wahr!“ eiferte die Dorel entgegen. „Und was ist denn dem Gottlieb passiert?“

„Ja, das weiß der liebe Gott!“ sagte die Frau. „'s wird acht Tage sein, da ging er fort und kam erst gestern Abend wieder. Au, ich hab'

doch schon manchen elenden Menschen gesehen, aber der Gottlieb sah doch aus wie der lebhaftige Tod und konnt' sich auf keinem Beine mehr halten, so erbärmlich schwach war er und hat so 'n kurzen Athem, als wär'n die Lunge zugebunden. Und er wollt' gern 's heilige Abendmahl haben, aber er könnt's nicht eher, als bis er mit der Jungfer Dorel geredt, und mit ihrer Mutter auch, wenn's sein könnte! Und weil er gar nichts hat zum zudecken, so hab' ich ihn 'n alten Rock von mir gehorgt, aber es thut 'n immer noch frieren!“

Die Frau redete noch, als die Dorel bereits den Mantel über sich geworfen hatte und das Zimmer verließ. „Wartet bis meine Mutter kommt, und sagt ihr's;“ rief sie noch zurück und eilte von Todesangst gefoltert nach dem Armenhaus.

Als sie in die kleine Lehnstube trat, die nur ein einziges Zimmer hatte, zitterten ihr die Kniee und sie hatte Mühe sich bei dem Anblick, der sich ihr darbot, aufrecht zu erhalten. Auf dumpfigem, zerknütem Stroh, in einer Bettstelle ohne Seitenwände, die nur aus vier halb zerfressnen hölzernen Füßen und einem darüber gelegten Gurtdeckel bestand, lag eine bleiche bis zum Antsagen abgemagerte Mannsgestalt; in leinenen, zerissnen Beinkleibern, einer kurzen zerissnen Jacke und darüber der wohl hundertfach gestülpte Rock der alten Frau, welcher den Leib und die Arme des Kranken bedeckte.

„Gottlieb!“ rief die Dorel aus und hielt sich an der Lehmwand fest, um sich zu stützen.

Der Gottlieb aber legte eine abgewelkte Hand über die Augen, um seine Thränen zu verbergen.

„Dorel“ sagte er endlich mit schauerlichem Tone: „Der Herr hat Gericht über mich gehalten, und ich hab' nicht bestanden. Ich weiß nun, daß ich verloren bin, aber ich wollt' wenigstens mein Gewissen noch gegen Dich erleichtern. Dorel, was ich an Dir gesündigt hab', ist größer, denn daß mir's vergeben werden könnt'!“

„Du wirst nicht sterben, Gottlieb“, rief die Dorel aus: „Du darfst nicht sterben!“

„Ich lieg schon im Sterben!“ antwortete der Kranke mit schauerlichem Lächeln. „Wenn Du nicht Abscheu hast vor einem verdamnten Verbrecher, so fühl' meine Hände. Ich weiß, ich sterb' von unten 'rauf, und 's wird bald an's Herz kommen.“ Und dabei hielt er mühsam seine rechte Hand hin.

Als sie die Dorel angriff, durchschauerte sie die eisige Todeskälte; aber doch hielt sie sie fest, legte ihre glühende Stirn hinein und sprach mit banger Stimme: „Gottlieb, ja ich glaub's, Du mußt sterben! Gott sei mir gnädig!“ Und dabei weinte sie laut.

„Und vergiebst Du mir alle meine Sünde, die ich an Dir begangen hab?“ fragte der Sterbende.

„Der allwissende Gott weiß es“, betheuerte das Mädchen, „daß ich Dir nichts zu vergeben habe. Du hast mir nur Leid's gethan, weil Du für Dich selber nicht zur Erkenntniß kommen wolltest. Hätt'st Du vorn Jahre Deine Sünden vor Gott erkannt, so wär noch für Dich und für mich ein glücklich Leben auf Erden möglich gewesen. Ich bin Dir nie böß' gewesen, Gottlieb; ich hab' Dich immer lieber gehabt, als Du denkst; ich hab' gewußt, daß Du im Grund Deines Herzens auch mich lieb hast. Ich hab' Dein Häufel mit meinem Geld erstanden, und 's weiß Niemand was davon, als meine Mutter und der Gerichtshalter, und an dem Tage, wo Du zu mir kommen würd'st und sprechen: ich will dem Willen Gottes nicht länger zuwider sein und will mein hoffärtig Wesen von mir abthun und will ein guter Christ werden — an dem Tage hätte ich Dir Dein Häufel wieder gegeben und wär Dein Weib geworden. Aber es sollte nicht so sein!“

„Ja, nun seh ich Alles ein!“ sagte Gottlieb. „Weh mir, daß ich erst zur Erkenntniß komme, wo es zu spät ist!“

„Nicht zu spät!“ entgegnete das Mädchen; „sondern eben noch recht. Gottlieb“, fuhr sie ernst fort: „mit Deinem Leben stirbt auch mein Glück in der Welt; ich werde einsam und traurig bleiben, bis an meinen Tod; aber meine Freude und mein Dank zu Gott ist, daß Du nicht in Deiner

Verstockung und Verhärtung stirbt. Und so wie der Schwächer am Kreuze noch Buße that und 's war nicht zu spät, so wird auch Gott Dich zu Gnaden annehmen. Gottlieb, bereuſt Du denn herzlich alle Deine Sünden und glaubſt an unsern Heiland, daß er auch für Dich gestorben ist?"

„Ja!“ antwortete der Kranke, „das ist mein einziger Trost noch und was Du mir vom Schwächer am Kreuz gesagt hast, das thut mir so wohl, daß ich gar plötzlich eine große Erleichterung in mir fühle. Dorel, ich bin's nicht werth gewesen, daß Du mich so lieb gehabt hast und ist meine verdiente Strafe, daß ich in solchem Elende aus der Welt gehe; aber da ich weiß, daß Du mir meine Sünden vergiebst und daß ich noch zu Gnaden kommen kann, so danke ich dem lieben Herrgott, daß er mich noch in so großes Elend gebracht hat!“

Bei diesen Worten trat Dorels Mutter ein; auch sie erschrak des Todes bei dem Anblicke des Sterbenden. Sie hatte ihren Stolz gegen den unglücklichen verdienbeten Mann nie recht überwinden können, aber als jetzt der Gottlieb ihr die abgestorbne Hand entgegen hielt und sprach: „Mutter, vergibt mir meine Sünde; Ihr habt's immer gut mit mir gemeint, aber ich war zu böse, um es zu merken!“ da brach ihr das Herz und sie sagte unter lauter Thränen: „Wenn der liebe Herrgott freispricht, den darf der Mensch nicht

verklagen. Gottlieb, so wahr ich selig werden will, so vergeb ich Dir Alles, was Du mir und der Dorel zu leid gethan hast!."

„Ach!" rief nun der Kranke mit freudigem Lächeln aus: „Ach wie leicht ist mir nun um's Herz. Und wenn ich nun das heilige Abendmahl genießen könnt, so würde ich fröhlich sterben!"

Die Dorel hätte kaum diesen Wunsch vernommen, als sie schon forteilte, um den Pfarrer zu holen. Mutter und Tochter blieben auf besonderm Wunsche des Sterbenden bei der Abendmahlsfeier gegenwärtig. Gottlieb legte ein neues, volles Bekenntniß seiner Sünde ab und kaum eine halbe Stunde nach dem Genuße des heiligen Mahles starb er ruhig und still.

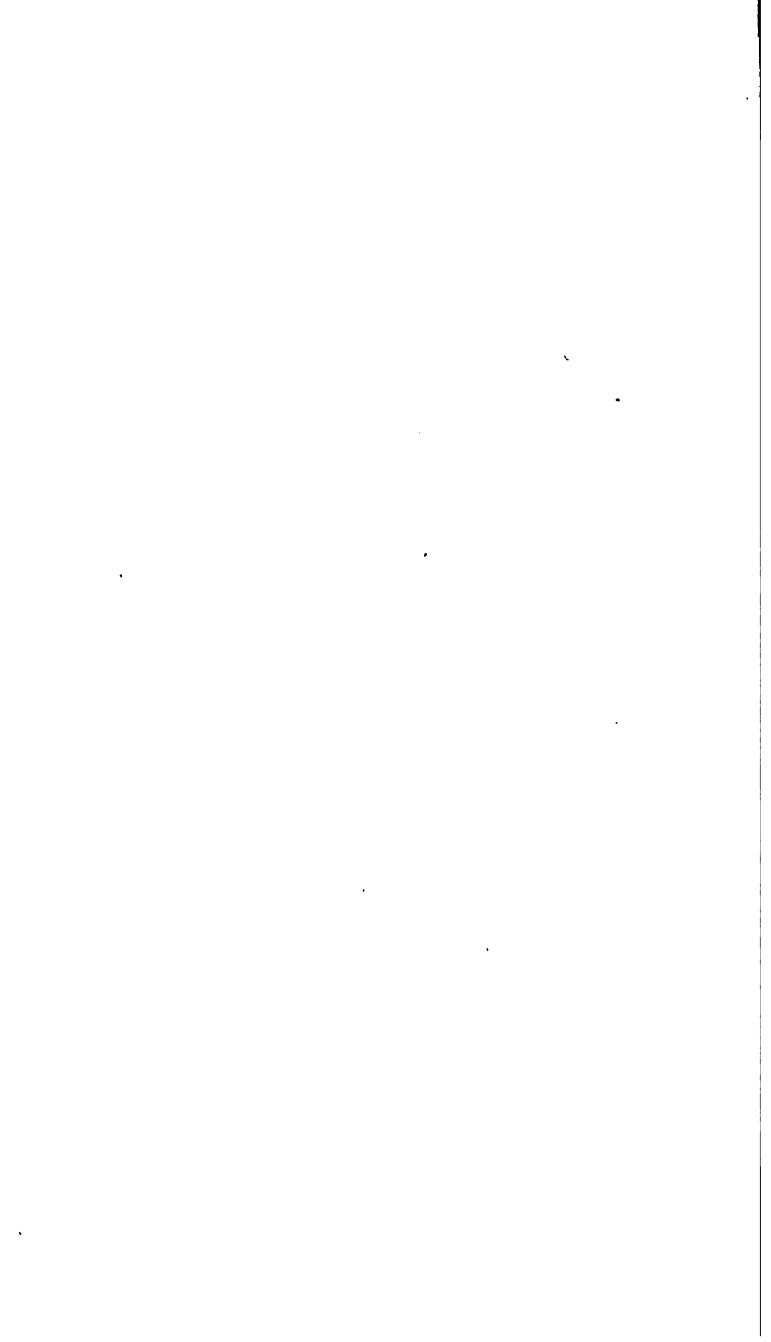
Und Dorels letzte Liebesthat an dem Unglücklichen war, daß sie ihm die Augen zudrückte und sprach: „Und wenn Du auch todt bist, ich gehör' doch Niemandem als Dir!"

Und die Dorel hat Wort gehalten. Zwanzig Jahre nach Gottliebs Tode habe ich sie wieder gesehen. Ihre Mutter lebte noch. Die Geschwister waren alle aus dem Hause und verheirathet. Nur die Dorel war bei der Mutter geblieben und pflegte sie und klüppelte ihre feinen Spitzen und erzählte dabei gern von Gottlieb.

Sein Häußchen hatte sie wieder verkauft, weil sie sich nicht entschließen konnte, drin zu wohnen.

II.

Der Fußbuttenmann.



Die mörderische Schlacht an der Ragbach war geschlagen, das schwer heimgesuchte Schlesien von den kaiserlichen Hooern und französischem Drucke befreit; die flagreichen Verbündeten, der alte Blücher voran, zogen mit ihrer unermesslichen Beute und achtzehntausend Gefangnen nach links und rechts; und Freude und Jubel begrüßte sie überall, wie in einer frohen Ahnung des kommenden 18. October.

Freude und Jubel überall, nur nicht in den Lazarethen, die von Verwundeten, Kranken und Sterbenden übersüllt waren. Hier war denn Elend über Elend; das Gemimmer der Kranken durchdrang den weiten Saal, und obgleich es an pflegenden und helfenden Händen nicht fehlte, so reichte doch die Hülfe für die große Zahl Derer, die oft unter Todespein drauf warteten, nicht aus, um Allen zu gleicher Zeit helfend beizuspringen.

Da standen in einem Winkel zwei Betten neben einander; in jedem lag ein verwundeter Sol-

dat. Dem Einen hatte eine Kugel den Achselknochen zerschmettert, und war von vielem Blutverlust sehr erschöpft; der Andre hatte einen Flintenschuß in den Leib erhalten und verrieth durch sein ganzes Aeußere, daß die Wunde an seinem Leben zehre. Ein etwa zwölfjähriger Knabe wusch die Wunden der beiden Soldaten aus, versorgte sie mit Wasser und Leinwand und Charpie, und was sonst ihnen nöthig war, und war, wie es schien, die einzige Pflege der beiden Kameraden.

Zwei Tage verlebten die drei mit einander in ungetrennter Gemeinschast; der Knabe legte sich des Abends auf ein Lager von Stroh, welches er sich selbst auf der Diele zwischen den beiden Betten zurecht gemacht hatte, und war jedes Rufes gewärtig. Am Morgen des dritten Tages sagte der Eine zu dem Andern: „Kamerad, ich merke nun wohl, daß mir die Kugel ans Leben gegangen ist; ich weiß, ich muß sterben, und es kann mir Niemand helfen. Ich hab' nun aber noch was auf dem Herzen, was ich einer ehrlichen und treuen Seele mittheilen möchte; und ich möchte glauben, daß mir der liebe Gott in Dir eine solche Seele zugeführt hat. Deine Wunde ist nicht lebensgefährlich, du wirst davon kommen. Kamerad, sage mir, wer bist Du und wo bist Du her?“

: Der Andre richtete sich ein wenig in die Höhe, warf auf den Kameraden einen Blick der

gutmüthigsten Vertraulichkeit und sprach: „das ist mir doch lieb, Kamerad, daß Du so e gut's Zutrauen zu mir hast. Ich helpe David Löffler und bin aus dem Erzgebirge in Sachsen, nicht weit von der böhmischen Grenze!“

„Gott sei Dank!“ rief der Andre aus: „die Erzgebirger sollen ja alle's brav und gutherzige Leute sein; und bin ich ja selber vor zehn Jahren dort gewesen, als ich aus Wien zurückkam. Die braven Leute dort haben mir viel Liebes und Gutes gethan!“

„S na ja!“ sagte Löffler mit schmunzelndem Lächeln: „auf mein Erzgebirge laß ich so leicht nichts kommen, und wenn ich an die Berge und Thäler denke und an die dunkelgrünen Fichten und Lannon und an die tausend Bächlein, die über unsre Wiesen laufen und an die lustigen Ziegen, die unverbesserlichsten Spitzbuben, die ich kenn', weil sie jed's grün's Blättle wegknuppeln, wo sie nur können, und an die guten, treuen Menschenkinder, die mit n'ander am Ofen sitzen und ihre Erdäpfel in Salz tunken, wenn ich daran denk', da möcht' ich gleich fort und 's Heimweh thut mir weher, als die Achsel; aber Kamerad, Mensch ist Mensch, und auf der Erde giebt's nun einmal kein Paradies mehr, und wir hab'n in unserm Erzgebirge auch viele Leute, wo's mit dem christlichen Gemüth und Geblüt nicht mehr richtig ist,

und wo mer denken möcht', sie wären aus'n Kal-
muckenland, wo die Geiden wohnen."

„Mir gnügt's“, entgegnete der Andere, „daß
Du ein christliches Gemüth bist und mir meinen
Tod erleichterst. So höre denn Kamerad. Ich bin
aus dem Bannmerland gebürtig und heiße Franz
Kolberger, und der Knabe hier ist meiner Frau
Sohn, die vor drei Jahren gestorben ist, und
wenn ich todt bin, ist der arme Junge von aller
Welt verlassen. Und eben weil meine Frau starb,
und sich Niemand finden wollte, der das Kind
an- und aufnahm, so nahm ich's mit in den
Krieg; und der Bursche ist drei Jahre lang nicht
von meiner Seite gekommen und ist neben mir
hermarschirt, oder er hat sich auf den Wagagen-
wagen gesetzt, wenn er zu müde war und hat in
manchem Feuer dicht hinter mir gestanden. Kame-
rad, wie wär's nun, wenn Du Dich des armen
Burschen erbarmtest und nähmest ihn mit Dir.“

„Das ist freilich nichts Kleines!“ entgegnete
Löffler. „Wenn ich auch sagen wollt, daß ich'n
Abschied kriegen muß, denn ich kann keine Platte
mehr tragen, so weiß doch der Hebe Gott, wie
lange ich noch zubring', ehe ich nach Hause komm',
und wie ich mich werd' noch 'rumschlagen müssen
durch Hunger und Elend. Leid't nun Niemand
darunter, als ich allein, nu, so ist das meine
Sache, und wenn mir's schlecht geht, geht mir's

schlecht und ich hab' das mit mir allein auszumachen. Aber wenn ich so'n Duden noch bei mir hab', ist das e ganz ander Ding; wenn ich für mich allein betteln geh', so thu ich's, weil mir's eben recht ist, aber wenn's Betteln für das Bübel da so 'ne Art Vatersorge ist, da krümmt's Einen doch e bissel!"

„So schlimm wird's doch nicht werden!" fiel Kolberger ein: „Und der Junge ist an alle Entbehrung gewöhnt, und macht alle Arbeit. Und was Du, lieber Kamerad, vom Durchschlagen durch Noth und Glend sprichst, gilt doch nur auf dem Heimwege. Hast Du nicht Deine Nahrung zu Hause?"

„I nu ja!" antwortete der Erzgebirger lächelnd: „was man so Nahrung nennt. Ich trag' Ruchbutten 'rum, und was dabei 'rauskommt, ist blutsündenwenig; und meine Frau hat oft gejammert, wenn's nicht hinten und nicht vorne zureichen wollte, was ich mit nach Hause bracht'. Und da hab' ich noch so e Mädel, die kleine Hannel heißt se, du lieber Gott, ich hab doch rechte Sehnsucht nach dem lieben Kind, und die muß nun zehn Jahr alt sein. Stehste Kamerad, das ist doch Christenpflicht, daß man den Bissen ordentlich anfleht, eh' man ihn in vier Theile theilt!"

„Du bist also verheirathet?" fragte der Pommer bedenklich; setzte aber bald hinzu: „Nu, das

ist vielleicht grade besser. Was hast Du für eine Frau? Glaubst Du, daß sie den armen Jungen freundlich würde aufnehmen?"

„Ach, wenn's weiter nichts wär!“ rief Böffler aus. „Meine Frau, ich nenn' se nur immer die Christel, weil sie das so gewöhnt ist, als sie noch frei und ledig war, meine Frau ist e kreuzbraves Weibsen, und wenn ich's sonst zugäb', sie könnt' für Andere betteln gehn. Und Platz müßt' am Ende auch noch sein, und wenn sonst der Dube da sich zum Rußbuttertragen schicken thät, und 's Hausfren weg hätt', da wär's mir gerade recht. Und wenn ich mir's recht überleg', so ist's allerbeste, ich nehm' den Jungen mit, und ich will sein rechtschaffner Vater sein, und meine Christel wird sich auch nicht schimpfen lassen.“

„Ach wie glücklich machst Du mich, Kamerad!“ sagte der Kolberger. „Und Du, mein guter Karl“, wandte er sich nun an den Knaben „willst Du mit diesem braven Mann gehen und ihm gehorsam sein, wie einem Vater?“

„Ja!“ versicherte der Knabe und gab dem Erzgebirger die Hand, die derselbe herzlich drückte und hinzusetzte: „Na, da wollen wir's in Gott's Namen wagen!“

„Karl“, fuhr nun Kolberger fort: „Nimm doch die Leinwand unter'n Bette und wasche sie

aus; es wird wohl im Hause oder im Hofe irgend ein Gefäß dazu zu finden sein. Und such' Dir einen Ort aus, wo Du sie aufhängen und trocknen kannst."

Kaum hatte der Knabe mit der blutbefleckten Leinwand das Zimmer verlassen, als Kolberger im Tone der Heimlichkeit fortfuhr: „Nun hab' ich Dir noch was zu sagen Kamerad. Ich sagte Dir, der Karl sei meiner Frau Sohn, und das ist wahr, aber mein Sohn ist er nicht, obgleich ich ihn wie mein lieblich Kind gehalten habe. Als ich meine selige Frau heirathete, nahm ich den Knaben gleich mit und drückte ein Auge zu, weil meine Friederike sonst ein braves Weib war, die von einem vornehmen Herrn schandbar war betrogen worden. Der Vater des Knaben lebt noch. Hier“, fuhr er weiter fort, indem er aus seiner Brusttasche eine kleine, schmutzige Brieftasche zog und sie dem Abfller überreichte: „Hier, Kamerad, nimm das an Dich, Du wirst keinen schlechten Gebrauch davon machen. Hier findest Du die nöthige Auskunft über Karls Herkunft und an wen Du Dich im Falle der Noth einmal wenden kannst; denn der Vater lebt noch und ist ein reicher Mann. Wenn der Knabe wird mündig sein und Du sonst für gut findest, mögst Du ihm seine Herkunft mittheilen, aber bis dahin Alles in Deinem treuen christlichen Herzen tragen!“

„Und meine Christel soll's auch nicht wissen?“ fragte Köpfler bedenklich.

„Doch, doch!“ antwortete Kolberger nach einigem Besinnen. „Ein Geheimniß zwischen Euch könnte Euren Hausfrieden stören. Und wenn Dein Weib so brav ist, wie Du, wird's nichts schaden. Und nun will ich gern sterben; weiß ich doch, daß der arme Knabe gut versorgt ist. Gott lohne es Dir, Kamerad, was Du an mir und dem Knaben thust!“

„Ach, red' doch nicht, Kamerad!“ entgegnete Köpfler weichherzig. „Ich wär' doch e ganz schlechter Mensch, wollt' ich das Würbel da in der Stocksteinfremden Willniß lassen. Und der Gotteslohn macht mir auch nicht gerade 's Herz schwer; wenn der Bub' nur mit dem Knusbuttentragen einschlägt, mehr verlang ich gar nicht. Und meiner Christel wird's auch recht sein, wenn ich nicht so mütterseelenallein durch die Welt ziehe. Du lieber Gott, man weiß ja nicht, was unser Einem begegnen kann!“

Kolberger wurde von nun an immer stiller; das Bewußtsein, den verlassnen Knaben untergebracht zu haben, machte ihn fröhlich und seine Sterbestunde leicht. Noch am selben Tage erlöste ihn der Herr von seinen Leiden und Schmerzen und Karls Thränen trocknete der Erzgebirger.

Noch vierzehn Tage verblieb Löffler im Lazareth, treulich gepflegt und gewartet von seinem Pflegerohn. Dann machte er sich auf und erhielt nach kurzem Bemühen seinen Abschied.

Die beiden wanderten nun aus Schlessien nach Sachsen; je näher sie dem Erzgebirge kamen, desto ungeduldiger und rascher ward Löfflers Schritt, so daß der Knabe oft Mühe hatte ihm zu folgen und den Tagesmarsch mit ihm inne zu halten.

„Karl, nu wirstu's bald sehn, wo ich wohne!“ rief Löffler aus, als sie einen bewaldeten Berg hinaufstiegen. „Wenn wir da oben sind, da können wir denn runter sehen, und da kann ich Dir sogar 's Schüssel weisen, wo meine Christel und 's kleine Gannel wohnt. Und sieh nur, giebt's auf Gottes Erdboden o schöner Land, als unser Erzgebirge? Sieh nur die Bäme an mit ihren schwarzgrünen spizen Nadeln, und die Tannzapfen bran, die geben 'ne Hitze, und wennere nur e halb Duzend im Ofen liegen, so kann met schon den Kaffee dabei kochen. Und siehste dort das kleine braune Thierle, hat 'n Schwanz wie 'n Federstutz und e Maul wie 'ne Maus und o schneeweißes Wändel, und sitzt immer auf den Hinterfüßen wie 'n großer Herr und hat Zähne wie Mähndeln. Das nennt man bei uns 's Geshörnel. Und sieh mal her, Karl“, fuhr der Pfe-

gevater eifrig fort, indem er den Knaben am Armel mit sich nach zog ins Gehölz hinein: „Siehste Karl, das ist e Wald ganz für sich, e Wald von Preiselbeeren und schwarzen Beeren; siehste da die Sträuchele, da sind die Blätter feiner und breiter und spiziger, das sind die schwarzen Beeren, die sind für die armen Leute, für uns, die müssen alle einzeln gepflückt werden; aber e Stück Brot dazu das schmeckt wie lauter Schweinebraten. Und die da, die sehen dicker und fetter aus und die rothen Beeren sind wie Perlen 'nangefädelt, und da haben se 'n Kamm und kämme se runter, das nennt man die Preiselbeere, die sind e bissel sauer und sind nur für die vornehmen Leute, die machen se ein mit Zucker und Siruptank!“

„Und sieh nur, Karl“, fuhr er immer eifriger fort: „sind das nicht hübsche Steinele, die da im Wege liegen und haben grüne Radel an von Moos und kann sich 'ne ganze Compagnie Soldaten drauf setzen und Suppe essen. Und hier siehste das Wässerle, das kommt hoch oben 'runter, und schwängelt und schwingelt durch die Sträucher durch; siehste, das nennt man e erzgebirgisch Wässerle und giebt's auf der ganzen Gotteswelt ke Wasser, das so hell und klar wär; und so prächtig schmecken thät, als das da.“ Und dabei schöpfte er mit der hohlen Hand und sog tropfenweise den krystallischen Labetrant und ruhte nicht

eher, bis auch Karl von diesem prächtigen Wasser getrunken hatte.

Jetzt waren sie auf der Höhe des Berges angekommen; und als sie nun hinunter schauen konnten in einen weitgebreiteten Thalgrund, von Wiesen und Birten und Büschen durchzogen, und nach allen Seiten hin die hölzernen mit Stroh, oder Schindeln oder Schiefer bedeckten Häuser gewahrten, und dazwischen ein Kirchlein mit kleinem hölzernen Thurm, da konnte sich Löffler nicht mehr halten; er schlug die Arme vor Freude über den Kopf zusammen, jubelte laut auf, daß ihm das Wasser aus den Augen lief und rief hinunter ins Thal: „Grüß dich Gott! Grüß dich Gott! lange nicht gesehn! Bald fünf Jahr, daß ich von dir fort bin. Und 's wär kein Wunder, wenn ich dir e bißel aus den Augen gewachsen wär. Na, wie geht dir's denn, du liebes Dörfel? Stehst du noch? Und kennst du mich noch? Ich bin der Löffler David!“

„Na sieh Karl“, fuhr er zu dem Knaben gewendet fort und rüttelte mit beiden Händen dessen Kopf nach einer gewissen Richtung hin und schlug dann mit dem Arme auf und nieder: „Siehste Karl, dort siehste doch zwee Bäumle, das nennt mer Appelpäumle bei uns, und dazwischen siehste so was von Stroh, das ist e Dach und das ist mei Häusel, und siehste denn nicht, wie meine

Chrißel den Kaffee kochen thut? Ich glaub gar, die weiß, daß ich komme! Ja ich seh's am Rauch, das ist nur e Kaffeefeuer!"

Und nun litt es ihn nicht länger. Mit Sturmschritten ging es den Berg hinab, da war Karl fast athemlos hinter ihm drein. Als ihm die ersten Leute begegneten, rief er ihnen schon von Weitem zu: „Grüß Gott, kennt ihr mich nicht? Ich bin der Löffler David!“ Und dabei strahlte sein Angesicht von der herzlichsten Freude.

Jetzt war er an der Thüre seiner Hütte; da blieb er plötzlich stehen und legte beide Hände auf die Brust, und hatte ordentlich kurzen Athem vor banger Erwartung.

„Weißt Du was, Karl“ sprach er zu dem Knaben: „Geh Du erst 'nein, und klopf an und sprich: e bißel Brot für'n alten Soldaten. Und wenn's nur e bißel wär.“

Der Knabe that, wie ihm geheißen war; er klopfte mit zitternder Hand an die kleine roth angestrichene Stubenthür, und als es drin herein! rief, öffnete er leise und nur so weit, daß er den Kopf durchstecken konnte und brachte seine Bitte vor. Da dauerte es nicht lange, und ein kleines Mädchen trat heraus und brachte ein Stücklein schweren groben Brotes; und als das Mädchen den Soldaten sah in dem weißen Mantel und mit den grünen Aufschlägen und dem linken Arm in

der Binde und auf dem Rücken ein volles Ränzgen, erschrak sie und fürchtete sich.

Löffler aber, dem die Thränen die Wangen herunterliefen vor Freude, konnte sich nicht länger gleichgültig stellen. „Gannel, mei Gannel!“ rief er aus. „Kennst Du Deinen Vater nicht mehr?“ und stürzte auf das Kind zu und hob es in die Höhe und drückte es an seine Brust und küßte es ohne Aufhören!

Da öffnete sich die Stubenthür, und ein noch junges, kräftiges Weib in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung trat heraus. „David!“ schrie sie laut auf und lag an seinem Halse und konnte weiter nichts sagen.

Nachdem nun die Biere ins Wohnzimmer eingetreten waren, stellte Löffler seinem Weibe den Knaben vor und sagte: „Und hier, Christel, bring ich Dir 'n Buben mit, ich hab 'n im Lazareth aufgelesen und ich werd Dir Alles noch sagen, wie das zugegangen ist und ich hab' das Vertrauen zu Dir, daß Du das arme Bübel, das muttersoelen allein in der Welt ist, nicht wieder fortschicken wirst. Der Bub' wird sein Brot ehrlich und brav verdienen, und weil mir so 'ne preussische Kugel die linke Achsel e bissel in Unordnung gebracht hat, so dacht ich, der Bub' da könnte mir mit dem Ruckbuttertragen zur Hand gehen. Na, was meinst Du, Christel?“

„David“, antwortete die Frau: „Du mußt's doch am Besten wissen, wie welt's liebe Brot langt, und was Du Gut's thust, will ich nicht böß machen. Und wie thut denn der Bub heißen?“

„Karl heißt er“, berichtete Löffler: „Und er hat noch 'n andern Namen, den ich selber noch nicht weiß; aber Du wirst ihn schon erfahren!“

„Na, da komm her, Karl“, sagte die Frau und hielt ihm die Hand entgegen. „Rosinen und Mandeln thust Du freilich nicht kriegen bei uns und Faulenzen ist auch nicht Mode bei uns; aber was wir haben, sollst Du kriegen; und wenn Du brav bist und brav bleibst und thust Dich vertragen mit der Gannel und thust, als wenn wir Deine leidhaftigen Aeltern wären, da sollst Du's nicht schlecht haben.“

„Ich will euch lieben und gehorchen!“ sagte der Knabe; „und arbeiten will ich auch.“

„Na, das ist doch e Wort!“ sprach die Hausfrau und drückte ihm zum zweiten Male die Hand zum Willkommen, und der Waisenknabe hatte eine Schmuth gefunden.

Karl wurde bald die Freude seiner Pflegeältern. Er war rührlig von früh bis spät; in der Schule machte er in Kurzem große Fortschreit-

te, daß ihn der Lehrer oben an setzte. Auch hatte er Geschick zu Allem, was er machte; dabei war er willig und freudig zu jeder Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, und so sehr es seiner Neigung zusagte, im Freien herumzulaufen, und Berg auf, Berg ab zu klettern, so fügte er sich doch auch jeder häuslichen Beschäftigung, die ihm auf Stunden an einer und derselben Stelle festhielt. Am Liebsten ging er freilich hinaus in den Wald, um trocknes Holz oder Streu zusammenzulesen und zu rechnen, und wenn er auszog, auf der Schulter die sechs Ellen lange Stange mit dem eisernen Haken, und das kleine zweirädrige Wäglein an der Hand hinter sich her ziehend, glänzte sein Angesicht vor Freude, etwa wie eines Kriegers, der kampfs- und siegesfreudig dem Feinde entgegen zieht.

Diese seine Freude wandelte sich aber in wirklichen Stolz, wenn er mit seinem Schwesterlein auf die Berge oder in den Wald ziehen konnte. Die Gannel hatte einen kleinen Tragkorb, in welchem sie das dürre Reihholz sammeln und nach Hause bringen mußte. Aber Karl gab das nicht zu.

„Wenn ich Dir's recht sagen soll, Gannel“, sprach er zu ihr, „so ist mir's eigentlich gar nicht recht, daß mir der Tragkorb da auf den Rücken hängt. 's ist mir, als thät sich das nicht recht schicken für einen Jungen, und ich könnte eher zehn Kohlenfäcke, oder noch zehnmal lieber dem Vater

ſie alle Jahre hinging und immer reichliche Aern-
ten hielt. Da der Ort nicht weiter als eine halbe
Stunde vom Dorf entfernt lag, war das Mäd-
chen frühzeitig daran gewöhnt worden, allein zu
gehen. Von wilden Thieren war nichts zu fürch-
ten, da das Eichhörnchen ſo ziemlich das einzige
vierfüßige Thier iſt, welches in den erzgebirgiſchen
Wäldern jetzt noch ſeine eigentliche Heimath hat;
und daß böſe Menſchen den Kindern im Walde
etwa ein Leid's thun würden, daran dachte gar
Niemand.

Die Gannel ging alſo allein in die Preisels-
beern; und wenn ſie dahin ging mit dem roth und
ſchwarz geſtreiften wollenen Röcklein und der blauen
Schürze und dem ziegelrothen Lüchlein um den
Kopf, und über die Schultern den Bindfaden, an
deſſen beiden Enden ein irdener Topf hing, und
wenn ſie heimkehrte, die Löpfe bis an den Rand
mit den dunkelrothen Beeren gefüllt, und ſie mit
ihren nackten Füßen ſicher und geſchickt über die
ſpizen, knorrigen Wurzeln der Tannen und Fich-
ten dahin ſchritt, ſo hätte ich auch Den ſehen
mögen, der dem Kinde nur ein ſchiefes Wörtlein
hätte ſagen können, vielweniger ſonſt ein Leids thun.

In der Regel kam die Gannel ein oder zwei
Stunden vor Sonnenuntergang wieder nach Hauſe,
und wenn Karl nur ſonſt abkommen konnte, ging
er ihr entgegen, nahm ihr die kleine Bürde ab

und schlenderte mit ihr in unermüdblichem Geschwätze in die Hütte zurück.

Da traf es sich eines Tages, daß das Mädchen über die gewöhnliche Stunde ausblieb. Karl hatte am selbigen Tage eine Tracht Batten vom Händler holen müssen und kam auch später als sonst zurück.

„Wo ist denn die Hannel?“ fragte er bei seinem Eintritt.

„Die muß noch draußen sein!“ antwortete die Mutter. „Es wird mir selber bald e bissel angst, daß das Mädel noch nicht da ist!“

Karl warf schnell die Hocke ab und eilte zur Thür hinaus. „Wenn ich nicht gleich wieder komm!“ — rief er der Mutter zurück, — „so ängstigt Euch nicht um mich!“

Und nun ging's fort in den Wald nach den Orten hin, die ihm als die Kerntelpläze seiner Schwester bekannt waren. Von Furcht und Angst getrieben erreichte er halb athemlos den Ort, aber die Hannel war nicht da. Sein kluger, geübter Blick entdeckte zwar bald an den Sträuchern, daß sie Spuren der Besandung ihrer Früchte trugen, auch war das leichte, kurze Moos an der einen Stelle von kleinen Füßchen vielfach zusammengedrückt. Die Schwester war da gewesen, dessen war er völlig überzeugt; aber wo war sie jetzt? Auf dem Nachhausewege konnte er ihr nicht fehlgegangenen Wildenbahn, erzgebirg. Dorfgeschichten. II. Bd. 9

gen sein; es gab ja nur diesen einen Weg ins Dorf zurück.

Merkei Bedenken und Befürchtungen flogen in des Knaben Seele auf; er machte sich Vorwürfe, daß er gerade heute später, als gewöhnlich nach Hause zurückgekommen war, um der Schwester eher entgegen gehen zu können, obgleich er sich sagen konnte, daß er diesen Verzug durch eigne Saumseligkeit nicht verschuldet hatte. Er quälte sich ab in Plänen und Entwürfen, wie am Sichersten die verlorne Schwester wieder aufzufinden sei.

Mit wahrhaftem Adlerblick untersuchte er im Moose die weitem Spuren von Fußtritten und schrie auf vor Freude, wenn er bei Fortsetzung dieses Weges hier und da eine einzelne rothe Beere auffand, die ohne Zweifel aus den Eßpfähen wieder herausgefallen war. Er kam jetzt an eine Stelle, wo es einen kleinen Abhang hinabging, in eine enge, von hohen Bäumen umwachsene Schlucht, aus welcher aber ein wahrer Wald von Preiselbeer-gesträuch herauf sah.

„Hier ist sie gewiß hinabgestiegen!“ dachte Karl und that dasselbe. Unten angekommen lief er nun bald links, bald rechts und schrie mit aller Kraft den Namen der Schwester in die Schlucht hinein. Keine Antwort, als der langgedehnte Wiederhall seines eignen Angstrufes.

Da traf ein Geräusch in sein Ohr, fern aus dem Walde her; es klang wie das Knicken trocknen Holzes. Ohne Weiteres stürzte Karl darauf zu und zwar auf dem geradsten Wege mitten durch das dichtverworrene Gestrüpp von Kragbeersträuchern, an deren scharfen Stacheln er sich die nackten Füße und Hände blutig riß. Endlich kam er an den Ort, den er suchte. Zwei Knaben von etwa gleichem Alter, wie er, knickten die dünnen Äste von den Bäumen. Er kannte sich nicht, sie waren aus einem andern Dorfe.

„Geda!“ rief er ihnen zu: „Habt Ihr nicht ein kleines Mädel gesehen, die Preiselbeeren sucht und e rothes Lüchel auf dem Kopf hat?“

„Ja!“ antworteten die Knaben. „’s ist über eine Stunde her, daß sie herkam zu uns und sagte, sie hätt’ sich verlaufen und wo’s hinging nach Fichtelgrün, wo sie her wär. Und da hab’n wir ihr’s gezeigt und da ist sie fortgegangen!“

„Und wohin geht das?“ fragte Karl.

„Na, da mußte grad da fortgehen!“ lautete die Antwort. „Da zängst nunner, wo die buckliche Fichte steht; da kommt so e Querweg, da geht’s zängst naus!“

„Und wie weit ist’s nach Fichtelgrün?“ fragte Karl weiter.

„Ja, das wissen wir nicht!“ antworteten die Burschen. „’s ist aber e fein’s Gekel, und die

Sonne wird wohl nicht mehr am Himmel stehen wenn de hinkommst!“

Der arme Knabe fühlte sich durch diese Nachricht wenig getröstet. Selber gerade in diesem Theile des Waldes nicht heimisch, schreckte ihn schon im Voraus die Wahrscheinlichkeit, daß er des rechten Weges wohl verfehlen würde. Zur bucklichten Fichte kam er indeß wirklich; auch war nicht weit davon eine Art Wegspur zu sehen, die ohne Zweifel der bezeichnete Duerweg sein sollte. Aber schwer war es, von hier aus „zängst n'aus“ zu gehen; denn die Wegspur verschwand bald völlig und Karl wußte nicht mehr, wohin.

„Du mein lieber Gott!“ rief er ängstlich aus. „Wenn ich hier nicht fortkomme, wie wird das arme Schwesterle fortgekommen sein!“ Und nun rief er ihren Namen aufs Neue in die Waldesnacht hinein, blieb bald links, bald rechts im Gestrüppe stecken und kam auf diese Weise so ganz und gar von der bezeichneten Richtung ab, daß er völlig rathlos sich auf's Moos nieder warf und laut weinte. „Nicht meinetwegen ist mir angst“, sprach er zu sich selber; „ich will schon noch durchkommen und sollt ich die ganze Nacht damit zubringen; aber die arme Hannel! Ach, du mein lieber Gott, sag mir doch, wo ich das arme Schwesterle auffinden kann!“

Nun erhob er sich wieder und drang auf gut

Glück vorwärts. Die Sonne war bereits im Untergehn und stilles Dunkel lagerte sich zwischen die Bäume. Nach einer mühseligen halben Stunde kam Karl endlich auf einen betretenen Weg, der sich quer vor ihm durch den Wald zog; links bog er abwärts in eine Schlucht und rechts führte er aufwärts nach einer Höhe. Der Knabe war unschlüssig, nach welcher Seite hin er sich wenden sollte. Da hörte er von der Schlucht her das Geräusch von Schritten; er stürzte ohne Weiteres darauf zu und traf bald auf einen alten Mann, der eine Hohe Aeste mühsam auf dem Rücken trug.

„Um Gotteswillen!“ rief ihm der Knabe zu: „Habt Ihr nicht e kleines Mädel gesehen mit einem rothen Lätzchen auf dem Kopf?“

„Ei freilich!“ antwortete der Mann. „Das ist aber über eine Stunde her, da war sie da unten am Wässerle und that erschrecklich barmen; weil sie sich verlaufen hat. Und da hab ich ihr e Stückel Brot gegeben, weil sie hungern that, und weil sie nach Sichelgrün wollt', hab' ich ihr gesagt, wo sie hingehen sollt! Und da ist sie fortgegangen.“

„Ach, lieber Mann“, bat Karl, „sagt mir doch, wie ich auf den Weg kommen kann!“

„Na“, fuhr der Alte fort: „Da müsstest erst an's Wässerle nunter, und da gehst' am Wässerle hin.“

„Aufwärts oder abwärts?“ fiel Karl ungebulbig ein.

„Wie meinst du das, Buble?“ fragte der Mann.

„Ich mein‘“, setzte der Knabe hinzu; „ob ich da hingehen soll, wo's Wässerle herkommt, oder wo's hinläuft?“

„Ei freilich, wo's herkommt!“ versicherte der Alte. „Ich werd' Dich doch nicht falsch berichten, und da gehste am Wässerle hin, bis Du nicht mehr kannst; und da ist so'n Loch unter einer Fichte, wo's raus kommt, und weiter geht's nett. Und wenn du da bist, da bist ganz richtig. Und nu behüt' Dich Gott, Buble; ich hab' noch 'n weiten Weg und 's ist bald Nacht.“

„Aber, liebes Väterle“ warf Karl mit ängstlicher Bitte ein: „Wenn ich nun dort bin, wo geht's dann da weiter? Soll ich grad aus gehen, oder links oder rechts? Und ist dann dort e Weg?“

„Ei freilich!“ versicherte der Alte. „Ich werd' Dich doch nicht falsch berichten. Geh Du nur su hin!“ sagte er hinzu und winkte mit der rechten Hand in den Wald hinein.“ „Da kannst gar nicht fehlen, da kommste hin, wo se Städte rausmachen, und nach geht's zängst naus!“

Und dabei setzte sich der Alte in Marsch und zog seines Weges weiter.

„Gott steh' mir bei!“ rief Karl unter Thränen aus, und schlug den bezeichneten Weg in die

Schlucht hinab ein. Da kam er denn allerdings bald an's Wässerle; aber weil es schon ziemlich dunkel war, und das Bächlein in lautloser Stille und in ziemlicher Ebene dahinzog, konnte der arme Knabe gar nicht ausfindig machen, wohin er seinen Lauf nehme. Unter zunehmender Angst um die Schwester lief er am Bächlein auf und nieder, und kam dabei endlich an eine Stelle, wo das dünne Wässerle über eine Fichtenwurzel gng. Hier hielt er die flache Hand in die kleinen Wellen und überzeugte sich endlich von der Richtung des Bächleins und schritt nun an demselben aufwärts weiter. Glücklich gelangte er, ob schon oft stolpernd über knorrige Wurzeln, an die bezeichnete Stelle, wo das Bächlein unter der Fichte hervorquoll, aber von einem weitem Wege war nichts zu sehen. Da aber der alte Mann nach rechts hin die Richtung angedeutet hatte, nahm er dieselbe an und kam endlich auf einen freien Platz, wo die Stockwurzeln der abgehaunten Fichten und Lannen wie Berggeister aus der Erde herausragten.

Nun aber war auch die letzte Spur eines Weges verschwunden, wenigstens in der dunklen Nacht durchaus nicht zu erkennen. Von Todesangst gefoltert rief der arme Knabe, so laut er nur konnte: „Gannel, Gannel!“ in die Waldnacht hinein. Lange erhielt er wiederum keine Antwort; endlich aber, als er unaufhörlich den

Namen der Schwester nach allen Richtungen hin ausrief, schlug ein Ton an sein Ohr, und es war ihm, als wär' es sein eigener Name.

„Hannel, Hannel!“ schrie er nun mit der äußersten Kraft seiner Stimme und stürzte nach dem Ort hin, woher er den Laut vernommen hatte. Ja, und nun hörte er's deutlich, — es rief Jemand seinen eignen Namen, und in einem nahen Gebüsch rauschte es. Da durchbrach er die Zweige und stürzte nieder und umschlang mit beiden Händen das Schwesterle und weinte laut vor herzinniger Freude.

Und wie fand er die Schwester? Sie hatte sich zusammengesauert, und sich mit ihrem Röcklein bedeckt, so gut es nur ging. Ihre Stimme war vom vielen Weinen ganz matt geworden und wurde mehrmals vom Schluchzen unterbrochen, als sie dem Bruder erzählte, wie sie vor Müdigkeit nicht weiter gekonnt und unter diesem Gestrüppe sich hingeworfen und aus Furcht und Angst nur ganz still geweint habe.

„Und was dacht'st Du denn da?“ fragte Karl.

„Ich dacht', ich müßte sterben!“ antwortete das Mädchen: „und da hab' ich dreimal 's liebe Vaterunser gebet't, weil ich immer wieder von vorn anfangen muß't, da ich immer stecken blieb und mir gar so angst war vor wilden Thieren und bösen Menschen.“

„Und hastu nun immer noch Angst?“ fragte Karl.

„Nu nicht mehr!“ antwortete die Gannel freudig. „Ich hab' immer gedacht, daß Du kommen müßt, Karl. Aber was wird nun Vaterle und Mutterle denken?“

„Nu, so Gott will, werden wir bald zu Hause sein!“ tröstete der Knabe. „Kannst Du denn wieder marschiren?“

„Ach ja!“ versicherte die Gannel und erhob sich. „Aber 's ist so finster, werden wir denn den Weg finden?“

„Der liebe Gott wird uns schon helfen“ sagte der Knabe. „Komm nur, Gannel! Ich bin so fröhlich in mir, daß ich auch gar keine Angst habe, weil ich Dich nun wieder habe, Schwesterle.“

Karl nahm nun die Schwester an die Hand, hing sich die beiden Löpfe mit Preiselsbeeren um den Hals, und schritt nun auf gut Glück in die Waldesnacht hinein. Bald erdarte von der Seite her entferntes Hundegebell in sein Ohr. „Darauf müssen wir zu!“ sagte der Knabe. „Wo Hunde sind, sind auch Menschen!“

Und so war es auch. Die Geschwister langten bald bei einer Hütte an, wo der Hund anfangs gar grimmig that, als er die nahenden Schritte hörte, dann aber, als er die Wanderer sehen konnte, es nicht mehr der Nähe werth zu

halten schien, um solcher unschätzblicher Nachtwanderer willen so viel Lärm zu machen. Sie traten in eine einsam liegende Kbhlerhütte ein, erzählten ihre Abenteuer, und ehe sie noch darum baten, erbot sich der Kbhler, sie sogleich nach Stichelgrün zurückzuführen, falls sie nicht die Nacht bei ihm herbergen wollten. Daß sie das Erste vorzogen, war natürlich; und so langten sie fast gegen Mitternacht bei den Aeltern an, die in verzweifelter Angst ihrer gewartet hatten.

Seit diesem Tage aber waren die beiden Geschwister äußerlich sich fremder geworden; sie wußten es nicht, warum, denn Eins hätte für das Andere sich selber geopfert, aber es war, als schämten sie sich vor einander, daß sie sich so herzlich lieb hatten.

Mehrere Jahre waren nun hingegangen, und Karl war ein schlankgewachsener, hübscher, blondlockiger Bursche geworden. Obgleich er wegen der Armuth seiner Pflegeltern immer nur die einfachsten, ja ärmlichsten Kleider trug, so stand ihm doch Alles wohl, und selbst im blauen Leinwandskittel und dem schwarzen, groben Filzhute, und den breiten, schweren, mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhen, sah der Bursche aus, wie was Recht's. Er hatte wenig Umgang mit den jungen Leuten

gleichen Alters im Dorfe; wenn er von seinem Ausbütten-Handel zurückkam und einige freie Tage zum Ausruhen hatte, verließ er kaum die Hütte; ins Wirthshaus war er noch mit keinem Schritt gekommen, und die gewöhnlichen Bergnügungen und Zerstreungen seiner Altersgenossen waren ihm zuwider. Seine liebste Beschäftigung war, in irgend einem Buche zu lesen, woraus er etwas über Menschen und Völker und Handel und Gewerbe, am Liebsten aber über Kriegsthaten einzelner Helden erfahren konnte. Er trug auch jedesmal, wenn er mit der schweren Hacke durch's Land zog, irgend ein Buch bei sich, um theils unterwegs, wenn er auf freier Straße und unter einem schattigen Baume ausruhte, theils im Wirthshaus, wo er übernachtete, seine Lernbegierde stillen zu können.

Die Gannel war auch nicht zurückgeblieben; sie zählte jetzt fast zwanzig Jahre, und ich hätte wohlgen den sehen, der beim Anblicke dieser jungfräulichen Gestalt nicht ausgerufen hätte: „Das ist doch gar e fein's Mädel!“ Sie ging zwar acht Monate des Jahres barfuß, und zog Strümpfe und Schuhe nur an, wenn sie zur Kirche ging, und ihr prächtigstes Kleidungsstück war ein baumwollner blaugestrelfter Rock und ein Spenzer von braunen Merino; aber es ging ihr, wie dem Karl, sie war und blieb auch im ärmlichsten Arbeitsrock e feines Mädel und war so sitzsam und züchtig,

daß die Burschen ihr nicht ein scheeles Wörtlein zu sagen wagten, wenn sie ihr zufällig im Dorfe begegneten. Denn die Gannel kam eben so wenig ins Wirthshaus zum Tanze, wie Karl, und wenn Karl im Buche las, saß sie still an ihrem Klüppelsacke und wartete geduldig, bis Karl ihr dies oder das aus dem Buche mittheilte.

So war die Zeit des griechischen Freiheitskampfes herbeigekommen, und es gab wohl in Deutschland kaum einen Menschen, der nicht den muthigen Kämpfern den Sieg und dem ganzen Volke Befreiung aus der türkischen Knechtschaft von ganzem Herzen gewünscht hätte. In tausend und abertausend jungen Männern glühte das Verlangen, mit zu streiten für die goldne Freiheit, und wer nur konnte, zog hin in das alte, classische Land, um die Herrschaft des Halbmondes mit brechen zu helfen.

Eines Tages war Karl wieder von einer Aufbitten = Handelsreise zurückgekommen; er hatte sie diesmal ganz allein gemacht und war in Dresden gewesen. Nachdem er mit dem Pflegevater Rechnung gehalten hatte, suchte er eifrigst Gelegenheit, mit der Gannel allein zu reden. Endlich gelang es ihm; aber so sehr er diesen Augenblick herbeigewünscht hatte; so sehr gebrach es ihm jetzt an Muth, ihn zu benutzen. Die Gannel saß an ihrem Klüppelsacke, still in sich gefehrt, wie immer,

nur selten einen flüchtigen Blick auf den Bruder werfend. Dieser aber saß ihr gegenüber und zerrte an seinem Kittel; er mußte wichtige Dinge auf dem Herzen haben, das sah man ihm an, und auch die Gannel mochte so was merken, denn sie holte kürzern und schnellern Athem, als gewöhnlich und mußte, was ihr sonst nicht geschah, einige Male drei, vier Würfe zurückflüppeln, weil sie sich im Muster versehen hatte.

Endlich sagte sich der Bursche ein Herz und sagte: „Gannel, ich möcht' gern was mit Dir reden; wenn ich wüßte, daß Dir's recht wär!“

„Warum soll mir's nicht recht sein?“ fragte sie. „Ist's denn was Böses?“

„I nu!“ antwortete Karl: „Das ist's eben, was ich selber noch nicht recht weiß, und was ich von Dir wissen möcht!“

„Ne, Karl, das ist nicht wahr!“ entgegnete das Mädchen schnell. „Wenn Du's selber nicht wissen thust, das wär' ja schlimm!“

Run trat wieder eine Pause ein. Karl strich die Falten seines Leinwandkittels glatt, und versuchte die rußigen Flecke, die wie schwarze Sonnen und Monde drauf verzeichnet waren, mit den Fingern abzubürsten. „'s muß doch 'raus!“ sagte er endlich mehr zu sich selbst; und fuhr dann fort: „Gannel, 's leid't mich nicht mehr hier; ich muß fort!“

„Ja!“ sagte das Mädchen traurig: „Das hab' ich längst gewußt!“

„Das ist nicht möglich, Gannel!“ eiferte der Bursche gutmüthig. „Das ist ja jetzt das erste Wörtel, das über meine Lippen geht, und ich hab' mir's selber noch nicht ordentlich gesagt!“

„Ich hab' Dir's aber lang schon angesehen!“ entgegnete die Gannel. „'s gefällt Dir nicht mehr bei uns, und 's Ruckbuttentragen gefällt Dir auch nicht mehr, und wir sind Dir zu arm!“

„Gannel!“ rief Karl verwundert aus. „Die Sünde mag Dir der liebe Gott vergeben, die Du an mir thust. 's gefällt mir nicht mehr hier, das ist wahr; aber wenn Du denkst, daß ich mich schämen thät, die Hocke durch's Land zu tragen und weil ihr arm seid, da wär ich doch der allerschlechtesten Mensch auf Gottes Erdboden. Was bin ich denn? Ein Waisenkind ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimath, ohne Freunde, ja ich weiß nicht einmal, ob ich Verwandte habe. Ich hab' ja noch zehnmal weniger als ihr, und wär' ich nicht heut ein Bettler, oder wohl gar noch was Schlimmeres, wenn mich nicht Dein Vater aus dem Lazareth mitgenommen hätt?“

„Warum willst Du aber fort, Karl?“ fragte die Schwester.

„Wenn ich's ehrlich sagen soll“ — antwortete der Bruder nach einigem Zögern und mit zu

Boden geschlagenen Blicken — „so will ich Deinetwegen fort, Hannel!“

„Ja, ja!“ sagte die Jungfrau und sie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten: „Das hab' ich auch schon längst gewußt!“

„Nichts hastu gewußt, Schwesterle!“ entgegnete der Bursche fast heftig. „Und ich weiß fast nicht, ob ich mich freuen soll, wenn ich seh', daß Du auch jetzt noch nichts weißt. Und wenn Du's so meinst, wie ich denk', so möcht' ich eher sagen, daß ich's schon gemerkt habe, daß ich fort soll!“

„Daß Du so dreist lügen thun könntst, hätt' ich doch nicht gedacht!“ sagte die Hannel mit gepreßter Stimme: „Ich möcht' wissen, wer Dich forthaben wollt!“

„Na, da will ich Dir's aber auch gleich ordentlich sagen!“ fuhr Karl fort: „'s muß nun einmal Alles 'runter und 'raus, und 's mag nu werden wie's will. Da will ich Dir's denn sagen Hannel, daß mich wohl Jemand forthaben will, — und ich mag se nur nicht nennen!“

„Weil Du Niemanden weißt!“ schmolte die Schwester und warf die Klüppel etwas unsanft hin und her.

„Na“, fuhr der Bursche fort: „da will ich Dir's ganz ordentlich sagen, Du selber, Hannel, Du willst mich forthaben, Niemand anders, als

Du. Und nun kann ich sagen, daß ich Dir das schon lange angemerkt hab'!"

„Das möcht' ich doch wissen, wie!“ sagte das Mädchen etwas trotzig.

„Willst Du's wissen?“ fragte Karl. „Du bist nicht mehr, wie sonst, als wir noch mit n' ander im Wald gingen. Du weißt nunmehr, daß ich e armes Waisenkind bin, und daß der Leinwandkittel nicht emal meine ist, den ich anhab. Sonst saßt Du neben mir, wenn wir aßen, jetzt setzt Du Dich allemal ganz an den Dsentopf 'ran, so weit als möglich von mir weg; sonst gabste mir allemal die Brotrindeln, weil Du sagst, Du äßst se nicht gerne; jetzt ist'se selber, und ich seh' Dir's wohl an, daß d'se nicht gerne ist, aber Du ist se nur, weil Du mir se nicht geben willst; und wenn se gar zu hart sind, da sprichste, Du müßt se aufheben und in die Suppe schnelben; und emal, als ich sagte: Gieb mir se doch, Hannel! Da wurdste feuerroth, als hätte ich Dir was zu Leid gethan, und sagst, ach ne, 's Spigel will auch was hab'n, und da haste expreß den Hund 'rein gelockt. Und sonst, wenn Du zur Kirche gingst, da mußst' ich allemal mitgehn, und ich ging auch gerne mit, und wenn die Kirche aus war, thatste unten warten, bis ich kam, und da gingen wir mit 'n ander nach Hause. Aber jetzt fragste mich gar nicht mehr, und als ich emal sagte:

Hannel, woll'n wir nicht zusammen gehn, da sagste: Ach ne, das thut sich nicht schicken! Und das sagste so vornehm, ne so vornehm, daß ich mich ordentlich schämen that. Und sonst, wenn ich die Hocke packen und schlichten that, da warstu allemal dabei und thatst mir zählen und schlichten und wenn ich auch sagte: Hannel, mach' das nicht, Du machst Dir Deine Fingerle schwarz, ne Du thatst's doch und thatst mir sogar noch die Hocke mit aufheben und thatst mir ene tüchtige Butterbemme in die Rocktasche schieben und thatst ordentlich batteln, daß ich Dir was mitbringen sollt. Du lieber Gott, das machstu jetzt alles nicht mehr; ich brauch' Dir gar nicht mehr zu sagen: mach' Dir die Fingerle nicht schwarz, — Du thust, als ob ich selber 'ne Ruchbutte wär', daß Du Dir die Fingerle nicht an mir schwarz machst. Und wenn ich Dir auch was mitbringen thu, — 's zehnte Mal ist Dir's nicht recht. Ne, Hannel, wenn ich da nicht fort soll, da weiß ich nicht, wie mer's anders ausdrücken soll!"

Die Hannel schwieg auf alle diese Vorwürfe; aber ihre glühenden Wangen und die fast ängstliche Gest, mit welcher sie die Klappel hin- und herwarf und einmal übers andere falsch und die Däten auf und ab schob, als ob sie dem Zwirn abglätten wollte, — dies bewies deutlich, daß der arme Bursche nicht unrecht hatte mit seiner Anklage.

„Ich hab' nun einmal angefangen“, — fuhr er jetzt fort: „und da muß auch 's letzte noch 'raus. Ich weiß, Gannel, daß Du mich nicht mehr leiden kannst — na, das mag sein, ich bin ja e armes Waisenkind und hab' keine Heimath und hab' ruffige Hände. Aber da ist drüben der bucklichte Philipp, der Schneider, der Mensch hat nur Gift und Galle im Geblüt, und Niemand kann 'n leiden, weil er allen Leuten was anhängt; aber wenn der vorbeigeht und nickt 'rein zu Dir, du mein lieber Gott, da thuste nicken und lachen, als wär's e Prinz; aber wenn ich draußen bin und thu Dir so zunicken, da drehste Dich um, als wär' ich e Bettler, dem Du nichts geben willst. Siehste Gannel, daß Dir der bucklichte, giftige Philipp lieber ist, als ich, das ist nu ganz deutlich gered't, daß ich fort soll!“

Die Gannel schwieg wieder; aber ihr bisheriges fast troziges Wesen hatte sich in sichtbare Verlegenheit gewandelt; sie wollte reden, das sah man ihr an, aber sie wußte nicht, wie und was. Endlich sagte sie halblaut: „Das ist bald, wie im Evangelio, mit dem Balken und Splitter!“

„Wie meinste das?“ fragte Karl aufmerksam.

„Ich mein's“, antwortete sie: „wenn's Blümel immer mit Füßen getreten wird, kann's nicht gut wachsen. Und Du bist auch nicht mehr, wie sonst!“

„Das ist nicht wahr!“ entgegnete Karl.
„Und wenn Du was hast, kannst Du mir's sagen!“

„Ach, da könnt' ich gar nicht fertig werden!“
fuhr das Mädchen fort und schlug nun ihre Augen erst recht nieder. „Sonst warst Du ganz anders, als jetzt; und ich bin Dir zu gering; und weil das auch wahr ist, nu, was kann ich anders thun!“

„Hannel!“ rief der Bursche aus und erhob sich von der Ofenbank, auf welcher er Platz genommen hatte. „Das ist ja gar nicht möglich, was Du da denkst! Ich kann Dich gar nicht anders betrachten, als wenn Du eine verzauberte Prinzessin wärst, und wärst nur so zum Spas eines Kupfbuten-Händlers Töchterlein, oder als hättest die goldenen Ketten und die Diamanten und Perlen und den silbernen Schleier oben in der Kade eingepackt, und gingst nur so zum Spas ein bißel barfuß!“

Die Hannel verstand diese Worte aber übel; sie fing an zu weinen und sagte: „Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß Du auch noch Deinen Spott über mich treiben könnt'st! Nu weiß ich erst recht, daß ich Dir zuwider bin!“

Der arme Bursche war über diese Deutung seiner Worte ganz erschrocken. „Da will ich doch gleich meiner Seelen Seligkeit verlieren, wenn ich hab' spotten wollen!“ rief er leidenschaftlich aus,

und fuhr dann bewegt fort: „Hannel, ich seh's wohl, 's muß auch das 'raus, was ich ganz für mich behalten wollt', weil ich mich nicht vor Dir blamiren thun wollt'! Aber da Du denkst, ich könnt über Dich spotten, da muß ich Dir's sagen. Hannel, wenn ich Abends mein Abendgebet verrichten thu, da sprech' ich allemal noch zu guter Letzt: ihr lieben Engelein, haltet eure Flügel auch über meine Hannel! Und wenn ich draußen in der Fremde bin, da hab' ich oft vor Unruhe gar nicht schlafen gekonnt, weil ich durchaus dacht', es müßte Dir etwas Uebels widerfahren sein. Und ich hab' allemal den lezten Tag vierzehn bis sechzehn Stunden Wegs gemacht, und bin nicht eingekehrt, und hab' mein Brot unterwegs gegessen, blos weil ich nicht zeitig genug wieder nach Hause kommen konnte, nämlich her zu Dir. Und, ja warum soll ich Dir's nu nicht sagen, das Alles that ich, weil ich Dir so von Grund der Seele gut bin, und je mehr Du so fremd und verächtlich gegen mich thatst, desto güter wurde ich Dir nur. Und siehste Hannel, ich hab' zwar nichts zu verlieren, und die Welt verliert auch an mir nichts, und wenn ich heute sterbe, hat die Welt nur ein armes Waisenkind weniger zu ernähren; aber ich hab' mein Leben doch lieb, und manchmal ist mir's, als wollt' ich's den Deuten schon noch wissen, was ich werth bin; und ob ich auch

mit meinem Gewerbe gleich nach dem Bettler komme, so wücht' ich doch Den sehn, von dem ich mir was sagen ließ. Aber Gannel, das kann ich Dir sagen, wenn Du sprächst, ich soll in's Wasser springen, ich spräng 'nein!"

Das war allerdings deutlicher geredet und die Gannel hatte es auch wohl verstanden. „Das ist doch wär'sch!" sagte sie fast mehr für sich hin. „Ich habe immer gedacht, Du könntst mich nicht mehr leiden, und nu denkst Du das auch von mir."

„Gannel", fragte Karl nun unruhig weiter; da haben wir wohl alle Beide falsch gedacht?"

„I ja, 's ist wohl nicht anders!" antwortete das Mädchen und wurde wieder blutroth.

Als Karl diese Antwort vernahm, sprang er auf, ergriff der Schwester Hand mit beiden Händen und sagte: „Gannel, ach wie viel Herzleid hät't Du mir ersparen können, wenn Du mir das vor'm Jahre schon gesagt hät'tst!"

„Ich hätt's auch gesagt", antwortete das Mädchen: „aber ich dacht' immer, Du müßt's eher sagen, als ich, und ich hätt's um Alles in der Welt willen auch gar nicht über die Lippen gebracht!"

„Du gut's, lieb's Schwesterle!" fuhr der Bursche mit Stimme und Geberde eines glücklichen Menschen fort: „Ich bin nun froh und danke meinem lieben Gott, daß der Stein vom Herzen

weg ist, und daß ich mich über den bucklichen Philipp nicht mehr thun ärgern darf. Aber Gannel, 's hilft doch Alles nichts; nu muß ich erst recht fort!"

Das Mädchen sah den Bruder verwundert und erschreckt an. „Ja, ja Gannel“, sprach Karl seelensvergnügt weiter: „'s kann Alles nichts helfen, und ich will Dir's nur gerade zu sagen, ich muß bloß ganz allein Deinetwegen fort, expreß nur Deinetwegen!"

„Das ist nicht hübsch, wie Du mit mir red'st!“ äußerte die Jungfrau betrübt.

„'s kann aber partu Alles nichts helfen!“ wiederholte der Bruder. „Und weißt Du, warum? Siehste Gannel, ich bin kein Leuteverächter, und ich trag' meine Ruchbitten eben so stolz durch's Land wie der König seine Krone, oder wie der Soldat seine Flinte, und 's ist besser, schwarze Hände und ruhiges Gesicht, als schwarzes Herz und ruhiges Gewissen und 's trägt Mancher so 'n Stern oder e goldnes Ding vorn auf der Brust, dessen Gemüth nicht so viel werth ist, als eine Tracht Ruchbitten. Aber siehste Gannel, 's ist doch immer e elendes Leben mit dem Ruchbitten-Handel, und man muß froh sein, wenn man nur 's liebe Leben damit hinbringt. Und wenn ich so mit meiner Tracht meine Straße ziehe, so gehn mir gar sonderbare Gedanken durch den Kopf, und da denk

ich: die Gannel ist so e fein's, lieb's und gut's Mädel, und wenn sie sich sollt' zeitlichs vom Rußbutten-Handel mit nähren, das wär' doch 'ne Sünde und Schande für so e braves Weibsen, und wenn der liebe Gott noch was auf e ehrliches Herz giebt, so muß er auch der Gannel e bissel mehr zukommen lassen am Zeitlichen, als sie hat. Und da der liebe Gott dazu immer die Menschen braucht, so dacht' ich, es läg' nur an mir, daß Du's emal besser haben mußt, Gannel. Und wenn Du sollst zeitlichs mit Rußbutten handiren, nu ich könnt vor Schaam nicht mehr in Spiegel sehen. Also stehste, Gannel, ich muß fort, ich muß was anders werden, damit ich Ehre bei Dir einleg', wenn ich wiederkomm'!"

„Ach ne!“ entgegnete das Mädchen: „ich bin zufrieden, wenn Du auch nur e Rußbütler bist, wie mein Vater!“

„Gannel, das verstehst Du nicht!“ eiferte Karl. „Das muß ich besser wissen. Ich muß höher 'naus mit Dir, und je lieber ich Dich hab', desto mehr schäm' ich mich vor mir selber. Dent' Dir nur Gannel, jetzt steh' ich im Leinwandkittel vor Dir, wenn ich nu aber in — in, — ja wenn: ich staatlicher da stehn thu — ne, Gannel, da muß Dir doch 's Herz im Leibe lachen, wenn Du nu denkst, das ist Dein Karl!“

Die Gannel lachte, als stände der Karl wirk-

Ich schon staatlich vor ihr da. Erwillt wurde sie wieder ernster und sagte: „Ja, aber wie willst Du denn das machen?“

„Du kommt's!“ antwortete der Bursche und ging einige Schritte auf und ab. „Siehste, Gannel“, fuhr er dann fort: „ich bin e Soldatenkind und ich hab' 'ne ordentliche Sehnsucht darnach. Und nu reben sie jetzt, wo man nur hinkommt, von Griechen und Türken, und wie jeder rechtschaffne Christenmenssch den Türken müßte aus Griechenland forttreiben helfen. Und da will ich eben mit helfen!“

„Ach Herr Jesus!“ rief das Mädchen erschreckt aus. „Du willst Dich also von den Türken todt schlagen lassen? Und da willst Du auch noch staatlich vor mich treten? Karl, ich hab' Dir nichts zu befehlen, — aber das sag ich Dir, wenn Du in die Türkei zu den Soldaten gehst, — da nehm' ich heut' noch den bucllichen Philipp!“

„Aber, Gannel!“ warf der Bursche ein.

Die Gannel ließ ihm aber gar nicht zu Worte kommen; mit einem ihr völlig ungewöhnten Eifer fuhr sie fort: „Erst machste Einem 's Herz leicht, daß Du sprichst, daß Du mir gut wilst, und nu machste Einem 's Herz wieder schwer, daß Du fortwilst in Krieg. Ich mag kein Soldatenweib sein und 's ist 'ne Sünde von Dir, daß Du den Auswähler verrachten thust!“

„Aber Lieb's gut's Gannel!“ wiederholte Karl seine Einwendung.

„Ne, ne, ne, ne!“ widersprach das Mädchen gar eifrig und hielt sich beide Ohren zu. „Ich red' mit Dir kein Wort mehr und laß mich 'n Sonntag mit dem bucllichen Philipp aufbieten, wenn Du nicht gleich 'n Augenblick sprichst, daß Du nicht in die Türkei gehen willst!“

Den Burschen überraschte diese bestimmte, hartnäckige Forderung; er wollte wenigstens versuchen, seine Absicht und Hoffnung deutlicher auszudrücken. „Hör' nur emal an, Gannel“, sprach er: „Du wirst doch nicht gleich iso'n Trumpf drauf setzen.“

Aber die Gannel hörte ihn nicht; sie stopfte sich mit beiden Spitzfingern die Ohren zu und fing an überlaut zu singen, daß Karl sein eignes Wort nicht mehr hörte.

Karl kratzte sich in den Haaren, und stellte sich eine Zeit lang ans Fenster, um aus den Wolken am Himmel herauszulesen, was er nun wohl zu thun habe. Die Gannel aber mochte aus sich selber herausgelesen haben, was sie in solcher Verzweiflung zu thun habe; sie hörte plötzlich auf zu singen; es war, als wär' ihr die Stimme dazu gebrochen. Mit kurzem Entschluß stand sie auf und eilte mit heißen Thränen im Auge nach der Thür.

„Hannel, ich bitz Dich um Gottes willen, bleib!“ rief ihr Karl nach. Sie aber schüttelte mit lautem Schluchzen den Kopf und verließ das Zimmer. Der Bursche eilte so schnell als möglich nach, öffnete die Thür und sprach: „Hannel, ich geh' nicht zu den Türken!“

„Ist's aber auch wahr?“ fragte sie von draußen.

„Freilich, Hannel! Komm nur 'rein!“ bat Karl.

„Ne, ne!“ entgegnete sie. „Schwör' erst, daß 's wahr ist!“

„Schwören thu ich nicht!“ erwiderte Karl etwas bestimmt.

„Na, da bestell' ich 's Aufgebot!“ sagte die Hannel und schritt nach der Hausthüre. Sie mochte nun erwarten, daß der Karl sogleich ihr nach käme und schwören würde; da aber der trotzige Bursche sich eben jetzt nicht von der Stelle rührte und auch sich nicht mit einem Wörtlein an sie wandte, wurde sie doch etwas nachdenklich, kehrte ein paar Schritte zurück und sagte mit weggewendeten Augen: „Da hast Du recht, Karl, 's Schwören ist verboten und 's ist eine Sünde; aber so hab' ich's auch nicht gemeint, daß Du so schwören sollst, wie beim Amtmann die Leute schwören thun. Du könntst doch e bissel anders schwören, daß ich nur e Anhaltens hätt? Wenn Du meinetwegen sagen thätst, — ja, zum Exempel, wenn

Du nur sagen thätst, Hannel, so wahr ich Dir e bissel gut bin, so thu ich nicht zu den Türken gehn! Da wär' ich schon zufrieden!“

„Hannel, Hannel!“ entgegnete Karl ernst: „Du weißt gar nicht, wie Du mir so mit 'n recht scharfen Messer durch's Herz schneid'st; und wenn ich bedenk, daß ich wohl e ganzes Jahr darüber nachgedacht und mich drauf gestreut hab, — und es soll nun mit einem Male Alles aus sein, — da ist mir's doch, als wollt' mir's recht schwer werden. Aber ich seh wohl, 's soll nicht sein, und Du würd'st nicht so reden können, wenn's der liebe Gott nicht so haben wollt'. Wenn ich aber schwören wollt, so wahr ich Dir e bissel gut bin, da wär's 'ne Lüge und ich könnt' getroßt zum Türken gehn; wenn ich aber schwör', so wahr ich Dir gut bin von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth, da darf ich nun und nimmermehr zum Türken gehn. Und weil's Du und der liebe Gott emal nicht anders haben will, so muß ich wohl so schwören!“

„Du bist doch e ganz guter Mensch!“ sagte nun die Hannel unter freudigem Lächeln und reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

Karl war aber weniger glücklich, als sie. Er schüttelte fast traurig den Kopf und sprach: „Hannel, 's kann doch Alles nichts helfen, ich muß doch fort. Ich will kein Ruspotten-Gändler blei-

den mein Lebenslang; und eben weil ich Dich so lieb hab', muß ich's thun. Siehste Gannel, ich bin nicht abergläubisch, aber das ist wahr, daß mir's hier keine Ruhe mehr läßt, und daß egal fort in meinem Gemüth eine Stimme red't: Geh fort und mach' Dein Glück in der Welt und theil's dann mit der Gannel!"

„Ja, was willst Du aber thun, Karl?“ fragte die Schwester Kleinlaut, und ging wieder mit ihm ins Zimmer zurück.

„Das weiß der liebe Gott!“ antwortete der Bursche. „Ich denk' aber, 's wird sich wohl finden; und weil ich gewiß weiß, daß die Stimme in mir nicht von mir selber ist, sondern vom lieben Gott, so bin ich getrost, er wird mir's wohl weiter sagen, was ich thun soll. Und nu, mein gut's Gannel, ich hab' Dir Deinen Willen gethan, daß ich nicht zu den Türken geh'; nu want' ich auch sagen, wann Du mich nur e' bißel lieb hast, so thust Du auch meinen Willen. Ist Dir's denn gar so sehr zuwider, daß ich was Ordentliches werden will, Dir zu Liebe?“

„Nu' ne!“ antwortete das Mädchen immer noch Kleinlaut. „Aber ich seh' nu wohl auch, daß ich mich dem Willen Gottes nicht zuwider setzen soll. Und wann willst Du denn fort?“

Karl besann sich eine Zeit lang mit der Antwort; endlich sprach er: „Das werd' ich Dir

noch ganz gewiß sagen, Gannel; aber Eins mußt Du mir zu lieb thun, nämlich daß Du den Aeltern von alle Dem nichts erzählst, was wir hier gered't haben, bis ich's selber thu. Weißt Du das thun, Gannel?"

„Ich muß wohl, wenn Du willst!“ antwortete sie.

Und damit hatte die Unterredung ein Ende, weil eben Vater Köhler ins Zimmer trat.

Am nächsten Morgen, als es nur erst schwach dämmerte, wurde die Gannel an dem kleinen Fenster ihres Dachkammerleins, bis zu welchem ein großer Birnbaum sich hinaufftrecte, durch ein leises Pochen aus ihrem Schlummer geweckt. Sie erschraf und verkroch sich unter's Bett. Endlich hörte sie aber deutlich ihren Namen leise rufen; es war Karls Stimme. Nach kurzem Besinnen warf sie ihre Kleider über und öffnete das Fensterlein, das kaum breit genug war, den Kopf durchzustechen.

„Gannel“, sagte Karl: „Behüt' Dich Gott, mein Hebes Leben. Ich muß fort! So wahr Gott im Himmel lebt, ich laß Dich nicht, Du treues Herz. Laß Du mich auch nicht. Und ich wolt' Dir's gestern nicht sagen, weil ich Dir wolt' auf die Nacht kein Herzeleid machen. Leb wohl,

mein liebes, gutes Gannel! Die lieben Engel mögen über Dich wachen! Und grüß mir die Aeltern und sie sollten mir nicht böß sein, und sie sollen Alles erfahren!“

Dabei reichte er die Hand durchs Fenster herein. Kaum hatte sie die Gannel ergriffen, so fühlte sie einen starken Druck, dann zog sich die Hand zurück und ehe noch das Mädchen vor lautem Schluchzen nur ein Wörtlein hervorbringen konnte, war Karl vom Baume zur Erde hinabgesprungen.

Da steckte die Gannel den Kopf durch das Fensterlein und weinte dem Flüchtling nach und rief leise: „Behüt' Dich Gott!“

Das geängstigte Mädchen kroch zwar wiederum in ihr Bett zurück, um ihren Schmerz still auszuweinen; aber es litt sie nicht lange drin, und da sie ohnedies gewohnt war, mit dem ersten Strahl der Sonne an ihre Arbeit zu gehen, so stand sie bald wieder auf, um still fortzuweinen. Als sie nun ins Wohnzimmer hinab gehen wollte, gebrach ihr plötzlich der Muth dazu; es war ihr, als schäme sie sich, vor ihre Aeltern zu treten.

„Er wird's 'n doch gesagt haben, daß er fort ist!“ sagte sie erschrocken zu sich selber. „Das wär' doch ganz schlecht von ihm, wenn er 'n nichts

gesagt hätt'. Und was mich ärgert, das ist seine Hoffart, du Lieber Gott, und auch noch meinewegen, als hätt' ich so'n hoffärtig Herz und möcht' hoch hinaus. Er thut's gar nicht fühlen, wie mich das kränken thut!"

Jetzt hörte sie Geräusch unter sich, in der Schlafkammer der Aeltern und erschraf. Die Mutter wollte gewiß aufstehn und noch hatte sie das Zimmer nicht gereinigt. Schnell eilte sie nun hinab zuerst hinter den Ofen, um Kaffeefeuer zu machen; dann säuberte, lehrte und segte sie und hatte nicht nöthig wie sonst, mit der ins Wasser getauchten Hand zu sprengen, weil ihre Neuglein für heute diese Arbeit übernommen hatten. Während dessen zischte es im Ofen; das Wasser kochte; die Gannel warf zwei Löffel Cichorien, gemischt mit schwarzbraunem Eichelmehl hinein, rührte das Gebräue etliche Mal um, ließ dann noch ein paar Waller's thun und der kostbare Morgentrank war bereitet.

„Mutterle!“ rief sie nun und klopfte leise an die Kammerthüre. „Mutterle, der Kaffee ist fertig.“ Dann ging sie in die Hausflur, wo ein alter blau und roth bemalter hölzerner Schrank stand, schloß ihn auf und nahm ein großes Brot heraus, das so schwer war, daß sie es mit beiden Händen ergreifen mußte. Als sie damit ins Zimmer zurückgetreten war, nahm sie ein Messer aus

dem Tischkasten, strich es an der Schürze auf und nieder, stellte mit der linken Hand das Brot aufrecht vor sich hin und zog dann langsam drei Kreuze über die untere, mit braunem Mehl bestreute Seite und sprach: „das woll' Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist! Amen!“ Dann erst schnitt sie das Brot an, und eben, als sie damit fertig war, traten Vater und Mutter ins Zimmer.

„Guten Morgen, Vaterle, guten Morgen, Mutterle!“ sagte sie und reichte beiden die Hand und schlug ihre Augen nieder, als hätt' sie was Liebels gethan.

„Guten Morgen, Gannel!“ antwortete der Vater und schien die Verlegenheit der Tochter nicht zu bemerken. Die Mutter aber hatte, wie das Weib überhaupt für derlei Vorgänge im Herzen, die sich auf dem Angesichte abspiegeln, ein schärferes Auge. „Kind“, sagte sie, „wie kommst Du mir denn vor? Ich glaub gar, du hast geweint?“

Statt aller Antwort schlich die Gannel hinter den Ofen, um sich dem Anblicke zu entziehen, wusch sich dort sauber Hände und Angesicht und sagte dabei mit erkünstelter Ruhe: „Ne Mutterle, es war heut' gar zu viel Staub, der ist mir in die Augen geflogen!“

„Aber, warum hastu denn nicht gesprengt, Gannel?“ fragte die Mutter, als sie die gewöhnlichen

Spuren davon nicht auf den Dielen bemerkte.

„Ich bleib' dabei, Du hast was!“

„S, was soll' i'n haben!“ fiel der Vater ein. „Wo ist denn der Karl? Geh doch, Hannel, und sag's 'n, wir woll'n Kaffee trinken!“

Das war nun freilich zu viel für das arme Mädchen. Eine Lüge hatte sie schon gemacht; und diese lag ihr schon schwer genug auf dem Gewissen; einer zweiten war sie nicht fähig. Nach kurzem Besinnen kam sie hinter dem Ofen wieder vor, fiel ihrer Mutter unter lauten Thränen um den Hals und sagte: „Mutterle, ich bin e schlecht's Kind, ich hab' Dir 'ne Lüge gemacht. Seit einer Stunde thu' ich nichts, als weinen, und ich werd' wohl mein Leblang fortweinen!“

„Ach, Herr Jesus!“ rief die Mutter erschrocken aus. „Was ist denn? Ich bitt' Dich doch um Gottes willen, so red' doch nur!“

„Ich will's Euch nur gerade zu sagen, der Karl ist fort!“ antwortete sie unter heißen Thränen.

„Was?“ fuhr der Vater auf. „Der Karl ist fort! Fort? Wohin denn und warum denn?“

„Und Du hast's gewußt“, setzte die Mutter hinzu: „und hast uns nichts davon gesagt? Hannel, ich will doch nicht denken, daß ihr euch mit 'nander bered't habt!“

„So wahr mir Gott helfe, ne!“ versicherte die Hannel. „Gewußt hab' ich's, das ist wahr;

aber erst gestern Abend, als er mir's sagen that, und da that ich 'n noch so bitten, er möcht's erst Euch sagen, und ich dacht' nicht, daß es so fir gehen sollte, daß er fortging, und hab' ich gedacht, daß er heut oder morgen mit Euch darüber reden that. Und bin ich selber des Lobes erschrocken, als er diesen Morgen aus Fensterle klopfen that, und that Gadsch von mir nehmen! Und ich sollt' Euch grüßen und daß Ihr nicht böß' auf 'n sein möcht't, und er wollt' Euch Alles noch sagen!"

„Der undankbare Dnb!“ rief die Mutter aus und war sehr böß. „Er macht's gerade wie die Vögel, wenn sie 'rausgefüttert sind und flügge geworden sind, da fliegen sie fort aus dem Nest und fragen nichts mehr nach den Aeltern. Es hat mir immer so was geschwahn! Der Sung' hat mir immer so was Apart's gehabt, und wenn er auch 's Essen nicht verachten that, und that Alles machen, was 'n der Vater heißen that, er hat doch immer so seine Gedanken für sich gehabt, als wär' er was Besseres, als wir. Und man durft'n eur so ansehen, wenn er gehn that! Du lieber Gott, der gang gar nicht wie unser ein, und wenn er'n Mittel an hatte, da hätt' man denken mögen, 's wär' e Staatsrock! Und er that auch immer so anders reden, als wir, als that er sich schämen, erzgebirgisch zu reden. David, ich hab' Dir's nur immer nicht sagen wollen, aber ich hab's

längst gemerkt, daß der Gung' was Apart's im Kopfe hat!"

„Mutterle, seid'n nicht böß!“ hat die Tochter. „Ich kann's doch gar nicht glauben, daß der Karl schlecht ist!“

„Ist das nicht schlecht genug“, antwortete die Mutter eifrig, „wenn er fortgeht, wie die Kage vom Bret, und spricht nicht emal: ich dank' schön! Da red' doch nur David! Du thust ja gerad', als wär' Dir's so ganz recht, daß der Gung' fort ist! Nu kannst die Ruchbutten selber wieder tragen mit Deiner lahmen Achsel. Was scheert sich der Gung' drum, wenn Du mit der Hocke liegen bleibst!“

„Na, das ist nicht so schlimm, Christel!“ entgegnete der Hausvater. „'s wird mir freilich e bissel span'sch vorkommen, wenn ich die Gucke nu selber wieder tragen muß, aber was sein muß, muß sein, und wer weiß, zu was 's gut ist.“

„David, ist das Dein Ernst?“ rief die Christel verwundert aus. „Da ist Dir's noch wohl gar eben recht, daß der Gung' fort ist und hat nicht einmal Habich gesagt und ich danke schön, daß ihr mich aus 'n Lazareth in's Haus genommen habt!“

„Nu ne!“ sagte Ebfler. „Freilich hät' mir's der Karl sagen können, und ich wär'n an sein' Glück nicht hinderlich gewesen. Und wenn

ich mir Alles überleg', so hat er's uns etwa nur deshalb nicht gesagt, weil er gedacht hat, wir geben's nicht zu; und er mag sein, wie er will, aber e gut's Herz hat er, und wenn wir gesagt hätten, ne Karl, du bleibst, da wollt' ich doch gleich mein Leben verwetten, da wär' er nicht gegangen; so aber ist er allein fort, und der liebe Gott geb'n das Geleite. Ich bin nicht böf' auf 'n!" —

„Wie Ihr doch gut seid, Vaterle!“ sagte die Tochter, und streichelte ihm die Backen. „Gewiß, e gut's Herz hat er und schlecht kann er nicht sein. Und er wird doch gewiß emal was von sich hören lassen, und undankbar wird er auch nicht sein!“

„Das ist doch gerade, als spielt' Ihr aus einer Karte, Gott vergeb' mir meine Sünde!“ sagte die Mutter. „Das ist ja e Herz und eine Seele, wie ihr Beide mit 'nander thut über den Gung' da!“

„Ihr seid auch nicht böf' auf'n, Mutterle!“ sprach die Gannel und fuhr ihr mit der Hand streichelnd über die Augen. „Ich weiß, Ihr seid auch nicht böf' auf 'n, und Ihr thut nur so, weil's Euch erschreckt hat, wie mich selber. Und ich kann mir nicht helfen, und 's ist mir so, als hätt' Alles so sein müssen. Nicht wahr, Lieb's Mutterle, Ihr seid nicht böf' auf den Karl?“

„I, gib' mer weg, Du Schmeicheltaz!“ antwortete die Mutter und wollte sehr ernsthaft und böse thun; aber es gelang ihr schlecht. „Meinetwegen, wenn ihr Beide darüber jubiliren thut, daß der Gung' fort ist, ich will mir den Kopf auch nicht um 'n abreißen. Er wird schon sehen wie 's 'n geht und wie 's 'n thut, wenn er früh aufsteht, und 's kocht Niemand mehr 'n Kaffee! Und weil ich eben dran denk', so woll'n wir doch gleich trinken!“

Eben, als Köppler der Einladung folgen wollte, fuhr er von einem plötzlichen Gedanken ergriffen auf und sagte: „Ne, der dumme Gung'! oder soll ich lieber sagen: Ich dummer Hans! Ich hab' ja die Papierle noch, wo's drin steht, wo er eigentlich her ist, und daß sein Vater e vornehmer und reicher Mann ist. Der hat sich zwar von'n losgesagt, und er darf nicht 'n Pfennig von 'n fordern, und wer weiß auch, ob er noch lebt, und wo er ist! Aber 's wär doch gut, wenn er's wüßte! Nu ist freilich nichts — nu, ich denk', der liebe Gott hat's auch so haben wollen!“

„Gewiß, Vaterle, gewiß!“ versicherte die Tochter; und ich bin ordentlich froh, daß er das gar nicht weiß, und ich selber weiß doch nichts weiter, als was Ihr da gered't habt!“

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!“ sagte die Mutter und wie es schien, mehr als Resultat ih-

rer eignen stillen Betrachtung, denn als Ja und Amen zu ihres Mannes und ihres Kindes Discurs. Dabei nahm sie den großen Kaffectopf aus der Kbhre, goß die drei Tassen oben und unten voll und sprach: „Nu kommt, um des Gung's willen woll'n wir den Kaffee nicht kalt werden lassen!“

Die Hannel aber sagte, es wär ihr so als hätte sie schon getrunken, und könnte sie keinen Bissen hinterbringen, und sagte, sie wollte nur gleich die Betten machen.

Und damit ging sie in's Kämmerlein, um ihren Thränen wieder freien Lauf zu lassen.

Zehn volle Jahre waren nach dieser Flucht Karl's aus dem Hause seiner Pflegereltern verstrichen, und die Hannel also mit ihren Aeltern um zehn Jahr älter geworden. Das konnten sie und mochten sie nicht leugnen. Der ehrliche David Rößler hatte in diesen zehn Jahren sehr gealtert; sein Haar war ziemlich grau geworden; eine früher im Bein erhaltene Wunde, die gut geheilt zu sein schien, war wieder aufgebrochen und erschwerte ihm das Gehen sehr; und da auch die eine Ahsel ihre Dienste nur schlecht verrichten konnte, so hatte er sich schon vor mehrern Jahren genöthigt gesehen, den Ruffbutten-Handel aufzugeben und

da er sonst eines Handwerks nicht kundig war und schwere Handarbeit nicht verrichten konnte, eine Buttenfabrik im Kleinen anzulegen. Das heißt, er machte hölzerne Butten und verkaufte sie an die eigentlichen Kuffabrikanten, die nicht selber damit Handel treiben, sondern sie an die Händler im Großen verkaufen.

Das war nun freilich ein gar ärmlischer Verdienst, und solche Buttenfabrikation wirkt nur dann ein paar Pfennige ab, wenn das Holz dazu möglichst wohlfeil herbei geschafft werden kann. Sehr oft geschieht das auf eine Weise, die mit dem flebenten Gebote sich nicht so recht in Einklang bringen läßt. David Köfler aber konnte sich nicht entschließen, auf solche Weise seinen spärlichen Lohn zu erhöhen, und die Folge davon war, daß er mit seiner Arbeit kaum das Salz verdiente. Da mußten freilich die beiden Frauen aushelfen. Die Hausfrau, auf deren Angesichte funfzig in mancherlei Gram und Sorge verlebte Jahre ihre tiefen Spuren hinterlassen hatten, hatte sich genöthigt gesehen, die schwersten Feldarbeiten zu verrichten; sie mußte täglich früh eine halbe Stunde Wegs gehen, ehe sie nur an den Ort ihrer Tagesarbeit kam; und wenn es im Winter zum Dreschen ging, mußte sie oft im tiefen Schnee sich Bahn brechen und dankte dann ordentlich Gott, daß sie durch die Wucht des Dreschlegels sich aus dem halber-

fronen Zustande wieder ins Leben zurück arbeiten konnte.

Und die Gannel, damals dreißig Jahr alt, hatte in den zehn Jahren am Meisten gealtert. Nicht, als ob ihr Angesicht die Jugendfrische verloren hätte, aber auf Stirn und Wangen hatte sich jenes untrügliche Zeichen des Verblühens eingestellt, das mehr durch einen gewissen Herzenszustand, als durch wirkliche Abnahme leiblicher Kräfte herbeigeführt wird. Wenn sie so still und einsam an ihrem Klöppelsacke saß, lag eine unaussprechliche tiefe, schmerzlich bittere Wehmuth, wie die stille Trauer um einen Todten, auf ihrer Stirne; sie klagte nicht, kein Seufzer kam über ihre Lippen und wenn die Aeltern da waren, war sie sogar heiter und fröhlich, und namentlich wenn sie mit dem Vater allein war, und dieser oft in bittere Klagen über seine körperliche Unbeholfenheit und Schwäche sich ergoß, wußte sie ihn so zu trösten und rebete ihm so freundlich zu, daß er stets mit den Worten: „Ja, Gannel, Du hast recht, 's könnt noch zehnmal schlimmer sein und der liebe Gott macht's immer noch besser, als wir's werth sind!“ an seine Arbeit mit neuer Lust ging.

Aber freilich wenn sie allein war, schien es fast, als ob sie den Trost, den sie Andern gab, für sich selber nicht hätte. Ausoft stahl sich ein Thränlein in ihre Augen und lief still die Wan-

gen Herab. Ohne Zweifel ging dann allemal Karls Bild und seine Abschiedsworte durch ihre Seele; und da der Karl seit seiner Flucht auch nicht das Geringste von sich hatte hören lassen, war es nicht zu verwundern, wenn das arme Mädchen den Pflegerbruder als einen Todten betrauerte.

Es war nun in den Abendstunden eines Sonnabends, einer Zeit, die in den Hütten des Erzgebirges immer eine festliche ist, weil nun die sechs Tage lange schwere Arbeit ruht und der liebe Sonntag vor der Herzensthür steht, — es war also in solcher Zeit, als die Drei am Tische beim Ofen zusammensaßen und das erste Labfal, gewissermaßen die Vorweihhe des Sonntags, nämlich den Abendkaffee mit einander genossen wollten.

„'s ist nu wohl wieder jährlig“, sagte die Hausfrau, „daß der Karl fortgegangen ist. Na, ich bin nur froh, daß ich recht gehabt hab'; er ist wie alle Andere!“

„Wer möcht's bald sagen!“ setzte Böffler hinzu. „Ich hab' den Buben immer in Schutz genommen, weil er gar nicht aussah, wie Einer, der schlecht sein kann, aber nun seh' ichs doch bald ein, daß Du recht hast, Christel. Jetzt könnt' ich'n freilich brauchen, da ich nun emal so ein Krüppel sein muß, und als ich'n aus Lazareth mitnahm, hätt' ich's nicht gedacht, aber doch reut mich's

nicht, und ich macht's heut' doch noch einmal gerade so, wenn's sich's fügen thut!"

„I ja, das trau' ich Dir zu!“ sagte die Hausfrau. „Du bist immer so gewesen, daß Du die Butter Andern gegeben hast und hast's Brot trocken gegessen!“

„Na, das ist doch nichts Böses!“ entgegnete Löffler lächelnd: „Und Du brauchst auch nicht groß zu thun, Christel; ich hab's auch schon gesehen, daß Du Deinen Kaffee aus der Röhre nehmen wollst, und war keiner mehr da, weil Du's ganz vergessen hattst, daß 'n e Handwerksbursche oder sonst e arm's Thier getrunken hat!“

„Na ich sag's nur 'n Karl wegen!“ fuhr die Christel fort: „Daß der Gung' so schlecht sein könnt', hätt' ich doch nicht gedacht. Wer weiß, wo er 'rumliedert, und daß er einmal in Fichtelgrün so e zehn Jahr lang wie's Kind im Haus gewesen ist, das hat er längst vergessen!“

„Aber Mutterle“, fiel die Tochter schlichtern ein: „Das wissen wir ja gar nicht; der Karl ist vielleicht wo, wo er gar keine Nachricht von sich geben kann; vielleicht ist er wohl gar todt!“

„Ach, was Du nur red'st, Kind!“ entgegnete die Mutter. „Man könnt' sich fast ärgern über Dich, daß Du auf den Gung'a auch gar nichts wißt kommen lassen und nimmst 'n immer die Partie. Und Du wirst schon noch sehen, wie

Dir's geht in der Welt. Was soll nun werden mit Dir, wenn wir Beide todt sind, Dein Vater und ich; hättest Du vor acht Jahren den Fritz genommen, der Dich heut' noch nähm, wenn Du nur wolltest, da wär's doch noch gut für Dich und für uns. Und als vor drei Jahren der flügelgrüne Schmid um Dich freten that, da hast'n doch gar nicht einmal angesehen; und das ist so e rechtschaffner Mann. Aber ich weiß schon, der verloffene Karl ist an Allem Schuld, und Gott weiß, was ihr mit 'nander gehabt habt!"

„Christel!" rief der Hausvater verweisend aus. „Wie kommst Du mir denn heut vor? Du thust mer ja 's arme Gannel ordentlich ins Herz 'nein greifen!"

„'s muß emal 'raus!" fuhr sie ärgerlich fort. „Denk doch nur David, Du wirst alle Tage pumperlicher und wie lange wird's dauern, kannst Du nicht einmal keine Ruspotten mehr machen. Und ich selber, denkst Du denn nicht, daß ich die schwere Arbeit nicht lange mehr aushalten kann? Und meinetwegen und Deinetwegen mücht's noch sein; wir schleppen uns noch durch bis an unser Gott geb's seliges Ende. Aber wenn wir nun die Augen zugethan haben, was soll dann aus der Gannel werden, wenn sie nun so muttersoelen allein ist. Einer rechtschaffnen Mutter kann's doch nicht egal sein, ob sie ihr Kind versorgt oder unversorgt

zurückläßt. Und denk Dir's nur, David, wenn die Hannel bis an ihr Lebensende sich so 'rumquetschen muß von einer Noth in die andere, und hat keinen Menschen auf der welten Gotteswelt, der sich ihrer von Herzen annehmen thut, mücht' man da nicht mit Herzeleid und Jammer sich auf sein Sterbebette legen?"

„Mutterle“ sagte jetzt die Tochter unter Thränen: „Wenn Ihr wollt, und der Vater will auch, so nehm' ich den stüzengrüner Schmied noch, oder den Fritz, wer mich will. Da wär ich doch in alle Ewigkeit ein unglücklich Geschöpf, wenn Ihr meinetwegen mit Jammer sterben thätet!“

„Siehste, Christel, das hastu davon!“ sagte Rößler im Tone des Mitleids und des Vorwurfs. „'s ist mir zwar auch nicht recht, wenn ich sterben thu und die Hannel ist ganz allein in der Welt, aber ich denk immer, was hätte denn der liebe Gott sonst zu thun, wenn er nicht Freundschaft halten wollt' mit den Armen und Verlassenen. Wenn die Hannel nu emal nicht will, da wär's doch 'ne Sünde, wenn wir sie zwingen wollten. Und red' emal aufrichtig, Christel, warum hast Du mich denn genommen? Weil Du mich wollt'st, und wenn Du mich nicht gewollt hätt'st, hätt' ich Dich lange betteln wollen, Du hätt'st doch nicht gewollt!“

Das war freilich zu schlagend geredet, als daß die Hausfrau sich nicht hätte davon überzeugt fühlen sollen. „S nu ja“ sagte sie und schlug die Augen nieder: „Das ist wohl wahr, aber die Henne hat ja keine Ruh, wenn sie nicht ihre Küchlein untergebracht hat, und nu kann mer's doch einer Mutter nicht verdenken, wenn sie sich um ihr Kind sorgen thut. Und böß' hab' ich's nicht gemeint!“

„Liebes Mutterle!“ sagte nun die Hannel, und fiel ihr unter Thränen um den Hals: „Ich hab's ja auch nicht böß' verstanden! Und ich weiß ja, daß Ihr dem Vater recht gebt, wenn er sagt, daß der liebe Gott Niemanden verläßt. Und ich hab's Euch noch nicht gesagt, weil ich immer 's Herz nicht dazu hatt', aber heut muß ich's sagen, eh' der Karl fortging, hab' ich ihm das Versprechen gegeben, daß ich auf'n warten wollt. Und wenn er noch lebt, so hält er gewiß sein Wort, denn er ist doch e kreuzbraves Gemüth; und wenn er nicht mehr lebt, und das möcht' ich fast behaupten, da kann ich doch gar nicht anders, als ledig bleiben. Und für mich hangt nur nicht, Mutterle; was ich brauch', werd' ich mir mit Gottes Hülfe schon verdienen!“

Durch diese Rede war die völlige Eintracht wieder hergestellt und der gemeinschaftliche Kaffee-

mir nur lieb, daß Du nun stehst, 's geht nicht immer so, wie man denkt und 'ne Rußbutterhucke auf 'n Buckel ist immer noch besser, als 'n Bettelsack auf 'n Arni. Und was Du mit der Hannel ausgemacht hast, hätt' auch Können was Besser's sein, und der Frix aus der Mühle und der stüngenrüner Schmied brauchen sich nun auch nicht zu schämen. Aber so geht's den Jungennaus in die Welt immer und 's ist Dir schon recht!"

„Und Ihr seid wieder mein gutes Mütterle!" setzte Karl schnell hinzu und fuhr ihr mit der Hand schmeichelnd über das Gesicht. „Je mehr ihr mich auszankt, desto lieber habt ihr mich, das weiß ich noch von sonst. Und wenn Ihr mir e Schälchen Kaffee gebt, so erzähl' ich Euch auch wie mir's seitdem ergangen ist!"

„Seh'n nur gleich 'n großen Kopf 'nein!" sagte die Mutter zur Tochter. „Er ist 'n zwar nicht werth, aber wenn der Hausvater im Evangelio dem verlorenen Sohn e Kalb hat schlachten lassen, als er wieder kam, so ist's doch wohl Christenpflicht, daß wir'n e paar Schälchen Kaffee kochen!"

Während nun die Hannel an's Kaffee kochen ging und dabei vor lauter Bittern ihre Hände gar nicht recht zu Fach kommen konnte und allerhand dummes Zeug machte, und der Junger durchaus nicht fangen wollte, weil sie immer daneben schlug

und vergaß; Wasser in den Topf zu gießen und ihn über and Feuer stellte, und sich wohl zehnmal mit dem Kopfe an's Ofenthürel stieß, weil sie sich nicht genug hüthe und immer nach dem Karl hinguickte, und mit ihrer ganzen Seele hörte, was er erzählte, — während des also hatte sich Karl auf seinen alten Stuhl am Fenster gesetzt und erzählte also:

„Wenn ich wollte so recht ausführlich schildern, was mir in den zehn Jahren Alles begegnet ist, so würd' ich heut und morgen nicht fertig. Ich werde also nur die Hauptsache erzählen. Als ich von Goch fortging, ging ich gleich nach Dresden, und mein Sinn stand eigentlich nach Griechenland, und ich wollt' wider die Türken fechten, aber da war Jemand, der das durchaus nicht leiden wollte, und weil mir die Person, die das nicht haben wollte, gar so sehr ins Herz 'nein gemacht war, so that ich mir Zwang an und ging nicht zu den Türken. Nu war in Dresden ein vornehmer Mann, den hatt' ich früher, als ich mit Aufbruchten dort war, kennen gelernt, als ich 'n 's Pferd anhielt, das mit 'n durchgehen wollte und er mir sagte, ich hätt' 'n 's Leben gerettet und ich sollt' nur zu ihm kommen, wenn er mir aus helfen könnte. Zu dem ging ich also, und da traf sichs gar wunderbar, daß der vornehme Herr gerade einen Wurfstein brauchte, der mit ihm nach

Amerika gehen wollte. Nu hab' ich immer 's Wasser lieb gehabt und bin ich doch, wie Ihr wißt, am Wasser geboren und erzogen. Ich dachte nun zwar an die Person, die nicht haben wollte, daß ich zu den Türken ging, daß sie wahrscheinlich auch nicht haben wollte, daß ich tausend Meilen über's Meer gehen sollte; aber ich konnte mir nicht helfen, ich dachte, da ist der liebe Gott doch ganz gewiß im Spiel, und man soll Gott mehr gehorchen als dem Menschen: und kurz und gut, ich ging gleich den zweiten Tag mit nach Hamburg und von da auf's Schiff. Nun wollt' ich zwar noch ein Briefel an Euch schreiben, aber es ging Alles so schnell und ich dachte auch, ... 's ist am Ende besser, daß Ihr nichts davon wisset, und von Amerika kannst du ja dann zehn Briefe schreiben, — und so kam's, daß ich die alte Welt verließ, und wußte Niemand was davon.“

„Unterwegs nun kam ich mit meinem Herrn viel ins Gespräch und er fragte mich aus, daß ich ihm Alles erzählte, was ich nur wußte, und da wurde er immer aufmerksamer und sah mich immer sonderbarer an, und wurde manchmal ganz blaß und unruhig, daß ich fast erschrad. Und nun war's auffällig; von der Zeit an, that mein Herr gar nicht mehr, als ob er mein Herr wär; er sah's gar nicht gern, daß ich ihn bediente, und that so freundlich mit mir, und sagte immer:

wenn du willst so gut sein, Karl, so mach' mir das und mach' das, und ich mußte mit an seinem Tische essen und wie wir in Amerika waren, so ließ er mir schöne Kleider machen, und wir schliefen zusammen in einer Kammer. Und das ging so fort neun Jahre lang; da wurde mein Herr krank und da er merkte, daß er sterben würde, ließ er mich an sein Bette kommen und, — und —“

Karls Stimme, die immer weicher und unsicherer geworden war, versagte jetzt ganz; es standen ihm die Thränen in den Augen!

Da durchzuckte dem alten Löffler ein Gedanke; er sprang auf, so schnell er nur konnte, eilte in die Kammer, schloß dort eine alte Kade auf, nahm ein kleines Packet, in ein altes Halstuch gewickelt, heraus und reichte es dem Karl mit den Worten hin: „Da hastu, Karl, ich merk' nu Alles und ich brauch' kein Geheimniß mehr vor Dir zu haben, — das war Dein Vater, nicht wahr, Karl?“

„Gottes Rath ist wunderbar!“ antwortete Karl gerührt, indem er die Brieftasche an sich nahm. „Ja, es war mein Vater; er starb in meinen Armen und mit dem Namen meiner armen Mutter auf den Lippen. Und was soll ich Euch nur noch viel erzählen! Mein Vater war ein reicher Mann und hatte sonst Niemanden, als mich

und ich habe Alles geerbt, was er hatte, nach unferrn Golde funfzigtausend Thaler!“

Hier hielt Karl wieder inne, fast, als wollte er abwarten, was die Aeltern und die Gannel dazu sagen würden. Diese aber sahen verwundert auf seinen ruhigen Deinwandfittel und die Mutter sagte unter Kopfschütteln: „Die Geschichte muß noch gar nähr'sch auswerben. Wenn man Dich so ansieht, Karl, da wird's e bissel schwer zu denken, daß Du so grausam viel Geld geerbt hätt'st.“

„Ja, wie's so geht!“ antwortete Karl. „Ich wechselte die funfzigtausend Thaler in lauter Goldstücke ein und dachte, die gehören nicht Dir allein, sondern der Gannel und den lieben Aeltern, und setzte mich aufs Schiff und fuhr in die alte Welt zurück. Und ich selber bin nu da, aber wie wir bei Schottland an einer Insel vorbeifuhren, thar's auf einmal ein Knack, als ob eth Haus zusammenfürzte, und nicht lange drauf schwammen wir Alle im Wasser und dankten Gott, daß Niemand ertrank, außer bis aufs Schiff selber und Alles was noch drauf war, und mein die Wallfische sonst 'ne Wechselbank anlegen wollten unten auf dem Grund so e zwei, dreitausend Ellen tief, da brauchten sie nur meine Klitz aufzumachen!“

„Also so war's!“ sagte David Löfker und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Stehste Karl, wenn's Knackbutten gewesen wären, die hätt'stu

„Nunnen wieder aufschwimmen, denn die schwimmen; aber der Nannnen sinkt unter!“

„Gott mein Gott, das schöne Geld!“ rief dagegen die Mutter aus; tröste sich aber bald und setzte hinzu: „Besser 's Geld verlieren als die Seele!“

Die Hannel, aber, die fast athemlos bisher zugehört, bekam plötzlich neues Leben und einen Mut, den sie noch gar nicht gehabt: sie stand auf, ging auf Karl zu, gab ihm die Hand und sprach: „Karl, ach wie bin ich doch froh, daß Du kein weicher und vornehmer Herr bist! Nunmehr freu' ich mich erst recht, daß Du wieder da bist!“

„Du liebes Herz Du!“ sagte Karl. „Ich wußt's doch gleich, daß Du so denken wirst, und ich hab' um des Geldes willen auch kein Auge naß gemacht. Und weil wir nun einmal davon reden, liebe, theure Aeltern, — ihr wüßt's wohl schon lange, daß ich mit der Hannel Lind heim und da ich noch e paar Gulden, die ich in der Tasche bei mir trug, gerettet habe, so fang ich den Raubhutenhandel im Großen an, und laß Euch Euer Kufel ab, und Ihr wohnt bei mir und gebt uns Euren Segen! Nicht wahr, Vater, nicht wahr Mutterle?“

„Wasst Bub' Du!“ antwortete die Mutter. „Worth bistu eigentlich nicht; aber was soll man denn eigentlich machen!“

„In Gottes Namen!“ setzte der Vater hin:

vornehme Herr trat herein und hatte den Hut im Arm und that, als machte er Bistte bei dem Könige von Sachsen und wollte eben seinen Speich anheben, als er die Hannel in fast schmachwürdiger Stellung und mit todenscheulichem Gesicht über den alten Großvaterstuhl gebeugt sah. Da warf der fremde Herr den seinen Mantel und den glänzenden Hut zur Erde und sprang auf das Mädchen zu und rief: „Hannel, um Gotteswillen, was hast Du denn? Mein theures, liebes Hannel, kennst Du mich denn nicht?“

Und nun richtete er sie auf und drückte sie an seine Brust, als wollte er ihr neues Leben einhauchen. Da ging über die bleichen Wangen wieder ein Schein des Lebens, helle Thränen, wie diamantene Tröpflein, drängten sich in ihre Augen und mit dem Tone und der Geberde einer Bettlerin, welcher ein reicher Herr statt eines Pfennigs einen Thaler in die Hand drückt, sprach sie: „Karl, das ist zu viel für mich arme, niedrige Magd!“

„Du reiches, edles, Gemüth!“ sagte Karl. „Du weißt nicht, was ich Dir danke; daß ich in vielen bösen Stunden meines Lebens nicht Gottes meines Heliandes vergessen habe, das dank ich Dir, Du treues, frommes Herz. Hannel, Du hast mich beten gelehrt und hast die Stütze Deines frommen Glaubens in mein Herz gepflanzt, so tief, daß sie nie wanken konnte; daß ich heute mit Ehren

wor. Ihr und den lieben Aeltern: Sehen kunft, das dankt ich Dir, Deinem Bilde, dem Bilde eines guten Engels, das mich überall hin begleitete, und mir überall zurief: Karl, verleugne Gott; Deinen Heiland, nicht! Und Ihr“, wandte er sich nun zu den Aeltern, — und brückte sie wechselseitig an sein Herz: „Was Ihr einst dem geringsten unter den armen Waisenknaben gethan habt, das habt Ihr dem Herrn gethan und der Herr lobet es Euch. Ich hab' Euch gestern belogen, das heißt, meine Erzählung ist völlig wahr, bis auf den Schiffbruch an der schottischen Küste; ich habe mein Gold, das Erbschell von meinem Vater, glücklich mit nach Europa gebracht, ich habe mir ein recht hübsches Landgut gekauft und will nun ein treuer, ehrlicher Landmann sein. Und die Kleider, in welchen ich gestern bei Euch war und um Mitternacht zum zweiten Male wie ein Dieb aus Eurem Hause floh, und an zwei Stunden weit einsam wanderte, um wieder zu meinem Wagen zu kommen, diese Kleider sind dieselben, in welchen ich Euch so treulos verlassen habe. Ich habe sie wie ein Heiligthum aufbewahrt und sie werden bis in meinen Tod mein liebster Schatz bleiben. Und nun macht Anstalt, Ihr rücht noch heute mit mir fort, laßt Alles sehn und liegen, wie 's ist; Ihr wohnt bei mir, bei uns, bei mir und der Hannel und sollt sehen, wie dankbare Kinder ihre braven Aeltern lieben können!“

„Nu, ihr antwortet ja gar nicht!“ fuhr Karl fort, als ein allgemeines Stillschweigen herrschte, und der Vater vor Verwunderung nicht zu sich kommen konnte und die Mutter gerade so that, als träumte sie mit wachenden Augen: „Mutterle“, sagte Karl, „wollt Ihr denn gar nicht reden?“

Da erwachte sie endlich aus ihrem Traume und sagte schüchtern und verlegen: „Der Herr ist gar so erschrecklich vornehme. —“

„Mutterle!“ fiel ihr Karl ins Wort: „Was soll das heißen? Sprecht nur wieder wie gestern Abend zu mir: Du böser Bsb' Du! das ist mir ganz recht, und ich verdien's auch nicht besser!“

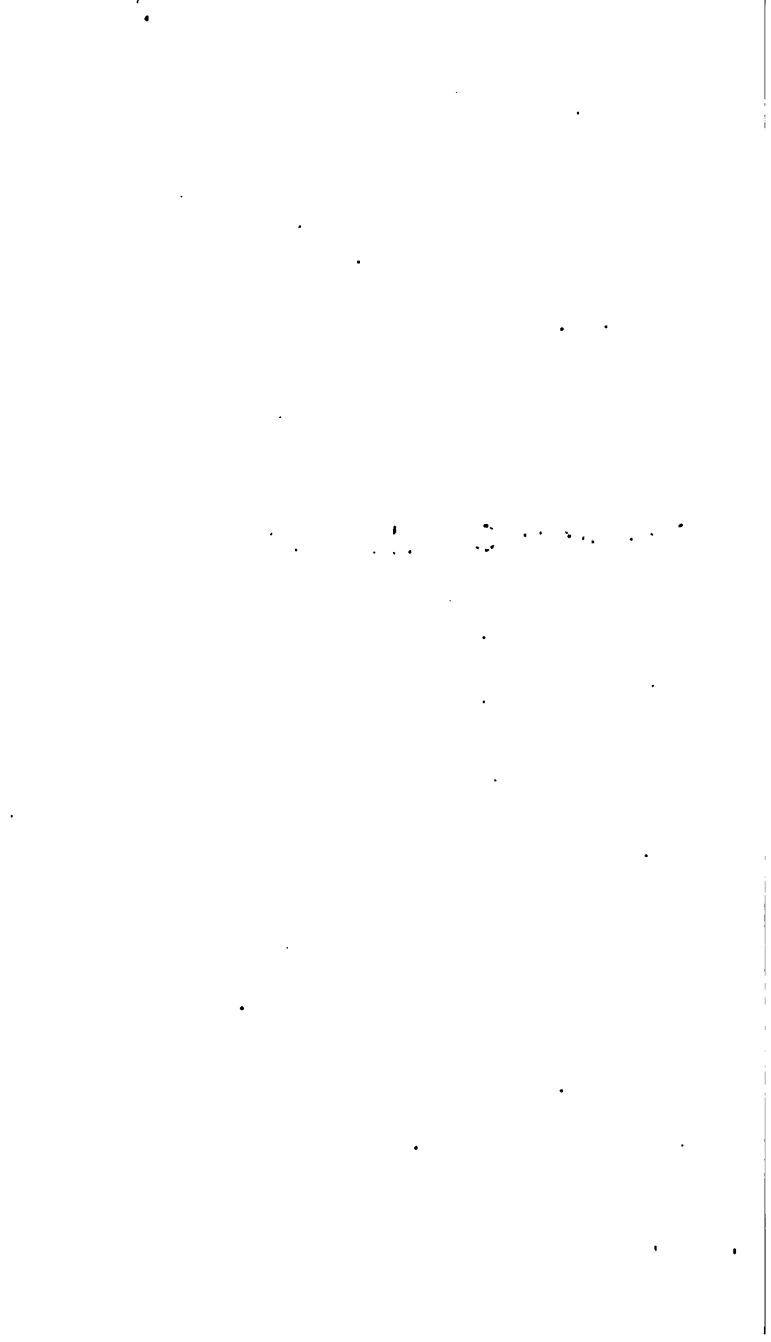
Da faßte sie sich ein Herz und sagte: „Nu weil Du's denn so haben willst, so will ich Dir's nur sagen, weil Du unsern braven, rechtschaffnen Leinwandkittel so in Ehren hältst, so sollst Du die Gammel kriegen, und uns dazu, wenn Du uns haben willst!“

„Christel!“ setzte nun David dazu: „Du nimmst mir doch immer 's Wort vom Munde weg!“

Und wenn ihr mir auf der Welt zwei Menschen nennen könnt, die Eins in dem Andern glücklicher wären, als der Karl und die Gammel, so nennt mir sie; ich glaub' aber, ihr werdet Niemanden wissen.

III.

Der neue Schulmeister.



Herr Jeremiaß Eifenhuber, der Schulmeister zu Niederwald, war unstrittig der angesehenste und wichtigste Mann im Dorfe, besonders da der Pfarrer des Kirchspiels als ein noch junger Mann und Anfänger in der Seelensorge sich erst die Herzen gewinnen mußte, die seit einem halben Jahrhundert und noch länger in aufrichtiger Achtung und fast kindlicher Liebe für den alten, treuen Schulmeister schlugen.

Ich sage: Schulmeister und nicht Schullehrer und zwar aus viererlei Gründen. Erstens gab es damals, als Eifenhuber lebte und wirkte, noch keine gelehrten Schullehrer, sondern eben nur einfache, schlichte Schulmeister und darf ich also die Geschichte nicht verfälschen. Zweitens kann ich dem braven Eifenhuber keine größere Ehre und kein wohlverdienteres Recht anthun, als wenn ich ihn Schulmeister nenne. Denn er war wirklich Meister in seinem Fache, und war sein Lehrbrief unterschrieben von dem Obermeister

seinen Segen, so hätte er doch noch zehn Erbhüter haben können, es wäre ihm keine im Hause geblieben; denn Jedermann wußte, daß Vater Eisenhubers Segen ein Capital war, das der liebe Gott mit ganz besondern Zinsen verinteressirte. Der jüngste Sohn und zugleich das jüngste Kind, Wilhelm mit Namen, damals fünf und zwanzig Jahr alt, war Schreiber bei einem Advocaten in Zwickau, und schon seit acht Jahren aus dem väterlichen Hause. Wilhelm kam in der Regel zwei Mal des Jahres auf Besuch nach Niederwald, einmal zur Kirchweih, und das andere Mal zu des Vaters Geburtstag, welche beide Zeiten so ziemlich ein halbes Jahr auseinander lagen.

Vater Eisenhuber war aber deshalb nicht ohne Pflege und Wartung. Nach ehe die jüngste Tochter sich verheirathete, hatte er ein armes Waisenkind, die Tochter eines Tagelöhners, in sein Haus genommen, Magdalene oder vielmehr „die Lenel“ genannt, ein süßes, sanftes Kind, das freilich zur Zeit dieser unserer Geschichte nur in Bezug auf die Einfalt seines Gemüthes noch Anspruch auf diesen Namen machen konnte; denn die Lenel war damals zwanzig Jahr alt.

Die Kraft und Lust zur Arbeit hatte aber bei der Lenel keine Grenzen; vom frühesten Morgenstunde bis in die späte Nacht war sie ununterbrochen thätig; sie war Hausfrau, Wirthschafterin,

Köchin, Magd in einer Person, sie wartete, pflegte, tröstete, rathete und half, sie war die bewegende Seele des ganzen Schulhauses, — ja noch mehr, sie war selbst Amtsgehilfin des Schulmeisters, und wenn die Lenel in die Schulstube trat, um das A. B. C. nach guter alter deutscher Sitte zu lehren, so wurden selbst die unruhigsten Knaben still und wetteiferten, der „Schul-Lenel“ die Hand zu drücken.

Wer hätte auch das Mädchen nicht vom Grund des Herzens lieben und achten wollen! Ihr ganzes Angesicht war der Abdruck eines sanften, milden, liebreichen Wesens; ihr volles, nussbraunes Haar, von einem blüthenweißen Häubchen bedeckt, glänzte zu beiden Seiten der Wangen, wie Mondlicht auf dem Wasserpiegel, und ihr einfacher Anzug war trotz ihrer oft groben und beschmutzenden Arbeit so reinlich, als wäre sie eine reiche und vornehme Dame, die von früh bis abends nichts zu thun hat, als ihres Leibes zu pflegen.

Es war nun zur Zeit, wo die Blätter an dem Honigbirnbäum vor dem Schulhause anfangen, ihr grünes Kleidchen mit gelben und rothen Lipfeln auszuspaffren, als Vater Eisenhuber auf der Bank vor der Thüre saß, einsam zwar, aber doch umgeben von den Namen von Hunderten, die mit ihrer leiblichen Gestalt vor seinen Erinnerungsbildern vorübergingen. Unmittelbar nämlich

vor seiner Hausthüre lag der Gottesacker mit seinen Gräbern und weißen und schwarzen und goldenen Kreuzen. Eisenhuber saß auf seiner Bank fast mitten unter den Todten; ihm war kein Grab fremd, seit mehr denn fünfzig Jahren war hier Keiner zur letzten Ruhe eingeseukt worden, an dessen Grabe er nicht: „Begrabt den Leich in seine Gruft“ gesungen und ein andächtiges Vaterunser gebetet hätte. Er kannte die Geschichte jedes Grabhügels, er wußte jedes Wörtlein in den Denkprüchlein und Grabchriften, das auf irgend ein besondres Familienunglück hindeutete, zu erklären. Die Grabstätte seiner eignen Frau war kaum eines Sarges Länge von der Wand seines Schlafkammerleins entfernt; und wenn er im Sommer etwa früh drei oder vier Uhr das Fenster öffnete, um mit dem ersten Sonnenstrahle die frische und belebende Morgenluft in sein Zimmer zu lassen, so war es ihm oft, als riefte es ihm von draußen aus der Mitte von Tod und Verwesung einen guten Morgen zu, als sei die Auferstehungssonne aufgegangen über die Erde.

Als Eisenhuber in seinen stillen Betrachtungen und geheimnißvollen Unterredungen mit den Geistern der Todten so da saß, kam die Dama zu ihm heraus, nahm neben ihm auf der Bank Platz, um, während sie die Kartoffeln zur Suppe schälte, zugleich mit dem Pflegevater ein wenig zu plaudern.

„Ich für' Euch doch nicht, Vaterle?“ fragte sie.

„Nein, mein Kind!“ antwortete er. „'s ist mir sogar herzlich lieb, daß Du kommst. Es gehen mir eben jetzt gar sonderbare Gedanken durch's Herz. Ich glaube meine Zeit ist gekommen!“

„Ach, erschrockt mich nicht, Vaterle!“ rief die Leni aus. „Ihr seid gerade heute so munter und frisch, wie Ihr's die ganze Woche nicht gewesen seid!“

„Eben deshalb, mein Kind!“ entgegnete der Greis. „Weißt Du nicht, daß der glühende Docht, kurz vorher, ehe er erlischt, noch einmal ganz hell aufflackert? Und daß ich so ein vertrockneter, glühender Docht bin, das weiß ich doch schon seit Jahren!“

„Führt Ihr Euch denn krank, lieber Vater?“ fragte das Mädchen bekümmert.

„Ich könnt's eben nicht sagen;“ antwortete er: „aber mein Tagwerk ist mir noch nicht so sauer geworden, wie heut'. Ich bin allezeit ein unnützer Knecht gewesen, aber heut' hab' ich's gemerkt, daß ich gar nichts mehr taue. Ich kann und darf nicht mehr Schule halten, und wenn ich die armen Leute in dem Glauben lasse, daß ich noch was könnte, da ich doch nichts mehr kann, so ist's eine schwere Sünde, die ich thue. Ein abgestorbener Mann ist nur hinderlich, wenn er

stehen bleibt; er muß dem jungen, saftreichen Stamme Platz machen!“

„Waterle“, antwortete die Lenel, „ich versteh das freilich nicht; aber das hab' ich allerdings schon lang gedacht, daß Ihr nunmehr ausruhen müchtet, und Euch nicht mehr so plagen und sorgen mit den Kindern, nicht weil ich denk', daß Euer Ende nahe sei, oder daß Ihr nicht mehr könntet, sondern weil es recht und billig ist, daß Ihr nun Euch Ruhe gönnt. Wollt Ihr denn nicht einen Gehilfen ins Haus nehmen?“

Bitter lächelnd schüttelte Eisenhuber das graue Haupt und sagte: „Einen Gehilfen ins Haus? Nein, mein Kind. Ich habe nun fast sechzig Jahr die Kindlein gelehrt und zu Christo geführt; ich hab's nie gethan mit hohen Worten, weil ich die gar nicht habe, aber aus der Einfalt meines Herzens habe ich geredet. Und wenn ich auf die zwei Menschenalter sehe, die vor mir und in meiner Lehre erwachsen sind, so zähle ich allerdings keine hohen und vornehmen Herrn und Frauenbar unter, und die Einzelnen, die in der Welt jetzt was gelten durch ihre Weisheit und ihren Verstand, — ich weiß, daß sie das nicht von mir gelernt haben; aber ich habe mit Gotteshilfe der Gemeinde und dem Lande ehrliche, gottesfürchtige und einfache Unterthanen erzogen, und derer, die mir Schande machten, sind nur wenige. Kommt nun aber ein

Gehilfe ins Haus, der an meinem Werke mitarbeiten soll, siehst Du, Lenel, das würde mich sehr bekümmern; der Gehilfe wird' Anders und auf andere Weise lehren, als ich; und da er auch das Seine gelernt hat, was zu einem Schulmeister gehört, da wird er von mir keine Lehre mehr annehmen wollen, und ich, — nun ich bin doch zu alt, um des neuen Schulmeisters Schüler zu werden. Und nun kommt zweierlei Lehre, zweierlei Zucht ins Haus, eine doppelte Weide für die armen Kinderseelen, und die Kinder selber werden irre, und wissen nicht mehr, wem sie eigentlich angehören. Ne, Lenel, das geht nicht!"

„Ich versteh das freilich Alles nicht!" wiederholte das Mädchen. „Aber muß denn nicht Siner, wie der Andre die Kinder lehren?"

„Ja und nein, mein Kind!" antwortete der Greis. „Ich will Dir nur zweierlei sagen, was ich fürchten muß, und was meine Seele schon im Voraus bekümmert. Die jüngern Lehrer fangen seit einiger Zeit hier und da an, es mit dem Christenthum nicht mehr so genau zu nehmen, und erklären die heilige Schrift, wie 's ihnen gerade einfällt, nicht wie die Schrift selber es thut und dazu Anweisung giebt, sondern nach ihrer eignen Weisheit; und da kommt selten was Christliches heraus. Und wenn sie auch die Gebote nicht ändern können, so ändern sie den Glauben desto

mehr; und wissen 's gar nicht, daß sie auf solche Weise nach und nach auch die Gebote mit ändern, wenn sie den Glauben ändern, weil die christlichen Gebote mit dem christlichen Glauben so eng zusammenhängen, daß eben Niemand ohne den christlichen Glauben ein christlich ehrbares Leben führen kann. Und kommt mir gerade so vor, wie Einer, der auf einem Apfelbaum etwa Äpfelchen oder doch etwas oculiren wollte, oder, damit Du's besser verstehst, Lenel, wie Einer, der den edlen Weizen in dem Sandboden streut, und da wird eine gar armselige Frucht zu Tage kommen. Und wenn ich das mit ansehen und mit anhören sollte, und könnte und dürfte nichts sagen, etwa weil der alte Eisenhuber für einen altväterlichen und unwissenden Schulmeister gälte, mein Kind, da könnt' ich mir mit meinen eignen Händen nur gleich das Grab graben, denn die Kummerniß brächt' mich um's Leben!“

„Aber“, wandte die Lenel ein, „sollte sich denn nicht Einer finden, der, woch wie Ihr, am guten, alten Christenthum hängt?“

„Doch möglich!“ antwortete der Greis: „aber wer will den herausfinden? Und wenn er auch da wäre, würde ihr der gütliche Herr auch gleich zum Schulmeister annehmen? Ruß ich nicht zu meinem Leidwesen sagen, daß der gütliche Herr selber ein ganz apartes Christenthum hat und mit

selber einmal ganz unumwunden erklärt hat, ich sei ein bißel zu altväterlich in der Kinderlehre und im Katechismus und meine Schulkinder wären zu wenig nach der Welt. Da kann ich nun schon merken, wen der gnädige Herr mir zum Gehilfen geben würde!“

„Aber dann ist's noch Eines“, fuhr Eisenhuber nach einer Pause fort: „Wenn ich so auf meiner Orgelbank sitze und hab' das Gesangbuch vor mir auf dem Brette, und lese und singe die schönen Lieder mit, da kann ich nicht einfach und demüthig genug in die Tasten greifen, daß ich mit meiner Kunst nicht etwa die Andacht verpfusche und den Leuten weiß machen will, ich auf der Orgelbank wär' die Hauptsache. Aber die jungen Schulmeister, die jetzt aufkommen, denken darin ganz anders; und wenn die Orgel hundert Register hätte, sie würden sie alle ziehen und machen ein Gebrause und ein Getöse, daß der Gesang der Gemeinde darin völlig untergeht, als würde er ins wogende Meer versenkt. Und wenn sie das Vorspiel und die Einleitung spielen, da möchte man glauben, es sollte der Vorhang aufgehen und würde eine Komödie gespielt und in den Zwischenspielen fahren sie wie buntscheckige Selttänzer auf und nieder und führen solche Kunstsprünge vor, daß man vor Herzeleid die Pfeifen klagen und jammern hört. Und ob das Klav, das sie spielen, von

Friede und Freude in Gott, oder von Sünde und Gnade, oder von dem armen Menschen und dem reichen Christus handelt, das ist ihnen ganz einerlei und wenn die Gemeinde singt: Ich armer Mensch, ich armer Sünder, da jubeln sie dazu mit der Orgel, als wär' eine Hochzeit. Siehst Du, Lenel, wenn ich solchen Gräuel mit anhören müßte, ich glaub', ich könnte die Bälge zerschneiden, oder vielmehr, der windige Geßel auf der Orgelbank trieb mich auf immer zum Tempel hinaus. Ne, mein Kind, Alles, nur keinen solchen Mitarbeiter!"

„Da habt Ihr ganz gewiß recht, Vaterle!“ sagte das Mädchen: „So viel versteh' ich schon, daß Euch das an's Herz greifen muß. Aber was soll denn nun geschehn?“

Vater Eisenhuber schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er: „Entweder ich muß bleiben und aushalten, bis ich meinen Lebensodem aushauche, oder ich muß mein Amt ganz und gar niederlegen und es dem lieben Herrn der Kirche befehlen, wen er zu meinem Nachfolger zulassen will!“

„Das Erste könnt und dürft Ihr nicht, Vater!“ sagte die Lenel schnell und entschieden. „Ich halt's für eine Sünde, wenn Ihr in eurem hohen Alter noch die Lasten und Sorgen eines

andern tragen sollt und 's ist nicht recht von der Gemeinde, daß sie das zugibt!“

„Du mußt ich mich also emeritiren lassen!“
setzte der Greis kleinmüthig hinzu.

„Nun ja, Vaterle!“ versicherte die Senel.
„Ist das nicht ganz recht?“

„Du gutes Kind!“ fuhr Eichenhuber fort:
„Du weißt nicht, welches Glend in diesem Worte liegt. Meine Stelle ist klein, die Einnahme gering, und daß wir doch immer mit Ehren durchgekommen sind, das dank' ich nächst der gnädigen Anshülfe Gottes nur der treuen Sorgfalt und dem unermüdlischen Fleiße meines seligen Weibes und in letztrer Zeit meinem braven Wilhelm. Werde ich nun aber emeritirt, so habe ich von großem Glück zu sagen, wenn mir die Hälfte des Einkommens zugesprochen wird; und da müssen wir Beide, der neue Schulmeister und ich, Hunger leiden. Ich muß aus meinem Stüblein heraus, wo ich sechzig Jahre lang meines Amtes Freud' und Leid getragen, wo jedes Bißlein mit alter Liebe zu mir redet; ich muß mich in meinen letzten Lebenstagen der Wirthschaft und häuslichen Anordnung eines jungen Mannes fügen, der wohl weiß, daß er Alles gilt und ich nichts mehr gelte, ich werde angesehen wie ein bel Selte geschobner alter Haushund, dem man aus Gnade und Barmherzigkeit noch ein Bißlein an der Thür oder im hintersten

Winkel gbant. Ich muß es dem jungen Schulmeister Tag für Tag aus den Augen lesen, wie ungern er für mich das spärliche Brot verdient, und wie er den lieben Gott täglich angeht um mein halbiges seliges Ende. Ne, Renel, da will ich doch lieber Schule halten, bis mir der Tod das Buch aus der Hand nimmt; und ich würde auch an gar nichts anders denken, und würde es für meine Pflicht halten, auf meinem Lehrstuhl oder auf der Orgelbank zu sterben, wenn mich nicht die Sünden drückten, daß ich ein unnützer Arbeiter geworden bin und die armen Kinder nichts mehr von mir lernen können!“

„Jetzt weiß ich's“, rief die Renel nach einer Weile freudig aus: „Waterle, ihr geht zu Euren Kindern, entweder zur Philippen oder zu Bergern, oder auch zu den beiden andern in der Stadt, die haben alle e Plägel für Euch, und die Philippen ganz besonders, die hat schon lange mit mir einmal davon geredet, und wie ihre Kinder sich auf den Großvater freuen thäten. Nunmehr seid Ihr ja aus aller Sorge, Waterle!“

Eisenhuber aber lächelte schmerzlich und sagte: „Gott sei gedankt, ich habe gute Kinder, und ich glaub's selber, wenn der alte Water an die Thüre klopfte, es ließ ihn Niemand draußen stehn, und ein Pläglein für mich fände sich schon, und was mir der neue Schulmeister gibt, wird

doch wohl zum Kostgeld hinreichen. Denn umsonst nähm' ich's nicht an, und mag's kein kümmerlicheres Brod für einen alten Mann geben, als was ihnen die Kinder vorschneiden. Also das ist 's nicht, was mich abhält. Lensel, ich hab' Dir einmal erzählt von einem alten Manne, der wohl an dreißig oder fünfzig Jahre im dunklen Gefängniß gefessen hat; als sie den haben frei lassen wollen und haben ihn heraus auf die Straße an's helle Gotteslicht gebracht, da hat er die Leute um Gotteswillen gebeten, sie möchten ihn wieder in sein Gefängniß zurückführen; dort hätte er sich eingewohnt und wäre nun glücklich und verlangte nichts weiter, als zuletzt den Tod. Siehst Du, so ist mir auch; mein Schulhaus ist zwar kein Gefängniß, aber ich bin mit den Wänden darin alt und morisch geworden, und wenn ich sollte nicht mehr den Gottesacker da sehen und die Gräber und sollte nicht mehr in dies alte, liebe Gotteshaus gehen können, und könnte nicht mehr die Orgel hören, an der ich sechzig Jahre gefessen und könnte nicht mehr die alten Gesichter sehen, die mir auf meinen kleinen Spaziergängen entgegen nickten und sprechen: Gelf Gott, Water Eisenhuber, und Alles um mich wär' fremd, und müßte ich Jedem, der theilnehmen will an mir, erst meine Lebens- und Lebensgeschichte erzählen, und fände meine letzte Ruhestätte im fremden Grund und Boden,

und nicht hier unter meinem Betbe und meinen Jugendfreunden und meinen Schülern, — nein, Lenel, das wäre schlimmer, als hätten sie mich auf eine wüste Insel im Weltmeer verbannt. Ich bin zu alt, um den Wanderstab in die Hand zu nehmen, und wäre es auch nur auf eine oder zwei Stunden weit!“

„Ihr macht mich recht traurig, lieber Vater!“ sagte die Lenel mit bewegter Stimme: „Ich möchte Euch gern rathen und helfen, und doch ist Alles albern, was ich sage und muß ich Euch immer recht geben. Ich habe freilich gedacht, 's Natürlächste und auch 's Christlichste wär', wenn der alte Vater bei seinen Kindern ausruhen thät, und die Philippine ist so 'ne herzensgute Frau, und könnte mit Euch den letzten Bissen Brodes theilen!“

„Ja, gewiß das kann meine Margarethe!“ versicherte Eisenhuber; „und wenn ich etwa herausgetrieben würde, und müßte am Rande des Grabes noch meine Hütte in der Fremde aufschlagen, so wär die Margarethe die erste, an deren Thür ich anklopfte. Aber Lenel, Du denkst ja dabei selber gar nicht an Dich. Was soll denn aus Dir werden, wenn ich fortging von hier? Ich könnt' Dich nicht mitnehmen, und doch könnt ich ja ohne Dich gar nicht fortgehn. Ich bin an Deine Treue, Liebe und Pflege so gewöhnt, und kommst Du mir vor, wie das letzte frische Zweig-

lein an dem alten vertrockneten Stamme, daß ich vor Sorge und Kummer um Dich nicht ruhig werden könnte!“

„'s ist wahr!“ septe die Renel hinzu: „ich würde mir auch die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn ich nicht mehr um Euch sein könnte; aber wenn ich wüßte, daß es zu Eurem Glücke wäre, wenn Ihr fortgingt, und daß Ihr nun Eure letzten Tagen in Ruhe und Frieden verleben könnt, so müßt' ich mich schon drein fügen!“

„Und was wollt'st Du denn thun?“ fragte der Greis.

„Nun“, antwortete das Mädchen zweifelhaft: „ich müßte mich freilich nach einem Dienste umthun, ich müßt mich vermiethen!“

„Du armes Kind!“ sagte Eisenhuber. „Wer weiß, wie Du ankämst. Du hast weder Vater noch Mutter, noch Geschwister, hast keine Heimath, keinen Zufluchtsort im Falle der Noth, es wäre denn unser Armenhaus hier, und Du mit Deinem einfachen, unschuldigen Gemüth mitten hinein in eine fremde Welt, ohne Freunde und Führer, ohne Rathgeber und Helfer, — wäre das nicht eine Todsünde, die ich thäte, wenn ich Dich so allein in die wildfremde Welt hinaus ziehen ließ?“

„Aber ist das nicht mein Loos, Vaterle?“ fragte Renel traurig. „Steht mir denn was anderes bevor, wenn Ihr einmal nach Gottes Bil-

len stirbt? Und könnte das nicht schon heut geschehn, so es anders Gott mit Euch also beschloffen hätte?"

„Das wolle der treue Gott im Himmel gnädig verhüten!“ sagte der Greis. „Wenn ich heut oder morgen stirbe, ich komm' um Deinetwillen nicht ruhig und getrost vor Gottes Richterstuhl treten. Ich fühl's auch, ich hab' zu lang gezögert, ich hätte das, was ich für Dich thun wollte, schon längst thun sollen. Aber ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes — ich werde gerade noch so lange leben, bis ich um Deinetwillen ruhig sterben kann!“

Die Lenel hätte gern weiter gefragt, was der alte Vater eigentlich damit meine; aber sie hatte nicht den Muth dazu und sagte nur: „Wie Gott will, liebes Vaterle. Ich hab's so oft gehört und gelesen, daß Gott der Wittwen und Waisen Versorger und Vater ist, darum will ich mich nicht fürchten. Und es thut mich fast bekümmern, daß Ihr um meinerwegen in Sorgen seid!“

„Du gutes Mädchen!“ rief Eisenhader aus. „Du weißt es gar nicht, wie viel ich Dir schuldig bin, und daß ich vielleicht jetzt dem Eigenthum, und der Habhaft fremder Dienstleute verfallen wäre, wenn ich Dich nicht um mich hätte. Nein, mein liebes Kind, daß ich noch was für Dich thue, ist meine große Schuldigkeit, und wenn Gott mein

armes Gebet erhört, so denk' ich einmal mit Fried und Freude dahin zu fahren. Und so der Herr will, kann sich das schon morgen entscheiden!"

„Morgen?" fragte die Lenel verwundert.

„Freilich, morgen!" versicherte Eisehuber und lächelte gutmüthig dazu. „Ja, und das wollte ich Dir noch sagen, wir bekommen morgen früh Besuch; richte doch das kleine Stübel vor, und ob ich gleich in Deine Wirthschaft nicht rede, so mach' doch morgen zu Mittag einen rechten tüchtigen Erdäpfelbammis mit Speck und ein paar Eiern, wenn Du welche hast. Ich weiß nämlich, daß der Besuch den Erdäpfelbammis sehr gern isst!"

„Und wollt Ihr mir's nicht sagen, wer das isst?" fragte die Lenel schäktern.

„Ich werd' mich hüten!" antwortete der Greis und klopfte dem Mädchen vertraulich und doch auch geheimnißvoll lächelnd auf die Schulter.

Und damit mußte sich die Lenel zufrieden geben und stand auf, um die Suppe für den Papa zu kochen.

Eisehuber aber machte noch seinen kleinen Spaziergang über den Gottesacker um die einzelnen Gräber herum. Und da es während dieser Zeit Abend geworden war, und die beiden Schulknaben, welche das Erläute besorgten, ankamen, und nun der helle, feierliche Klang der Abendglocke in die Luft hinaus und über die Stätte der Grä-

ber hindönte, zog über Eisenhubers tiefgefurchtes Antlitz der Abglanz einer stillen, seligen Freude.

„Ich werde wohl dies Glöcklein noch hören, wenn ich da unten liege und schlafe!“ sagte er.

Zum ersten Male seit Jahren ging die Lanel mit unruhigem Herzen in ihr Kämmerlein, und konnte sich lange nicht entschließen, sich zur Ruhe zu begeben.

„Was muß nur der Vater haben!“ sagte sie zu sich selber. „So heimlich hat er noch nicht gethan! Und wer muß nur der Besuch sein! Wenn's nur nicht etwa ein vornehmer ist, — da müßt' ich mich doch schämen, und 's ist bald nicht recht von dem alten lieben Vaterle, daß er mich so in Unruhe gesetzt hat. Und morgen früh schon will der Besuch kommen. Du lieber Gott, da mücht' ich doch lieber gar nicht zu Bette gehen, und die ganze Nacht kehren und scheuern; und die Vorhänge im kleinen Stübel mücht' ich auch lieber erst noch waschen, wenn's nur nicht zu spät wäre. Und einen tüchtigen Erdäpfelhamms soll ich kochen, das ist mir wunderbar. Da mücht' ich fast denken, es wär' Niemand von den Stadt-leuten, die sind was Besseres gewohnt. Und Vaterle spricht, daß er's wüßte, daß der Besuch den Hamms gern ist, — da muß er 'n doch schon

lange kennen. Ja, wenn Morgen Vaters Geburtstag wäre, oder wenn die Kirnse wäre, da wüßt' ich schon allenfalls wer der Besuch sein könnte, und da hätt's auch mit dem Bamm's seine Wichtigkeit. Aber das kann doch gar nicht sein!"

So quälte sich das arme Mädchen mit Gedanken und Sorgen, und konnte wohl die Königin von England, wenn sie nachdenkt, wie sie wohl dem armen Irland aufhelfe nkönnte, nicht gedankenreicher und sorgenvoller zu Bette gehen, als die Lenel wegen des unerwarteten Besuchs im kleinen Stübel; und konnte sogar ihr alltägliches Abendgebet nicht ohne Stocken hersagen.

Sie hatte nur wenige Stunden geschlafen, als der erste Strahl der Morgensonne, der durch das kleine Fensterlein gerade auf ihr Bette fiel, sie wieder heraus und an die Arbeit trieb, und kaum war für den Papa der Kaffee bereitet, so giengs an ein Fegen und Kehren von Unten bis Oben, Trepp auf, Trepp ab; das Gastbette wurde neuwaschen überzogen, und als die Lenel mit der flachen Hand über die blau geblümelte glatte Decke hinstrich und am Kopfkissen zupfte, bis es so ganz kopfrecht war, und dann Fenster und Thüren und den kleinen rothen Tisch und die drei hölzernen Stühle mit einem feuchten Lappen säuberte, und auch den allerdings etwas rothfleckigen Spiegel, der in seinem schwarzbraunen breiten Rahmen sich

faß vergrub, nicht vergaß, und nun sich umsah, und Musterung hielt über alle Werke, die sie gethan hatte, da nickte sie zufrieden mit dem Kopfe und sagte: „Nun kann der fremde vornehme Herr kommen, und da er nun einmal den Erdäpfelbammß gerne ißt, so soll der auch sein richtiges Ansehen bekommen!“

Vater Eisenhuber war auch schon längst aufgestanden; es litt auch ihn heute nicht im Bette, weil er es wohl wußte, daß der heutige Tag über das Wohl oder Wehe seines kurzen Lebensrestes entscheiden würde. Zerstreut, wie nie, hielt er seine Schule und entließ die Kinder eine Stunde früher, als gewöhnlich.

Endlich kam die Stunde der Entscheidung. Eisenhuber saß eben im Großvaterstuhl und blickte gedankenvoll vor sich hin und die Lenel schnitt eben den Speck in kleine Würfel, — als es leise und kaum hörbar an die Thüre klopfte; und als diese nun aufging, und ein junger Mann hereintrat, etwa fünf und zwanzig Jahr alt, mit braunem Haar und freundlichen braunen Augen, und Eisenhuber die Hände nach ihm ausstreckte und der junge Mann dem alten um den Hals fiel und ihn herzte und küßte, da wußte die Lenel nun freilich, daß der vornehme Besuch doch Niemand anders war, als Wilhelm, der Schreiber aus Briaun. Und als er ihr die Hand bot und sag-

te: „Grüß Dich Gott, Lenel, und Du hast Dich ja gepuht, wie eine Brautjungfer!“ Da wurde sie roth und sagte: „Ich konnt's wegen 'n Bamms wissen, daß Du 's warst, Wilhelm!“

„Also mein Leibessen machst Du heute?“ fragte er.

„Ich nicht!“ antwortete sie: „Der Vater hat's haben wollen. Und hätt' ich's gewußt, daß Du's wärst, so hätt' ich mich nicht so abgedrösch't!“

„Du wußtest 's also nicht, daß ich kam?“ fragte der Bruder.

„Ich bin böß' auf 'n Vater!“ sagte sie und fuhr ihm mit der Hand über die Stirne. „Ich hätt's nicht geglaubt, daß mich Vaterle so in Trapp sehen könnte!“

„Na, beruhige Dich nur, mein Kind!“ sprach der Greis lächelnd. „Ich weiß doch, daß Du Dich freust, daß der Wilhelm da ist!“

Die Lenel aber sagte: „Das ist noch die Frage“ und wollte recht tropig aus dem Zimmer gehen; aber schon beim ersten Schritt lachte sie heimlich vor sich hin und war dabei so gedankenvoll, daß sie statt in die Küche, in die Kammer ging. „Ne, wie ich doch dumm bin!“ sagte sie ärgerlich: „aber Vaterle kriegt's noch!“

Eisenhuber aber sprach zu seinem Sohne: „Mein lieber Wilhelm, ich hab's heute nicht erwarten können, bis Du kamst, und hätte bald ge-

stern noch extra einen Boten geschickt, ob ich gleich mußte, daß Du meinen Brief richtig empfangen habtest. Aber jetzt wollen wir noch nicht mit einander reden; ruh' Dich erst aus, isß und trink; dann wollen wir zusammen spazieren gehen!“

„Wie Du willst, lieber Vater!“ sagte Wilhelm und ging in sein altes, liebes Stübchen, um die Reisekleider mit einem alten Hausrock zu vertauschen.

Nach Tische, und nachdem Wilhelm der General über den ganz vortrefflich gerathenen Vamm die gebührenden Lobsprüche ertheilt hatte, forderte der Vater den Sohn auf, mit ihm einen kleinen Spaziergang zu machen, und hub dann also zu sprechen an:

„Mein theurer Wilhelm, mich hat gar herzlich nach Dir verlangt, und daß ich Dir nur gleich sage, welches Opfer ich von Dir erbitten will, ich möchte Dich bestimmen, mein Nachfolger hier im Amte zu werden!“

Der Sohn fuhr erschreckt zusammen, als er diese Worte vernahm: „Vater, ist das Euer Ernst?“ fragte er.

„So gewiß mein Ernst, als mein Haar ergraut ist, und ich auf dem Grabe gehe“ antwortete der Vater. „Es verwundert mich auch nicht, wenn Du über diesen meinen Antrag erschrocken

bist; ich habe das erwartet; aber ehe Du eine bestimmte Antwort giebst, laß uns diese wichtige, und ich darf Dir sagen, für mich heilige Gewissenssache religiös besprechen. Wilhelm“, fuhr er nun fort, „Dein Lebensweg ist bisher schon ein wunderbarer gewesen. Bis zu Deinem zwölften Jahre kanntest Du kein größeres Lebensglück, als einmal ein tüchtiger Schulmeister zu werden. Es hatte Dir das Wort des Herrn zu Petrus: Weide meine Lämmer! so sehr gefallen und war Dir so tief ins Herz gedrungen, daß Du mir einmal sagtest, es wäre Dir, als ob der Herr dies Wort wie zu Dir selber gesprochen habe. Erinnerst Du Dich noch, mein Sohn?“

„Aberdings!“ antwortete dieser. „Und Ihr selber, lieber Vater, waret die Ursache dazu; Ihr legtet uns dies Wort in der Religionsstunde so herzlich aus und sagtet uns, daß die Kinder unter der ganz besondern Obhut Christi ständen, und daß die Lehrer wohl das beschwerlichste und oft das undankbarste, aber sonst gewiß auch das glücklichste und segensreichste Amt zu verwalten hätten, daß ich dabel dachte, ich müßte auch einmal die Lämmer weiden! Aber. —“

„Daß mich weiter reden!“ bat der Greis. „Dazumal hatte unser nun selige Herr Pfarrer auf meine Bitte die Güte, Dir wöchentlich einige Stunden Privatunterricht zu geben, in Dingen, die

ich nicht verstand, die aber einem Lehrer unserer Zeit gar wohl erspriesslich sein können. Es waren kaum zwei Jahre verflossen, so kamst Du eines Abends zu mir und der Mutter und batest uns unter Thränen, wir möchten Dich studiren lassen und Du möchtest gern ein Pfarrer werden. Es war mir und der seligen Mutter nicht recht; wir hatten uns schon damals in den schönen Traum eingewiegt, Du würdest mein Nachfolger werden, und wir würden unsern Lebensabend unter Deinem Dache verleben. Auch mußten wir recht wohl, daß wir nicht die Mittel dazu besaßen, Dich studiren zu lassen, und mir war keine Zukunft für Dich schrecklicher, als die, Dich als Student mit Hunger und Kummer von einem Tag in den andern getrieben zu sehen, und ist mir Niemand erbarmungswürdiger erschienen, als ein armer Student. Aber weil Du Dich nicht beschwichtigen ließest, und der selige Herr Pfarrer Dir in jeder Hinsicht ein gutes Zeugniß ausstellte, nun da berechneten wir uns, und wurden einig, gleich von diesem Tage an uns immer noch mehr einzuschränken, und einen Nothpfennig zurückzulegen, um Dir einmal wenigstens die nothdürftigsten Mittel zum Studiren zu gewähren. Es mag sein, sprach die Mutter: Wilhelm wollte die Lämmer weiden; es ist vielleicht des Herrn Wille, daß er die Schaafe weiden soll. Und wir brachten Dich nach Zwick-

lau auf die lateinische Schule. Ein Jahr darauf starb Deine selige Mutter und sie ist mit der Hoffnung ins Grab gestiegen, Dich einmal von ihrem Himmel herab unter den Lehrern und Predigern des Evangeliums zu sehen. Weißt Du das, mein Sohn?"

Wilhelm nickte gedankenvoll mit dem Kopfe.

Der Vater aber fuhr fort: „Drei Jahre bleibst Du auf der lateinischen Schule; da kommst Du eines Tages zu mir und hastest mich mit Thränen in den Augen, ich möchte Dir erlauben, ein Schreiber zu werden, und Du wäntest sogleich bei einem Advocaten unterkommen. Wilhelm, Du weinstest, und ich verbarg meine Thränen vor Dir; ich wußte ja, warum Du Deinen Plan, zu studiren, aufgeben wolltest, ich wußte es, daß Dir das kümmerliche Leben Deines Vaters zu Herzen ging, und daß mit Deiner seligen Mutter die einzige Person aus der Welt gegangen ist, welche durch ihre Sorge und Aufopferung Dich auf der Unversität hätte durchbringen können. Ich nahm Dein Opfer an, und Gott, ist mein Zeuge, mit blutendem Herzen. Auch mache ich Dir kein Geheim daraus, mein lieber Sohn, daß die vierteljährigen Unterstützungen, die Du mir zuschickst, mir immer bittere Tropfen in meinem Lebenskrüchle sind, so sehr ich fühle, wie mir diese Opfer Deiner kind-

lichen Liebe wohlthun, und noch mehr wie nothwendig mir sie sind in meinem hohen Alter!"

„Vaterle“ sagte der Sohn gerührt: „Wie könnt Ihr so sprechen? Ich wäre doch ein ganz gewissenloser Mensch gewesen, hätte ich wollen auf meinem Plan beharren. Je älter ich wurde, desto mehr sah ich's ja ein, daß Ihr über Eure Kräfte an mir thatet, und es war mir, als hänge an jedem Thaler, den Ihr mir schicktet, ein Theil Eures Lebens, und daß ich schuld. wäre, wenn Euch die Sorgen und Opfer für mich ins Grab brächten. Ich konnte das länger nicht mit ansehen; der Gram darüber erlöthete die Luft am Lernen. Ich hätte ja eine Sünde gethan, wenn ich dieser Stimme meines Gewissen nicht gefolgt wäre. Und ich habe es bis heut nicht bereut. Ich arbeite bei einem braven Manne, der in seinem Dienste für Gerechtigkeit vor Menschen auch an die Gerechtigkeit vor Gott denkt; ich lerne dabei Mancherlei, was mir einmal und vielleicht bald zu einem bessern Amte verhelfen kann; ich habe guten Willen, und bin, das darf ich wohl sagen, nicht ungeschickt; ich verdiene wöchentlich wenigstens drei Thaler, und kann davon ein gutes Theil zurücklegen. Ich bin zufrieden mit meinem Stande, und, lieber Vater, ich mag es Euch nicht verbergen, Euer Anerbieten macht mich traurig.“

„Wilhelm“, entgegnete der Vater: „Rüste

ich freilich glauben, daß in Dir die alte Liebe zum Schulehalten ganz erstorben wäre, und daß Du zuletzt wohl meinen Bitten, als ein liebender Sohn nachgeben, aber dafür ein Mietkling sein und mit Verdrossenheit und mit Ueberdruß Dein schweres, verantwortungsvolles Amt führen könntest, so würde ich kein Wortlein mehr mit Dir darüber sprechen; ich würde denken müssen, es soll nicht sein und würde mich fügen dem heiligen Willen Gottes."

„Nein, nein, Vater, das schon nicht!“ erwiderte der Sohn schnell. „Die alte Neigung in meiner Kindheit ist nicht so sehr erstorben, daß ich nicht auf ihre völlige Wiedererwachung hoffen könnte. Aber es ist was anders, was ich dagegen einwende. Ich habe das Studiren aufgegeben um Euretwillen, lieber Vater; ich wollte so zeitig, als möglich, in den Stand gesetzt werden, Euch zu unterstützen; der Gedanke, Euch ein Scherflein zu einem ruhigen und bequemen Leben in Eurem hohen Alter geben zu können, und dies Scherflein mit meiner eignen Arbeit zu verdienen, war mir so beseligend, daß ich ohne Reue und Gewissensbisse dem Studium der Theologie absagte. Du kannst ja immer noch, so sagte ich mir, für dich Theologie studiren und in der Erkenntniß Gottes und seines Wortes es weiter bringen, als Andere deines Standes. Auch dachte ich: um

seinen Mitbrüdern zuweilen ein christlicher Lehrer und Tröster zu sein, muß man nicht gerade auf der Universität gewesen sein; und wenn ich daran dachte, daß es auf jeden Fall meiner Kindespflicht angemessener sei, Euch lieber Vater, bei Eurem Leben noch hülfreich Hand leisten zu können, als einmal vielleicht im Priesterrock an Eurem Grabe zu stehen und mir zu sagen, daß Kummer und Sorge um mich Euch auch mit ins Grab gebracht haben, — wenn ich daran dachte, da könnt' ich ja gar nicht länger zögern. Und jetzt nun, wo ich in meinem Berufe mich glücklich fühle, wo ich den Zweck, um deswillen ich Schreiber ward, erreicht sehe, jetzt macht Ihr mir den Vorschlag, wieder von vorne anzufangen!"

„Von vorne anfangen? Wie meinst Du das?“ fragte der Vater. „Du meinst doch nicht etwa, daß Du erst noch vielerlei lernen müßtest, um ein guter und getreuer Schulmeister zu werden? Du hast Dein Christenthum, Gott sei Dank, ordentlich gelernt und behalten, Du bist in der Bibel und im Katechismus zu Hause, wie selten Einer, Du verstehst es, die Orgel christlich zu spielen, Du bist ein guter Rechner und ein noch besserer Schreiber, Du hast unzweifelhaft Lehrergabe, — was müßtest Du also noch lernen, um ein ehrenvolles Gewissen zu machen? Es wäre nur Mühs, — wenn Du das nicht hättest; dann wäre

freilich Alles andere nichts werth. Wilhelm, hast Du Liebe zu den Kindern? Hast Du Geduld, Freundlichkeit, Barmherzigkeit mit den armen Kleinen? Kann es Dich beglücken und beseligern, in das zarte Gemüth der Kinder den Samen der Gottesfurcht, der Liebe zu Christo und Glauben und Buße zu legen?“

„Ach ja, gewiß, lieber Vater!“ antwortete der Sohn freudig.

„Nun sieh, mein Sohn“, fuhr Eisenhuber lebendig fort: „An Nachfolgern in meinem Amte wirds nicht fehlen, und wenn es wahr ist, was die Leute sagen, nämlich daß der gnädige Herr seinen Privatschreiber schon zu meinem Nachfolger bestimmt hat, einen Menschen, der zwar gut rechnen und schreiben und auch wohl lesen lehren kann, aber die Orgel spielt, als wenn sie ein Galtebrett auf dem Tanzboden wär, und was das Schlimmste ist, von dem neumodischen Christenthum des gnädigen Herrn angefleckt ist, und von einem christlich gläubigen und bußfertigen Gemüth keine Ahnung hat, wenn ein solcher Mensch, der mit den Bauern und Tagelöhnern Schnaps trinkt und Karte spielt bis in die Mitternacht hinein, und mit der Jungfer der gnädigen Frau schon wegen der künftigen Haushaltung einverstanden ist, — Wilhelm, wenn ein solcher Mensch auf dem Acker fortarbeiten sollte, auf welchem ich sechs-

zig Jahre in saurem Schweiß meines Angesichts die Kindlein zu Christo zu führen bemüht gewesen bin, — ich hätte keine Ruhe im Grabe!“

„Aber“, warf der Sohn ein, „erwähnt Ihr da nicht eben ein Hinderniß, das sich Euren Wünschen entgegenstellt? Wenn es wahr ist, daß der gnädige Herr seinen Schreiber zu Eurem Nachfolger machen will, wird er da auf mich Rücksicht nehmen? Wer weiß, ob nicht der Schreiber schon das feste Versprechen in den Händen hat, ob nicht die Jungfer durch die gnädige Frau den Herrn Gemahl treibt und drängt!“

„Abglick!“ sagte der Greis: „und sogar sehr wahrscheinlich; aber hier habe ich nun meinen festen Glauben, es wird so werden, wie es Gott will, und nun habe ich die gewisse Zuversicht, daß der gnädige Herr im Dorfe Dich, mein Sohn, auch gegen seinen Willen wird zum Schulmeister ernennen müssen, weil es der allgnädige Herr im Himmel so haben will. Wenn ich nur erst Dich habe, mein Sohn, für das Andere hängt mir nicht!“

Wilhelm blieb in tiefen Gedanken verloren und ging einige Zeit still und stumm neben seinem Vater her; endlich sprach er: „Lieber Vater, Euer Antrag hat mich überrascht; ich bitte Euch, fordert nicht augenblicklich von mir eine bestimmte Erklärung, gebt mir Bedenkzeit bis mor-

gen früh. Ich will Gott bitten; mein Herz zu erleichtern und mir ein Zeichen zu geben, was ich thun soll. So viel kann ich Euch schon jetzt sagen, — mein Herz widerstrebt Eurem Wunsche nicht; es ist nur noch Fleisch und Blut, das sich noch nicht beugen will. Ich spreche mit Euch: Wenn es Gottes Wille ist, wird's geschehen, selbst wenn ich selber nicht wollte!"

„Brav, mein Sohn!“ sagte der Greis und drückte ihm die Hand. „Da sind wir einig, das ist doch christlich geredet und ich unterwerfe mich mit Dir dem heiligen und allweisen Willen Gottes. Und nur noch Eins“, — fuhr er fort: „Die Lenel weiß nicht, was ich mit Dir habe reden wollen; ahnen könnte sie 's freilich; aber ich wünschte doch, lieber Wilhelm, daß Du ihr nicht eher etwas von unserer Unterredung mittheiltest, als bis sich die Sache so oder so entschieden hat!“

Und der Sohn ging darauf ein; und Beide traten den Rückweg ins Schulhaus mit schwerem, und doch auch wieder mit leichtem Herzen an; sie wußten sich und ihre Zukunft unter Gott, und das machte sie ruhig und getrost.

Ruhig und getrost war auch Wilhelm wegen des Ausgangs, aber freilich in Bezug auf

den Weg dahin von mancherlei und unruhigen Gedanken bewegt. Er hatte sich in das städtische Leben hinein gewöhnt; seine ganze Zukunft war ihm eine städtische geworden; er bedurfte eines gebildeten Umganges; seine gewöhnlichen Zerstreuungen und kleinen Vergnügungen, so wenig sie die Grenzen des stillsch-Eden überschritten, waren doch alle solcher Art, daß er sie sich auf einem Dorfe im Gebirge nicht verschaffen konnte. Er hatte unter den jungen Leuten seines Alters und seiner Verhältnisse einzelne gleichgesinnte, ehrbare Seelen gefunden, mit welchen er in glücklicher Freundschaft lebte; in Niederwalde aber war auch nicht Einer, der ihm den Verlust hätte ersetzen können. Er kam sich vor, wie Einer, der einen wohlgebauten Acker verlassen soll, um auf einem fremden, harten Grund und Boden sich anzustedeln.

Sein ganzer natürlicher Mensch sträubte sich dagegen; und doch wenn auf der andern Seite das Bild seines greisen Vaters vor seine Seele trat, wurde er wieder irre und schwankend, und kämpfte einen Kampf, nicht zwischen Lust und Gewissen, das konnte er sich wohl sagen, sondern zwischen Beruf und Beruf. Er durchlief alle bekannten Gegenden seiner Heimath, ging in den Wald und wieder zurück, lagerte sich auf weichem Moosbette und prüfte und wägte. Bald trieb es ihm wieder auf die Berge, und er arbeit-

tete und kämpfte mit Herz und Kopf und konnte doch zu keinem Entschluß kommen.

Da erwachte plötzlich in ihm die Lust, auf der Orgel zu spielen. Er that das oft und bei jedem Besuche; und wenn eben kein Gottesdienst war, hielt er für sich allein Kirche, und nahm den ersten besten stämmigen Burschen mit, der ihm die Bälge treten mußte.

Als er über den Gottesacker nach der Kirche schritt, kam ihm eben die Lenel in den Weg mit einem Töpfchen Milch in der Hand, die sie für den Papa zu seiner Abendsuppe geholt hatte.

„Lenel“, sagte er, „ich möchte gern ein Stündchen Orgel spielen, kannst Du mir nicht ein oder zwei Knaben verschaffen, die mir die Bälge treten?“

„Die Buben sind alle noch draußen auf dem Felde“ antwortete sie; unter einer Stunde kommt so leicht keiner ins Dorf zurück. Aber das thut nichts; wenn Du mit mir zufrieden bist, Wilhelm, so thu ich's schon auch!“

„Du?“ fragte Wilhelm überrascht.

„Streich ich!“ versicherte sie lächelnd. „Meinst Du, ich versteh das nicht? Wenn's dem Vater zuweilen in's Herz und in die Finger kam, und es war gerade Niemand da, da habe ich ihm schon oft ausgeholfen und ich hab's immer recht gemacht!“

„Nun, wenn Du willst, ich nehm's dankbar an!“ sagte Wilhelm, und noch hatte er nicht ausgesprochen, als die Lenel fortsprang, so schnell es die aufrührerische Milch im Topfe erlaubte, mit den Kirchen- und Orgelschlüsseln zurückkehrte und mit dem Pflegebruder in die Kirche trat.

Die sinkende Sonne warf ihre goldnen Strahlen in das kleine, alterthümliche Gotteshaus gerade in der Richtung nach der Orgel hin; und las jetzt in die heimliche Stille hinein die sanften Accorde ertönen, die leise und zitternd durch die Räume des Kirchleins sich hinzogen, war es fast als hielten freundliche Geister ihren Gottesdienst. Nach und nach aber gingen die vollen Accorde in einzelne, selbstständige Stimmen über, die mit einander in geheimnißvoller Sprache redeten; es war nicht Schmerz, nicht Klage, nicht Wehmuth, in der sie redeten, und doch war auch kein Friede zwischen ihnen. Der ernste Kampf der Töne drückte sich auf Wilhelms Gesichte ab; es war ein Suchen nach einem sichern Orte, ein Streben nach Ruhe und Ordnung, ein heftiges Verlangen nach dem Genuße der Seligkeit.

Die Stimme der Lenel redete freilich eine ganz andere Sprache. Da sie nämlich gemerkt hatte, daß die beiden Bälge ziemlich lange aushielten, ehe sie knisternd und zitternd sich wieder erhoben, weil der Organist nur mit wenigen sanften

Registern spielte, so benutzte sie die Zwischenzeit und trippelte leise, als führe sie die Andacht, aus der Windkammer bis hin an die Ecke der Orgel, wo sie den Spieler sehen konnte, und faltete die Hände, als singe sie ein frommes Lied. Aber es mußte der Grundton Freude und Zufriedenheit in Gott sein; denn es ruhte auf ihren Wangen, in ihrem Blicke ein so stilles, seliges Glück, daß man hätte glauben mögen, sie sähe, wie einst Stephanus, den Himmel offen.

Jetzt wurde es plötzlich in der Orgel lauter und stürmischer; das vorher ruhige Zwiesgespräch der Töne nahm einen leidenschaftlichen Charakter an, die beiden Hauptstimmen verwickelten sich in eine schreiende Dissonanz — und mit einem Male brach der Ton ab, und kuckte ängstlich in einzelnen zerrissenen Zügen, bis er erstarb.

Wilhelm schrak auf; vor ihm stand die Lenel und sah ihn ebenfalls verwundert an; sie schien es gar nicht zu wissen, daß eben nur sie die Ursache dieses plötzlichen Ersterbens war.

„Mein Gott, Lenel!“ rief Wilhelm aus:
„Du trittst ja nicht!“

Jetzt erst erschrak das Mädchen über ihre Schuld und wollte fort in die Bälgekammer.

„Bleib, Lenel!“ rief ihr aber Wilhelm mit plötzlichem Entschlusse nach. „Es sollte wohl so sein, daß ich den schreienden Miston in meiner

eigenen Seele in seiner schreckhaften Gestalt erfah-
re. Lenel“, fuhr er ernst bewegt fort, „so siehst
in meiner Seele aus, wie jetzt der Kampf- und
Schmerzenslaut durch die Kirche hingefahren ist.
Ach, liebes Schwesterle, hast Du keinen Rath, kei-
nen Frieden für mich?“

Die Schwester fürchtete sich fast, als Wilhelm
so mit ihr redete. Sie wußte ja gar nicht, was
in ihm vorging, sie hatte seine Seele für eben so
ruhig und glücklich gehalten, wie ihre eigene war.
„Wilhelm“, sagte sie ängstlich, „Du erschreckst
mich. Das klingt ja halb, als, Gott verzeih mir
meine schwere Sünde, als ob Du kein gutes Ge-
wissen hättest!“

„Kein gutes Gewissen?“ wiederholte Wil-
helm nachdenklich; und fuhr dann mit einem tie-
fen Athemholen fort: „O doch, Gott sei Dank,
mein Gewissen ist nicht belastet, aber mein Herz!“

„Da weiß ich freilich keinen Unterschied!“
sagte das Mädchen. „Wenn mir manchmal 's
Herz schwer ist, ist's auch mit dem Gewissen nicht
ganz richtig. Ich hab' immer gedacht, und hab's
an mir selber erlebt, daß ich nur dann traurig
und betrübt bin, wenn ich was nicht recht gethan
hab'; aber das ist doch bei Dir gar nicht möglich,
Wilhelm.“

„Nicht möglich?“ fragte dieser. „Du hältst
mich doch nicht für besser, als andere Leute, und

besonders für besser, als Du bist, liebe Lenel? Aber was Du da red'st, ist ein schweres Wort, das mir noch gar nicht in den Sinn gekommen ist. Lenel, ich glaub's fast selber, es ist bei mir auch so, ich hätte sagen sollen, mein Herz ist belastet, weil mein Gewissen belastet ist. Meine Unruhe ist nichts anders, als die Folge meiner Sünde!"

„Das klingt doch gar zu böß", Wilhelm!" entgegnete das Mädchen betrübt. „Was hättest Du denn für Sünde gethan! Du bist doch so ein seelensgutes Gemüth, das keinen Menschen beleidigen kann, geschweige Gott!"

„O denk nicht zu gut von mir!" erwiderte der Bruder; „daß ich Dir nur sage, meine Sünde besteht darin, daß ich 's vierte Gebot nicht halten will, und 's erste mit; denn ich merk es wohl, es hängt das ganz genau zusammen. Lenel, ist Dir niemals 's vierte Gebot schwer geworden?"

„Ach nein", sagte sie traurig: „Meinen Vater habe ich ja gar nicht gekannt, und als meine Mutter starb, wußt ich noch gar nicht recht, was eigentlich Sünde war."

„Ach ja! das hatte ich jetzt gar nicht bedacht", fuhr Wilhelm fort: „Aber sage mir, was denkst Du überhaupt über 's vierte Gebot?"

„Ich denk'“, antwortete sie, „das ist ganz wahr, was die Schrift sagt, nämlich das ist das erste Gebot, das Verheißung hat. Ich könnte für einen braven Vater und eine brave Mutter in den Tod gehen; und so weit ich die Menschen kennen gelernt habe, wenn es Jemandem in seinem eignen Hause schlecht und trübselig ergangen ist, da hat er's gewöhnlich an seinen Aeltern verschuldet. Und daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut, wie die Schrift sagt, das kann man schon hier im Dorfe bei uns sehen!“

„Aber“, warf Wilhelm ein: „Du kennst gewiß auch das Wort der Schrift: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen; die Aeltern sind ja auch Menschen!“

„Das könnt' mich nicht stören!“ antwortete die Renel. „Ich denk' nämlich so, es hat Alles seinen wunderbaren Zusammenhang. Ein braver, rechtschaffner Vater will gar nichts anders, als was der liebe Gott will, und wenn mir zum Beispiel unser Vaterle was sagt, was ich thun soll, oder was recht ist, da ist mir's gerade so, als wenn's der liebe Gott selber mir gesagt hätte!“

Wilhelm wurde immer ernster und nachdenklicher. „Du denkst“, fuhr er dann fort, „immer an etwas Gutes und an etwas Böses, was dabei im Widerspruch mit einander wäre; und da hättest Du ganz recht. Aber wenn's nur so wäre,

daß das, was der Vater will, allerdings gut ist, aber das, was das Kind will, auch nicht schlecht ist!"

„Das könnt' mich nun gerade gar nicht führen!" antwortete das Mädchen schnell. „Da denk ich, der Vater ist älter, wie das Kind, und der muß es doch besser verstehen. Und ein braver, rechtschaffner Vater, der in der Welt gelebt und gearbeitet hat, und aus Erfahrung ganz sicher und richtig weiß, was das Kind in seinem Unverstande erst probiren will, der wird doch gewiß allemal recht haben.“

„Ich merk's schon, ich kann mit Dir nicht fort!" sagte Wilhelm bewegt, und stand von der Orgelbank auf und ging in tiefes Sinnen verloren auf dem kleinen, schmalen Chore, das Haupt gebeugt, auf und nieder. Da warf er jetzt einen Blick auf die Lenel; sie stand da und schaute ihn so mild, so innerlich selig an, und der letzte Strahl der Abendsonne umleuchtete mit zitterndem Golde ihr Angesicht, als wollte der liebe Herrgott dem gequälten Jünglinge in der äußern Gestalt des lieben Mädchens den Frieden eines in Gott glücklichen Gemüths in einer himmlischen Verklärung zeigen.

Dieser Anblick ergriff sein innerstes Herz. Bitternd an Leib und Seele eilte er auf das Mädchen zu, faßte ihre Hand und sprach: „Lenel, Du braves, gottesfürchtiges Herz, nun weiß ich's, daß

der liebe Herr im Himmel mein Flehen erhört und mir ein Zeichen seines Willens gegeben hat. So wie dieser letzte Strahl der Sonne das zitternde Himmelsgold auf Dein Angesicht legt und mir den süßen Frieden Deines Herzens auf Deinem Antlitze in wahrhafter Verklärung zeigt, so steht klar und verklärt vor meinen Augen der mir offenbarte Gotteswille, offenbart durch Dich, Du argloses, unmündiges, unschuldiges Kind. So sollst Du es auch zuerst wissen, was ich thun soll, und was ich nun auch mit willigem und freudigem Herzen thue: ich lege meine Stelle in Zwiclau nieder und werde Schulmeister hier in Niederwalde, an meines Vaters Stelle!"

„Was, ist's wahr!“ rief das Mädchen freudig aus und schlug, ganz des Ortes vergessend, wo sie waren, laut in die Hände. „Nu, Wilhelm, das mag Dir doch der liebe Herrgott im Himmel danken, daß Du so 'n guten, rechtschaffnen Gedanken hast. Ich hab' ja auch schon längst daran gedacht, aber ganz in der Stille, wenn mich Niemand sah und hörte, weil ich immer dachte, 's wäre eine Sünde gegen das zehnte Gebot!“

„Gegen das zehnte Gebot?“ fragte Wilhelm verwundert. „Wie meinst Du das?“

„Nun, siehst Du, Wilhelm“, fuhr die Lenel arglos fort: „im zehnten Gebote steht doch, Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib, Anecht,

Magd, Vieh oder Alles, was fein ist. Nun dacht' ich so: Dein Herr in Zwickau, der vornehme Advocat und Amtmann, das wär' doch Dein Herr und Du wärst in seinem Dienste und wärst so, wie wir's hier in Niederwalde nennen, sein Gefinde mit; und das Gefinde soll man doch nicht ausmlethen, nicht abdingen und nicht abwendig machen, sondern vielmehr dieselben anhalten, daß sie bleiben und thun, was sie schuldig sind. Da hät' ich's nun nicht über's Herz bringen können, zu Dir zu sprechen: Verlaß Deinen Dienst und geh' in einen andern. Aber nun, da Du selber das willst, nun kann ich Dir's sagen, Wilhelm, Du hast gehandelt, wie ein rechtschaffner Sohn, und Dein Herr in Zwickau muß sich über Dich freuen, daß Du so ein braves Gemüth bist, er müßte denn auch so eine vornehme Religion haben, wie mir der Vater neulich von Andern erzählt hat!"

„Du gute Seele!“ sagte Wilhelm. „Ich hätte es nimmer geglaubt, daß gerade Du den wichtigsten und ernstesten Entschluß meines Lebens herbeiführen und ihn mir als den Willen Gottes heiligen würdest. Und nun, Kenel, geh' noch einmal in die Bindkammer und laß Dich's nicht verdrissen, wenn ich Dir ein wenig Arbeit mache. Ich muß aber meine Herzenslust ausjubeln, es zwickelt mich im Herzen und in den Fingern!“

Und ehe noch Wilhelm ausgerebet hatte, stand die Lemel schon auf den Balken und ließ sich schaukelnd hinab auf den Boden und die Bälge knarrten und brausten und klapperten fröhlich auf und nieder. Und Wilhelm saß auf der Orgelbank und arbeitete mit Händen und Füßen wie in einem Doppelchor, und die vollen Töne durchhallten wie eine Jubel- und Siegeshymne das ehrwürdige Gotteshaus, wie das Hallelujah eines von großer Last erlösten Herzens.

Und jetzt ruhte Wilhelms linker Fuß auf dem tiefen Es, das wie gewaltiges Brausen vom Himmel das hölzerne Gehäuse in Zittern und Beben versetzte; dann stieg er, den Grundton festhaltend, in doppelten Accorden aufwärts, immer höher, und koppelte die beiden Manuale und schritt mit beiden Händen vor, daß es anwuchs, wie ein Gießbach und ruhte nicht eher, als bis er das letzte Cis erreicht hatte, und nun aus diesem gewaltigen Accord, der stürmisch nach freundlicher, versöhnlicher Auflösung verlangt, trug er die schwelende, gährende Tonmasse auf die Dominante von G dur, und hielt oben und unten das Triumph-D fest, und wogte in Terzen und Quartan fröhlich, fast neckend hin und her, und plötzliche erschallte es mit vollem Ton:

„Nun danket Alle Gott!“

Und obgleich Wilhelms Augen voll Thränen stan-

den, und seine Brust stürmisch sich auf und nieder hob, so öffnete er doch seinen Mund und sang seines Herzens Jubel hinaus in die heilige Stille der Nacht. Und die Lenel, obgleich von heißen Schweißtropfen benezt, von der überaus mühseligen und ihr ungewöhnlichen Arbeit, ward doch nicht müde und sang fröhlich mit, daß ihre Stimme bis zu Wilhelms Ohren drang.

Und während des war ein alter Mann in die Kirche gekommen, den hatte der Jubelton seiner lieben Orgel hineingezogen; und er hatte sich in einen finstern Winkel des Kirchleins hingesezt; und der faltete nun seine Hände, und ließ seine Thränen darauf fallen, und sagte mit selbigem Lächeln: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren. Ich weiß ja nun, Wilhelm will meine Lämmer weiden!“

Tags darauf stieg Vater Eisenhuber in Begleitung seines Sohnes die große Freitreppe hinauf, welche in das herrschaftliche Schloß führt. Obgleich es den beiden Männern anzumerken war, daß eine gewisse Schüchternheit und Unbeholfenheit ihre Schritte hemmte, so lag doch auch wieder in ihrem Blicke und Mienen ein zuversichtliches Vertrauen, das ihnen Muth gab, in die Hallen des vornehmen Hauses zu treten.

Sier stießen sie auf einen jungen Mann, der mit einem grasgrünen, kurzen Rock bekleidet, die Augen mit einer zierlichen, in silbernes Gehäuse gefassten Brille bedeckt, eine gewaltige Schreibfeder hinter dem rechten Ohre und ein großes Follsbuch unter dem linken Arme tragend, aus einem Seitengange kam und die breite Treppe hinaufsteigen wollte, die in das erste Stock des Schlosses führt. Der junge Mann warf einen verwunderten, fast verächtlichen Blick auf die Weiden und erwiderte ihren höflichen Gruß mit einem kurzen, vornehmen Kopfnicken.

„Zu wem wollt Ihr?“ fragte er unfreundlich.

„Zum gnädigen Herrn, wenn es anders erlaubt ist!“ antwortete der alte Eisenhuber.

„Da habt Ihr eine schlechte Stunde gewählt!“ entgegnete der Grünrock. „Der gnädige Herr hat jetzt andere und wichtigere Dinge zu thun und außerdem dürfte Euer Weg hierher doch umsonst sein. Ich dünkte, es wäre Euch bekannt, daß der gnädige Herr nicht eben besonders nach Eurem Besuche verlangt!“

Der alte Schulmeister war durch diese harte Rede eingeschüchtert und blickte unentschlossen und verlegen bald auf den Grünrock, bald auf seinen Sohn. Dieser aber hatte gerade durch den unmanierlichen Empfang seinen vollen Ruth wieder erlangt; Wilhelm blickte den Grünrock fest in die

gläsernen Augen und sprach: „Wenn Ihre Worte, Herr Secretär, mir allein gälten, so würde ich sie ruhig hinnehmen, was sie werth sind; aber da diese Ihre Worte meinem alten ehrwürdigen Vater mit gelten, vor dessen grauen Haaren Sie etwas mehr Achtung haben sollten, so antworte ich Ihnen, daß Sie keinerlei Recht haben, die Stunde, in der wir kommen, schlecht oder gut zu nennen; wir kommen nicht zu Ihnen, sondern zu dem gnädigen Herrn; und wenn Dieser wirklich jetzt andere und wichtigere Dinge zu thun hätte, so wünschte ich dies jedenfalls aus seinem Munde, und nicht aus dem Ihrigen zu vernehmen. Wir sind hoffentlich nicht so gering und schlecht, daß sich der gnädige Herr schämen müßte, mit eigenem Munde zu uns zu reden. Und wenn es auch wahr wäre, daß der gnädige Herr nicht besonders nach unserem Besuche verlangt, so wird er doch so viel Christenpflicht zu üben wissen, auch einmal einen unangenehmen Besuch zu empfangen. Darum haben Sie nur die Güte, Herr Secretär, meinen Vater und mich bei dem gnädigen Herrn anzumelden.“

„Wilhelm, Wilhelm!“ sagte Eisenhuber halb-leise und ängstlich zu seinem Sohne. „Ich bitte Dich, mäßige Dich. Bittende müssen sich schon was gefallen lassen!“

„Gewiß, mein Vater!“ antwortete der Sohn.

„Abschlägliche, aber keine groben Antworten, keine Beleidigung und Kränkung eines ehrwürdigen Greises!“

Der Secretär aber kochte in seinem Grimm; er mochte nach den rechten Worten suchen, aber sie nicht finden können; er begnügte sich deshalb mit einigen Blicken der tiefsten Verachtung, die er auf die Männer warf, und schritt dann mit großen Schritten; zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf.

In sicherer Erwartung, daß sie von dem Secretär angemeldet würden, verhielten die Beiden sich ruhig und gingen still in der Hausflur auf und nieder. Aber es verging Minute auf Minute, und endlich eine volle Viertelstunde, und es ließ sich Niemand weder sehen noch hören.

„So müssen wir uns selber anmelden!“ sagte Wilhelm.

„Aber dürfen wir das wagen, mein Sohn?“ fragte der Greis.

„Warum nicht, lieber Vater!“ entgegnete Wilhelm. „Sind wir doch dazu genöthigt, da sich Niemand unserer annimmt!“

„Ich bewundere Deinen Muth, Wilhelm!“ sagte der Vater.

Wilhelm lächelte und sprach: „Ihr müßt recht haben, lieber Vater; und bis gestern wäre ich auch nicht im Stande gewesen, so zu reden,

wie ich gethan habe. Aber seitdem ich weiß, daß ich mit diesem Gange hierher nicht meinen, sondern Gottes Willen thue, seitdem fühle ich einen Muth in mir, der sich durch nichts beugen läßt, am allerwenigsten durch die Grobheit eines feilen, unwürdigen Burschen, der wohl ahnen mag, warum wir kommen, und seine eignen Pläne und Hoffnungen bedroht steht. Es mag nun werden, wie es will, — es wird doch nur so, wie Gott es beschlossen hat!“

In diesem Augenblicke trat die gnädige Frau herein, an der Hand ein etwa dreijähriges Mädchen, während ein Knabe um ein oder zwei Jahre älter, ihr voraussprang, und als er die beiden Männer gewahrte, etwas scheu wieder zurückschritt.

„Du fürchtest Dich doch nicht etwa, Conrad!“ sagte die Mutter und warf dabei einen freundlichen Gruß auf die beiden Besucher. „Sie sind es, Herr Schulmeister“, fuhr sie fort: „und Ihr Sohn, Wilhelm, wenn ich nicht irre. Wünschen Sie zu mir oder zu meinem Manne?“

„Wenn der gnädige Herr etwa ein Viertelstündlein frei hätte —“ antwortete der Greis.

„Ei gewiß!“ antwortete die Dame schnell. „Gehn Sie nur hinauf zu ihm; er ist in seinem Zimmer und das wissen Sie doch wohl!“

„Das Zimmer weiß ich allerdings“, entgegnete Eisenhuber etwas verlegen, „aber ich weiß

nicht, ob wir dem gnädigen Herrn recht kommen. Es wurde uns bereits gesagt, der gnädige Herr habe jetzt andere und wichtigere Dinge zu thun!“

„Das hat Ihnen mein Mann sagen lassen?“ fragte die Adelfrau befremdet.

„Nein, gnädige Frau“, berichtete Wilhelm schnell. „Es war nur der Herr Secretär Waltherr, der uns eigenmächtig so beschieden hat. Ich habe ihn ersucht, uns anzumelden, aber wir warten seit geraumer Zeit schon vergebens auf eine Antwort!“

„Kommen Sie, kommen Sie!“ sagte die Dame eifrig und setzte gar freundlich hinzu: „Wenn Sie sich meinen Dienst gefallen lassen wollen, kann ich ja auch Sie anmelden!“

„Conrad!“ rief sie nun dem Knaben zu: „Lauf voran, und sage dem Vater, ich brächte ihm einen Besuch!“

„Wir verdienen Ihre Güte nicht, gnädige Frau!“ sagte nun Wilhelm, während die Drei langsam die Treppe hinaufstiegen. „Wir kommen als Bittende, und sind eher auf unfreundlichen Empfang vorbereitet, denn auf so viel Güte und Wohlwollen!“

„Et, ei, Herr Eisenhuber!“ entgegnete die Dame mit freundlichem Ernste: „Trauen Sie mir nicht herzlichste Achtung vor Ihrem ehrwürdigen Vater zu, der fast mein Großvater sein könnte?“

Und was hätten Sie selber mir etwa Uebels gethan, daß ich mich nicht Ihres Besuchs freuen könnte?“

„Edle Frau!“ antwortete Wilhelm. „Nur eben, weil wir als Bittende kommen, überrascht uns Ihre Güte, besonders da der Herr Secretär uns so übel empfangen hat. Bittende sind es gewohnt, abgewiesen zu werden!“

„Nicht doch, lieber Freund!“ entgegnete die Dame. „Seiht es denn nicht: Bittet, so wird euch gegeben; klopfet an, so wird euch aufgethan!“

„Dabei ist freilich vorausgesetzt, — antwortete Wilhelm muthig und freudig, „daß die, die man bittet, gern geben, und daß die, die da aufthun, ihr Ohr von dem Klopfenden nicht abwenden!“

„Ihre Sprache ist sonderbar, junger Mann!“ sagte die Edelfrau, aber nichts weniger, als unfreundlich. „Ich mag jetzt nicht weiter in Sie bringen; aber gehen sie nicht fort, ohne noch mit mir geredet zu haben. Ich erwarte Sie mit Ihrem guten Vater in der obern Laube, dort an der Linde!“

Und nun, als sie an der rechten Thüre angekommen waren, öffnete sie dieselbe, ließ die beiden Männer eintreten und rief ihrem Gatten zu: „Ich bringe Dir einen Besuch, lieber Mann!“ und schloß dann hinter den Weiden die Thüre.

Water und Sohn traten ein und wurden von dem gnädigen Herrn mit Aerger und Verdruß empfangen. Er blieb an seinem Schreibepulte sitzen, warf einen flüchtigen geringschätzenden Blick erst auf den Vater, dann auf den Sohn; und that nichts, als daß er sich auf seinem Drehstuhle ein wenig zur Seite drehte und kurz und barsch fragte: „Was ist Euer Begehr?“

Der alte Eisenhuber war von der Hoheit des Dorfherrn so sehr eingeschüchtert, daß er keiner ruhigen, vorher so wohl berechneten Antwort fähig war; er sah fast mitleidig bittend auf seinen Sohn, der den Blick auch verstand und gutmüthig sagte: „Gnädiger Herr, wenn Sie uns auf einige Minuten der Ehre des Gesprächs mit Ihnen würdigen wollen, so erlauben Sie gewiß zuvor meinem alten fünf und achtzig jährigen Vater, sich zu setzen!“

„Was ist das für eine Rede!“ fuhr der Herr im Aerger und Borne auf. „Ich will doch nicht hoffen, daß Er gekommen ist, mir Lebensart zu lernen!“

„Der Schüler ist doch in der Regel jünger, als der Lehrer!“ antwortete Wilhelm unerschrocken. „Ich sehe, gnädiger Herr, daß meine Bitte Sie beleidigt hat; lassen Sie das nicht meinem Vater entgelten. Setzet Euch, lieber Vater“, — sagte er nun zu diesem, und führte ihn zu einem

Stuhle an der Thüre und fuhr dann zu dem Edelherren gewendet also fort: „Ich muß auf die Gefahr hin, Ihren vollen Zorn auf mich zu laden, mir diese eigenmächtige Handlung erlauben. Gnädiger Herr, Sie haben auch einen Sohn, es wird Ihnen einmal gewiß wohlthun, wenn dieser Sohn aus herzlicher Liebe zu Ihnen den Zorn eines Andern auf sich ladet!“

„Ich höre“, entgegnete der Herr spöttlich und verächtlich, „Er ist Schreiber in der Stadt; ist das etwa ködtische Manier, sich aufzubringen? Doch was werfe ich mich selber weg!“ Er ging rasch auf die Klingel zu, riß daran, daß die Schnur fast zersprang, und schrie dem hereinstürzenden Diener zu: „Johann, bring' mir diese Menschen aus dem Zimmer!“

„Gnädiger Herr“, sagte Wilhelm schnell, ob schon ruhig und mit Würde: „Ich hoffe, Sie werden diesen unchristlichen Befehl zurücknehmen. Wollen Sie meine Dreistigkeit strafen, so strafen Sie sie an dem Schuldigen, an mir; aber nicht so, daß Sie diesen alten ehrwürdigen Mann, der vor vierzig Jahren, als er zu Ihrer Taufe das Wasser ins Taufbecken gegossen hat, von Ihrem seligen Vater wie ein alter Freund aufgenommen wurde, jetzt wie einen Hund zur Thüre hinauswerfen. Gnädiger Herr, wir kommen Ihnen unbecommt, das thut mir leid, und wenn uns Dero

Frau Gemahlin nicht selber eingeführt hätte, wären wir auch wohl zu einer andern Zeit wieder gekommen. Aber so wenig es Ihr Wille ist, gnädiger Herr, daß wir hier sind, so wenig ist auch es mein Wille; uns schickt der Wille Dessen hierher, der über Fürsten, wie über Bettler im Regimente sitzt. Und um dieses gnädigen Herrn im Himmel willen, bitte ich Sie, weisen Sie uns nicht ab! Nehmen Sie Ihren Befehl zurück!"

„Es ist unhöflich, wie Er sich einführt!“ grollte der Edelherr und sah bitterböse dabei aus; aber doch war es ihm anzusehen, daß ihm der unerfütterliche Muth des jungen Mannes etwas in Verlegenheit setzte. „Ich habe jetzt keine Zeit, mit Ihm zu reden; und wenn ich sie auch hätte, wahrlich keine Neigung dazu. Frage Er morgen oder übermorgen wieder einmal nach, und wo möglich in etwas andrer Manier!“

„Gnädiger Herr“, fuhr aber Wilhelm mit ungebeugtem Muth fort: „Ich kann es nicht glauben, daß Sie mir die Sorge für meinen alten Vater als ein Verbrechen anrechnen. Gott ist mein Zeuge, daß ich gar nicht an die Möglichkeit dachte, Sie mit meiner Bitte zu beleidigen!“

„Ich mag nicht mehr mit Ihm verkehren!“ erwiderte der Edelherr trozig, und machte Miene, in ein Nebenzimmer zu treten. Da öffnete sich die Thüre und die gnädige Frau trat herein; an

Ihren unruhigen und besorgten Mienen war zu erkennen, daß sie von Außen Zeuge des unfreundlichen Empfanges gewesen war.

„Johann!“ sagte sie sogleich zu dem Diener: „Conrad ist allein in der Kinderstube, geh und bleibe bei ihm, bis ich zurückkomme.“

Als der Diener sich entfernt hatte, wandte sie sich an ihren Gatten und sagte im Tone der herzlichsten Theilnahme: „Lieber Mann, es scheint mir, als habe ich Dir zur unpassenden Stunde einen Besuch zugeführt!“

Der Hausherr sah die Gattin finstern an, und antwortete: „Ich hätte allerdings gewünscht, ich wäre zuvor erst darum gefragt worden. Die Stunde möchte noch gut sein, wenn nur der Besuch selber besser wäre!“

„Das ist zu viel!“ rief hier Wilhelm aus. „Gnädiger Herr, mögen Sie einst einmal da Oben bei dem Herrn aller Herrn einen bessern Empfang haben! Kommt, lieber Vater“, wandte er sich nun an diesen, was sein soll, wird doch geschehen!“

„Bleiben Sie, ich bitte Sie um Gotteswillen, bleiben Sie!“ sagte die Edelfrau mit ängstlichem Drängen. Es muß bei meinem Gatten ein Mißverständniß obwalten; es ist nicht anders möglich? Lieber Rudolf“, fuhr sie dann zu diesem gewendet fort: „Ich allein trage die Schuld, wenn Du durch den Eintritt dieser beiden Männer ge-

führt worden bist. Aber, wenn Du mich lieb hast, laß es den unschuldigen Leuten nicht entgelten!"

„Louise“, entgegnete er würdevoll, „Du weißt nicht, wie dieser junge Mensch sich unmännlich eingeführt und betragen hat. Ich dulde keine Ungeschliffenheit in meiner Nähe!“

„Ungeschliffenheit!“ nahm Wilhelm das Wort auf, und ein edler Hohn glühte auf seinem Angesichte. „Gnädiger Herr, mein Verbrechen bei Ihnen besteht darin, daß ich aus kindlichem Mitleide mit meinem alten Vater Sie freundlichst ersuchte, ihn sich sehen zu lassen, weil Sie es nicht zu fühlen schienen, daß ein müder Greis einer solchen kleinen Erholung bedarf, und noch weniger zu fühlen schienen, daß man ein ehrwürdiges Alter achten muß. Gnädiger Herr, das nenne ich Bildung; nicht weil ich einige Jahre in der Stadt gelebt habe, sondern weil ich's aus der Schrift weiß: Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen. Es hat sich wahrscheinlich noch Niemand erdreistet, Ihnen das zu sagen; aber wenn Sie, gnädiger Herr, auch Macht hätten über meine Freiheit und mein Leben, ich würde es Ihnen doch sagen: Vor einem grauen Haupte sollen Sie aufstehen!“

Und damit ergriff er seines Vaters Hand, der in Angst und Furcht zitterte, und schritt mit ihm langsam zur Thüre hinaus, und verschloß

seine Ohren den lauten, heftigen Worten, die er hinter sich im Zimmer hörte.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ sagte der Greis in tieffter Bewegung: „Was hast Du gethan?“

„Nichts, als meine Pflicht, lieber Vater!“ tröstete Wilhelm. „Es mag sein, daß ich vielleicht nicht demüthig genug gewesen bin, aber wenn ich von dem Geringen und Armen Alles, Alles dulden kann, und dem Gerिंगsten, der mir wehe gethan hat, nachlaufen kann, bis er mir wieder freundlich geworden ist, so weiche ich doch dem Vornehmen und Gebildeten, da wo wir auf dem Wege der Gerechtigkeit vor Gott und Menschen zusammen kommen, keinen Schritt. Das Unglück und der Druck der Niedrigen und Geringen, den unsere armen Mitbrüder von solchen vornehmen Herrn zu erleiden haben, kommt eben daher, daß sie sich von den Füßen eines gnädigen Herrn wie ein Wurm treten lassen. Die Armuth hat leider selten den Muth, dem gnädigen Herrn gegenüber ihr gutes Recht zu wahren!“

„Aber mein guter Sohn“, wandte Eisenhuber ein, „wird das nicht von Einfluß sein auf unser Anliegen?“

„Gewiß, lieber Vater!“ antwortete der Sohn. „Ich denke aber hier an das Wort des Herrn zu Plinius: Du hättest keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben herab gegeben. Der gnä-

dige Herr hier im Dorfe kann mir doch nur das thun, was der gnädige Herr im Himmel ihm zuläßet, oder zu was er ihn brauchen will!“

Während nun beide Männer langsam, der Vater gestützt auf des Sohnes Arm, eben sich anschickten, die große Freitreppe wieder hinabzusteigen; kam die Kammerjungfer ihnen nachgeeilt. Die Jungfer verrieth eine ungewöhnliche Unruhe und hatte nicht den Muth, ihre Augen aufzuschlagen. Mit zitternder Stimme brachte sie einen Empfehlung von der gnädigen Frau und die dringende Bitte, nicht fortzugehen, bevor sie mit ihnen gesprochen, und in der bezeichneten Laube ihrer zu warten.

„Das müssen wir thun, Wilhelm!“ sagte der Vater.

„Freilich!“ antwortete der Sohn freudig zustimmend. „Wo und wie auch Gott in der Bedrängniß seine Hand zeigt, da müssen wir sie ergreifen!“ Und nun wandten sich die Beiden zurück und begaben sich in den herrschaftlichen Garten, wo sie in der ihnen bezeichneten Laube Platz nahmen.

„Mir zittert mein Herz noch!“ sagte der Greis. „Und ich bin heute so überaus furchtsam und kleinmüthig, wie ich's noch nie gewesen bin. Gott weiß es; es ist keine Menschenfurcht; wir haben ja auch nichts Böses gethan, aber es ist, als erfüllte mich eine heilige Scheu vor dem ge-

heimlichvollen Walten Gottes in dieser ganzen Sache. Wenn wir menschlich davon reden, sollten wir da nicht wähen, es sei expreß darauf angefangen, daß es nichts werden soll?"

Wilhelm lächelte und sprach: „Hätte ich eine wirkliche Schuld dabei, so würde ich mir allerdings vorkommen wie Einer, der die Gnadenführung seines Gottes mit Wissen und Willen zu Schanden macht; aber was der gnädige Herr hier in mein Schuldbuch bei sich einträgt, das hoffe ich doch, wird die Hand Gottes wieder auslöschen. Wißt Ihr aber, lieber Vater, daß der Edelherr auch nicht von sich selber so gehandelt hat? Ist es nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Secretär Walther vorher bei ihm gewesen ist, und ihn gegen uns eingenommen hat? Habt Ihr mir nicht selber gesagt, daß der Secretär gewissermaßen schon zu Eurem Nachfolger ernannt ist, und daß die Jungfer, die uns vorhin zurückrief, aus eigennütigen Gründen auch ihren Antheil daran haben kann? Aber wie dem auch sei, — ich bin mein ganzes Leben noch nicht so fröhlich und zufrieden in mir und mit mir gewesen, als ich's jetzt bin. Das macht wohl, weil ich noch niemals in meinem Leben des Willens meines Gottes über mich so deutlich und klar bewußt gewesen bin, als eben jetzt. Ich könnte heute vor den mächtigsten und grausamsten Tyrannen treten und würde meinen

„Muth und meine Frandigkeit gewiß nicht verlieren!“

Jetzt wurden Schritte laut und die Edelfrau trat in die Laube. Die beiden Männer erhoben sich von ihren Plätzen, wurden aber von der Dame auf's Freudlichste gendthigt, sich wieder zu setzen, dann erst rebete sie zu ihnen und sprach: „Liebe Herren, ich habe Alles gehört, was auf dem Zimmer meines Mannes vorgefallen ist. Ich kann's nicht ertragen, Sie mit gerechtem Groll im Herzen fortgehen zu sehen; ich bitte Sie für meinen armen, irgeleiteten Mann um Nachsicht. Er ahnt so gut wie ich, was Sie eigentlich zu uns führt, und eben dies und der Umstand, daß Sie mit Ihrem Gesuche gewissen Personen in meinem Hause entgegen treten, ist die Ursache seiner Unfreundlichkeit. Lassen Sie uns offen unter einander sein; Sie, mein alter, ehrwürdiger Schulmeister wollen meinen Mann bitten, Ihren Sohn zu Ihrem Nachfolger im Amte zu ernennen. Ist dem so?“

„Ja, gnädige Frau!“ antwortete der Greis. „Ich habe meinen Sohn lediglich nur deshalb zu mir kommen lassen, und ich kann Ihnen sagen, daß mein guter, braver Wilhelm erst nach schweren Kämpfen sich entschlossen hat, einen leichtern und angenehmeren Dienst in der Stadt zu verlas-

fen, und, so es anders Gottes Wille wäre, hier mein Nachfolger zu werden!“

„Er muß es auch werden!“ sagte die Edel-
fran schnell. „Wundern Sie Sich nicht über
meine Rede, aber ich wiederhole es Ihnen, Ihr
Wilhelm, alter Freund, muß Ihr Nachfolger wer-
den. Glauben Sie mir, lieben Freunde, mein Herz
ist bewegter, als das Ihre, und Sie ahnen viel-
leicht nicht, welchen Antheil ich daran nehme. Das-
sen Sie mich offen reden, ich habe auf einen sol-
chen Augenblick gewartet, wie ein Angeklagter auf
die Stunde der Freisprechung. Ich kann Ihnen
sagen, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, daß
mein Mann sich von dem häßlichen Menschen, dem
Walthër, hat so eintreiben lassen, daß er ihm das
Versprechen gegeben hat, ihn zum Schulmeister in
Niederwald zu ernennen. Es mag sein, daß der
Walthër die nöthigen Kenntnisse hat, um das Gra-
men bestehn zu können, — aber die armen, ar-
men Kinder wären ja offenbar dem geistigen und
leiblichen Verderben ausgesetzt. Sie werden wis-
sen, daß mein Mann, der sonst ein so liebevoller
Gatte und Vater ist, dennoch hinsichtlich seines
Glaubens wenig christliche Erkenntniß hat. Er
ahnt es nicht, daß sein Christenthum, das er sich
zuschreibt, und in welchem er mit dem Walthër
auf einer und derselben Stufe steht, die völlige
Kraftlosigkeit und Hilflosigkeit in sich hat. Aber

glauben Sie mir, lieben Freunde, ich fühle es um so tiefer, und weil ich aus Erfahrung weiß, wie ein köstliches Gut für Kinder ein treuer, christlicher Lehrer ist, so habe ich es für meine heilige Pflicht erkannt, für einen solchen Lehrer zu sorgen. Ja, ich leugne es Ihnen nicht, mir ist, als fordere der Herr im Himmel dies Werk von mir und als ob davon der Friede meines eignen Herzens abhinge. Und Gott ist wunderbar in seinem Regimente. Seitdem ich weiß, daß der Walthers hier Schulmeister werden soll, seitdem liegt es wie eine Last auf meinem Gewissen. Ich habe oft in schlaflosen Nächten Gott um Erleuchtung und Aushilfe gebeten, ich habe zuletzt an Sie, junger Freund, gedacht, weil ich Sie kenne; ich habe wohl zehnmal mich schriftlich an Sie wenden wollen, und immer nicht den rechten Muth dazu gehabt. Aber nun sehe ich, der Herr hat mein Gebet erhört, und darum sage ich: Sie müssen der Nachfolger Ihres ehrwürdigen Vaters werden; denn Gott thut ja nichts halb!“

Der alte Eisenhuber war von dieser Rede tief ergriffen, ein seltsames Lächeln umspielte seine tiefgefurchten Wangen, als er die mageren Hände zusammenlegend antwortete:

„Wunderbar! Wunderbar! Ja die Kindlein haben auch Ihren Heiland und der spricht fort und fort: Laßt die Kindlein zu mir kommen,

und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes. Den besten Gottesseggen über Sie, edle, gnädige Frau!"

„Nicht so, alter Freund!“ entgegnete die Dame. „Was ich thue, ist nur meine Pflicht, und Gott weiß es, ich weiß es selber noch nicht, was und wie ich's thun soll. Aber mir gnügt's, daß ich nun deutlich sehe, wie der Herr seine Hand mit im Werke hat, und so wird's gelingen. Und so viel für heute, ich mag durch längeres Ausbleiben nicht auffallen. Gehen Sie in Gottes Namen, und ich hoffe ohne Groll gegen meinen armen Mann. Thun Sie jetzt nichts weiter in der Sache, überlassen Sie das mir, oder vielmehr dem Herrn. Und nun Gott mit Ihnen! Wir sehen und sprechen uns bald wieder!“

Und damit eilte die Edelfrau davon, und die Beiden traten mit freudig bewegtem Herzen den Rückweg an.

Die Edelfrau war in der Abendstunde allein in ihrem Zimmer, als ihr Gatte zu ihr eintrat. Er sah verstimmt und mißmuthig aus und ging einige Male auf und ab, stumm und gedankenvoll. Die Gattin merkte es wohl, aber sie hütete sich, in das stille Arbeiten seines Herzens einzugreifen; auch konnte sie seinen Charakter zu gut, um nicht

durch unzeitiges Fragen die lichten Gedanken wieder zu verdunkeln. Da ihr aber das ungewöhnlich lange Stillschweigen zuletzt peinlich und unerträglich wurde; fragte sie endlich: „Lieber Rudolf, Du bist sehr ernst! Hab' ich vielleicht etwas gethan, was nicht recht ist?“

„Nein, nein!“ antwortete er kurz. „Es ist nichts! Ich kann den heutigen Aerger noch nicht überwinden, dieses feste, stolze, hochfahrerische Gebahren beleidigt mich! Wahrhaftig, es war ja gerade, als wär' er der Herr, und ich der Diener.“

„Es scheint“, sagte die Gattin, „Du sprichst von dem jungen Eisenhuber!“

„Ein unausstehlicher Mensch!“ fuhr der Edelherr schnell fort: „So sind diese jungen Laffen, wenn sie vom Dorfe weg einige Jahre in der Stadt gelebt haben, hoffärtig, düffelhaft und grob!“

„Sei mir nicht böse, lieber Rudolf“, bat die Gattin, „wenn ich Dir hier zu widersprechen wage. Die Worte, die der junge Mann zu Dir sprach, schienen mir weniger in Hoffart und düffelhaftem Wesen ihren Grund zu haben; so viel ich den jungen Eisenhuber kenne, ist er bescheiden, anspruchlos, wie selten Einer seines Standes und Alters!“

„Du verteidigst ihn!“ sagte der Gatte ärgerlich. „Ich möchte doch wissen, mit welchem Ra-

men Du sein Betragen, mir gegenüber, benennen willst!"

„Nun“, antwortete sie mit freundlichem Lächeln, ich glaube, es war ein edler, männlicher Rath, im Vertrauen auf die gute Sache, um bereitwillen er zu Dir kam, und das Bewußtsein, Etwas zu thun, was dem Herrn wohlgefällt!"

„Ja, ja!“ entgegnete er verdrücklich. „Du kommst Du wieder auf Deine Lieblingsgedanken, auf Deine Gewohnheit, die Schuld des Menschen auf den lieben Gott zu schieben!"

„Rudolf!“ sagte die Hausfrau ernst. „Du weißt nicht, wie wehe Du mir mit solchem Vorwurfe thust. Gott möge mich gnädig bewahren, daß ich auch nur den kleinsten Fehler der Menschen, geschweige ein offenes Unrecht, eine Sünde mit dem Willen und der Führung Gottes entschuldigte. Ich habe nichts anders sagen wollen, als daß der junge Eisenhuber in das Amt, das er aus Deinen Händen zu empfangen wünscht, nicht durch unlautere Schmeichelei und falsche Unterthänigkeit, sondern durch ernste Wahrheit kommen wollte. Und mein theurer Rudolf, mißdeute mich nicht, aber es scheint mir, der junge Eisenhuber hat nur deshalb Deine Ungunst sich zugezogen, weil er wohl der Erste seines Standes ist, der nicht mit faden, hohlen, erklognen Unterthänigkeits-Complimenten sich bei Dir eingeführt hat!"

„Louise!“ sagte der Hausherr im Tone beleidigter Würde: „Das klingt doch fast, als wölktest Du die Anklage auf mich selber wenden!“

„Ja, Rudolf, das thue ich auch!“ sprach die Gattin mit plötzlicher Entschiedenheit, obgleich in aller Milde und Sanftmuth. „Ich habe den Muth, Dir zu sagen, daß Du dem jungen Mann Unrecht gethan hast; nicht aus bösem Herzen, das ist meine Freude und mein Trost, sondern ich muß es sagen, Rudolf, weil Du nicht gewohnt bist, die Schicksale Deines eignen Lebens wie Deiner Mitmenschen auf der Wage Gottes abzuwägen!“

Der Ebelherr warf einen stolzen, richtenden Blick auf seine Gattin; um seine Lippen spielte ein bitterer Spott; aber er bezwang sich, drehte den Rücken und wollte das Zimmer verlassen. Die Gattin aber eilte ihm nach, ergriff ihn bei der Hand und sprach ernst und feierlich: „Rudolf, wäre es möglich, daß der Name Gottes Zwietracht zwischen uns bringen könnte? Rudolf, ich beschwöre Dich, geh jetzt nicht von mir! Sage mir Alles, was Du gegen mich hast. Richte über mich, verdamme mich, nur geh nicht stumm von mir! Rudolf“, fuhr Louise tiefbewegter fort, als sie sah, wie ihr Gatte in sich kämpfte: „Rudolf, meine Liebe zu Dir ist vielleicht größer, als sie recht ist vor Gott, denn ich habe oft, weil ich Dich liebe, geschwiegen, wo ich nach meinem Gewissen

reden sollte. Glaubst Du an meine Liebe, Rudolf? Hältst Du mich für fähig, um Deinetwillen Alles, Alles zu dulden?"

„Du bist nicht redlich mit mir!“ entgegnete der Hausherr finster, obschon in weit milderem Tone. „Du hast Dich mit den Eisenhubers berebet, ihr operirt planmäßig gegen mich, Du hast sie ins Haus bestellt, Du hast sie mir ins Zimmer geschoben, ihr habt die Rollen unter einander vertheilt, der alte Eisenhuber soll mich durch seine grauen Haare zum Mitleid bewegen, der junge soll mich durch seinen Schreiberdünkel einschüchtern, und Du willst's mit der Religion bei mir versuchen!“

„Armer, behörter Mann!“ rief Louise schmerzlich bewegt aus. „Rudolf, könntest Du wirklich mir eine solche schandbare, sündhafte Comödie mit Dir zutrauen? Könntest Du wirklich Alles, was da in unserm Leben geschieht, für nichts anders, als für menschliche Berechnung halten? Rudolf, ich erinnere Dich an die wunderbare Zusammenführung unserer selbst, an die Liebe, die mich an Dich, und Dich an mich kettet, war die Dein, war die mein Werk? Mein thuerster, einziger Herzensfreund auf Erden, antworte mir, glaubst Du wirklich an keine Fügung des Himmels, an keine Liebes- und Gnadenführung Gottes?“

„Das ist was anders!“ antwortete der Edelherr in sichtbarer Verlegenheit: „Es gefällt mir nicht, daß Du die elende Sache mit den Eisenhubers in unsere Liebe mischst!“

„In unsere Liebe?“ fragte die Gattin.
„Nein, mein Rudolf, darauf mische ich sie nicht, sondern in die Liebe Gottes zu uns. Ich wollte Dir nichts anders sagen, als daß ich den Weg, auf welchem sich unsere Herzen in Liebe und Vertrauen gefunden haben, genau eben so für einen göttlichen Fingerzeig halte, als den, auf welchem die beiden braven Eisenhubers Dich um die Erfüllung ihres Wunsches angehen. Höre mich, mein theurer Freund, laß mich Dir Alles sagen, was meine Seele bewegt. Du willst den Walthar hieher zum Schulmeister machen. Ist das Dein freier Entschluß gewesen? Nein; der kluge Mann hat Dich nach und nach dahin gebracht, hat alle Mittel, und oft nicht die ehrlichsten angewendet, Dich für sich zu gewinnen. Gesichts es, mein Rudolf, Walthar hat Dich so einzutreiben gewußt, daß Du ihm zuletzt die Zusage erteilen mußtest, nur um ihn loszuwerden. Und heute noch hat er Dich gegen die armen Eisenhubers so eingenommen, daß Du sie schon gerichtet und verdammet hattest, ehe sie noch Dich gesehen, noch ein Wörtlein mit Dir gesprochen hatten. Rudolf, habe ich recht?“

„Es ist was dran!“ antwortete er verbrießlich.

„Nun, mein Freund“, fuhr die Gattin lebendig fort: „Ich kann und mag Dir keine Lobspprüche ertheilen, Du magst über die Besetzung des hiesigen Schulamtes ganz andere Ansichten haben, als ich, aber das weiß ich, Du verlangst einen Mann, der wenigstens das Amt, das er bekleidet, lieb hat, und deshalb ehrlich und gewissenhaft verwaltet. Und nun, glaubst Du, daß Walther eine wirkliche Neigung zum Schulamte hat? Nein, das kannst Du nicht glauben, wenn Du mich noch anhören willst. Walther würde eben so gut und gern ein Jäger, oder Förster oder Boigt, oder Stallmeister oder sonst was werden, als Schulmeister; er will nur ein Amt, gleichviel welches, wenn er nur darauf heirathen kann; und das will er selber nicht einmal freiwillig, sondern weil die Therese will, und ihn eben so dazu zwingt, wie Walther Dich gezwungen hat. Ich mag über die Therese nicht richten, ich bin sonst zufrieden mit ihr; aber ich fürchte, sie ist mit dem Walther so weit gegangen, daß sie um jeden Preis ihm einen selbstständigen Posten verschaffen muß. Armer Mann, Du widerstehst dem Gedanken, daß ich Dich in dieser Angelegenheit leiten und führen wollte, und weißt es nicht, daß Du nur das Werkzeug Walthers und Theresens bist!“

„Wenn Du recht hättest!“ rief Rudolf zornig aus.

„Leider, leider habe ich recht!“ sagte Louise.
„Aber Du weißt noch nicht Alles, mein Freund. Walthor mag Dir ehrlich und treu dienen, ich möchte nicht daran zweifeln, obgleich ich nicht ganz frei von Mißtrauen bin; aber es ist Dir verborgen geblieben und klug verborgen gehalten worden, wie er sonst lebt. Walthor ist ein lockerer, verschwenderischer Mann, er bringt alle seine freie Zeit im Wirthshause zu und trinkt und spielt nach Herzenslust; aus seinem Munde gehen, wenn Du es nicht hörst, die rohesten, gemeinsten Reden, — Rudolf, kann ein solcher Mann die armen Kindlein lehren und erziehen? Wird ein solcher Mann die Lasten und Sorgen eines Schulamtes willig und freudig tragen? Wird er Geduld, Liebe, Nachsicht, Freundlichkeit haben mit den armen Kleinen? Wird er das Herz der Kinder füllen mit Furcht und Liebe und Vertrauen zu Gott, da er das Alles selber nicht hat? Ich weiß, mein theurer Freund, daß wir in Bezug auf Christliche Erkenntniß und Christlichen Glauben noch hier und da verschiedene Ansichten haben, aber das weiß ich doch auch, daß Du die Gottesfurcht überhaupt nicht für unnütz und entbehrlich hältst; ich weiß, daß Du selber in der Tiefe Deines Herzens Gott mehr fürchtest und mehr liebst, als Du es in Deinen Worten ausdrückst. Ich weiß auch, daß Du, als Herr hier im Dorfe, Dei-

nen Beruf erkennt, nämlich dafür zu sorgen, daß der sittliche Zustand in der Gemeinde immer besser werde. Ich könnte Dir nun sagen, daß es zur sittlichen Kräftigung nur ein Mittel gibt, nämlich die Macht der Religion, der innige, herzliche Glaube, die volle Unterthänigkeit des Herzens unter Gott und sein Wort, — aber wenn Du mir auch dies letzte nicht zugeben wolltest, bleibt mir nicht genug übrig, wenn Du mir nur so viel zugibst, daß nur ein wahrhaft rechtschaffner Mann, der die Kinder herzlich liebt und selber in jeder Beziehung ein ehrbares Leben führt, ein guter und getreuer Schulmeister sein kann? Und wenn früher oder später das ausgestreute Unkraut seine Früchte trägt, wenn die Aeltern und die Leute im Dorfe mit stiller oder lauter Anklage auf ihren unwürdigen Schulmeister blicken, würde Dein Herz, Dein Gewissen, mein Rudolf, gar nichts dazu sagen?"

Der Weibherr war in tiefes Nachsinnen versunken; er schwieg lange Zeit und ging im Zimmer unruhig auf und ab. Endlich sprach er: „Was wird aber der Walther sagen, wenn ich ihm mein Wort nicht halte?"

„Daß mich mit ihm reden!" bat die Hausfrau. „Ist er noch einer bessern Ueberzeugung fähig, so muß er selber zurücktreten!"

„Wenn Du das könntest, Louise!" sagte Rudolf schnell und in einem ganz andern Tone,

als bisher. „Ich schäme mich nicht, Dir zu gestehen, daß ich mir über die Besetzung der Schulmeisterstelle wenig Scrupel gemacht habe; aber ich fange doch an einzusehen, daß Du recht hast, und daß eine Hand mit dabei wirkt, die ich bisher wenig beachtet habe, weil sie mit leiblichen Augen nicht zu sehen ist. Dringe aber jetzt nicht weiter in mich, liebe Louise; es ist zu viel, was da mit einem Male über mich gekommen ist; ich bedarf der nöthigen Zeit, um es in mir zu verarbeiten, ehe es mich erdrückt. Ich lege diese ganze Angelegenheit in Dein treues Herz. Mache es, wie Du willst, aber“ — setzte er fast schwüchern hinzu — „wie es Einer will, dessen gewaltige Macht ich mehr fühle, als erkenne!“

Und dabei verließ er eilig das Zimmer, als scheue er sich, den Gedanken weiter auszusprechen. Die Hausfrau aber blickte mit einem selbigen Lächeln nach Oben und sprach: „Ich wußte es ja, es mußte also kommen!“

Daß die Schulmeisterstelle zu Niederwalde für diesmal wirklich von dem Patron und Collator im Himmel besetzt worden war, wurde aber bald noch deutlicher kund.

Am nächsten Morgen nämlich, an welchem die Edelfrau mit dem Secretär Wölcher ein ern-

stes Wort reden wollte, und ihn eben deshalb zu sich beschieden hatte, war derselbe nirgends im Schlosse aufzufinden. Sein Zimmer war verschlossen, und da er auch bis Mittag sich nicht sehen ließ, ahnte der Hausherr irgend was Uebles und ließ das verschlossene Zimmer durch den Schlosser öffnen. Walthar war nicht drin, aber eine auffallende Unordnung in seinen Papieren zu sehen; Alles hin und her und durch einander geworfen, zerrissne Rechnungen bedeckten die Dielen, und in dem offenen Ofen lag ein Haufen flüchtiger Asche, die sogleich als das Ueberbleibsel von verbranntem Papier erkannt wurde.

Der Hausherr öffnete die Wirthschaftscaffe, die der Secretär zu verwalten gehabt hatte, — sie war leer. Nun wurde ihm Alles klar; er war betrogen, bestohlen von dem Manne, dem er bisher sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte. Seine Gattin kam dazu und hatte nur Mühe, die Ausbrüche seines Zornes zu mäßigen.

„Wo ist Therese?“ rief er aus. „Nachdem, was Du mir gestern mitgetheilt hast, und das ich nun als die schrecklichste Wahrheit erkenne, muß sie davon wissen!“

Die Kammerjungfer ward gerufen und trat bald darauf bleich und zitternd ins Zimmer.

„Undankbare! Verätherin! Diebin!“ fuhr sie der Hausherr an.

Therese warf sich vor ihm auf die Kniee und sprach unter lauten Thränen: „Haben Sie Mitleid mit mir, gnädiger Herr! Ich bin eine Undankbare, auch wohl eine Verrätherin, aber eine Diebin ich nicht!“

„Nede! was ist geschehn?“ fuhr der Hausherr zornig fort.

Nachdem Louise die Knieende aufgerichtet hatte, sprach diese: „So wahr ich an eine Vergeltung im Himmel glaube, was ich Ihnen jetzt erzählen will, ist die vollste Wahrheit. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit Walthern in ein heimliches, strafbares Bündniß getreten bin. Ich war besser, als er, aber er hat mich nach und nach in die Niedrigkeit seiner Gesinnung hinabgezogen; er hatte für meine Klagen und Vorwürfe immer neue Trostgründe, aber sie gaben mir keinen Trost; die bitterste Reue erfüllte meine Seele. Ich sah zuletzt nur noch Rettung darin, daß er dies Haus verlassen könnte. Ich habe ihn genöthigt, sich bei dem gnädigen Herrn die hiesige Schullehrerstelle zu sichern; ich hoffte mein Leben und meine Ehre damit zu bedecken, — aber es sollte nicht so sein. Ich sah gestern den alten Eisenhuber mit seinem Sohne hier eintreten, und ahnte sogleich, was sie wollten. Der Anblick dieses ehrwürdigen Greises und seines Sohnes, dieses braven, rechtschaffnen Mannes, erschütterte mein Herz und weckte mein

schlummerndes Gewissen auf. Ich erkannte die Sünde, einen so braven Mann, wie den jungen Eisenhuber, durch den so tief gefallenen Walthar verdrängen zu wollen, in ihrer ganzen Größe und Schuld vor Gott. Mein erwachtes Gewissen, das überall schon die hereinbrechende Strafe fürchtete, trieb mich in die Nähe der Laube, wohin ich die beiden Männer auf Befehl der gnädigen Frau zu bestellen hatte, und ich ward Zeuge eines Gespräches, von welchem jedes Wort eine Folter meines Gewissens war, und mir den schauerlichen Abgrund zeigte, in welchem ich selber gefallen war. Der Verzweiflung nahe, eilte ich in mein Kämmerlein und bat Gott auf meinen Knien, er sollte mir anzeigen, was ich zu thun hätte, um die Strafe seines Gerichtes über uns zu mildern. Da wurde es mir endlich klar, es sei meine erste Sorge, den Walthar selber auf bessere Gedanken und zur Erkenntniß seiner Vergehen zu bringen. Ich fand ihn in seinem Zimmer, gereizt, unsinnig, Flüche und Verwünschungen ausstoßend, wie ich noch nie aus seinem Munde vernommen hatte. Aber sein Zorn schreckte mich nicht ab; ich hielt ihm Alles vor, was er Uebels und Schandbares mit und der gnädigen Herrschaft gethan, ich sagte ihm, das einzige Rettungsmittel für uns Beide bestände in einem offenen und reuligen Geständnisse und in der Bitte, Gnade für Recht über uns ergehen zu las-

sen. Er ward wüthend und drohte mir mit den schreckhaftesten Worten; aber da er sah, daß ich laut um Hilfe rufen wollte, hielt er mich ab, wurde plötzlich milder und sanfter und bat nur, ihm bis morgen früh Zeit zu lassen, da wollte er sich dem gnädigen Herrn zu Füßen werfen, und Alles gestehen. Ich ließ mich täuschen, — ich Unglückliche! Denn nun sehe ich, wie der falsche, schändliche Mann sein Versprechen gehalten hat!"

„Gnädiger Herr!“ setzte sie weiter hinzu, als dieser unentschlossen vor sich hinsah: „Dies ist unfer, dies ist mein Vergehen! Ich will auf Gottes Barmherzigkeit verzichten, wenn ich nur ein Wörtlein meiner Schuld verschwiegen hätte. Sie haben Recht, ich bin eine Undankbare, denn ich habe Ihnen für tausend empfangene Wohlthaten einen schlechten Dank gebracht; ich bin eine Verrätherin, denn ich habe das Vertrauen und das Wohlwollen, das Sie mir erwiesen haben, gemißbraucht, aber das Verbrechen, das hier vorliegt, fällt allein auf Walther, obschon es mich meine eigene Schwach und Schande noch tiefer erkennen läßt. Ich bitte nur um die eine Günst und Gnade, lassen Sie mich unversolgt von hinnen gehen. Ich habe eine Schwester in Böhmen, in einem abgelegenen Dörflein, dort will ich mich und meinen Jammer verbergen vor den Augen der Welt und aufrichtig Buße thun!“

„Arme, unglückliche Therese!“ sagte die Hausfrau, als ihr Gatte immer noch unentschlossen schwieg. „Gehe hin in Frieden und nimm die Ueberzeugung mit, daß ich für die Bitten in Deiner Noth nicht taub sein werde. Gott allein mag richten über Dich!“

Mit Thränen in den niedergeschlagenen Augen verließ Therese das Zimmer.

„Rudolf“, sagte nun die Gattin zu ihrem Manne: „Hab' ich's so recht gemacht?“

Dieser aber reichte ihr mit fast schmerzlichem Lächeln die Hand und sprach: „Sieht's nicht einen Spruch, der da heißt: Des Herrn Rath ist wunderbar?“

„Ja wohl, mein theurer Freund!“ antwortete Louise: „und dabei steht noch: aber er führet es Alles herrlich hinaus! Glaubst Du, daß das wahr ist?“

„Ob ich's glaube?“ wiederholte der Gatte. „Ich sehe es ja!“

Etwa ein Vierteljahr nach diesem Ereignisse war in der Morgenstunde zu einer ungewöhnlichen Zeit die Kirche zu Niederwalde mit Menschen, besonders mit Frauen und Mädchen angefüllt, die weniger das Verlangen nach christlicher Erbauung, als vielmehr die liebe Neugierde herbeigeführt zu

haben sahen. Es stand nämlich ein Brautpaar vor dem Altare und reichte sich die Hände zum treuen Bunde in Glauben und Liebe; und ein alter Mann saß oben auf der Orgelbank und lächelte, wie ein seliges Kind und sprach immer vor sich hin, und konnte es Niemand verstehen. Als aber die Trauung vollzogen war, griff der alte Mann in die Tasten und dann klang es und sang es: „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit!“ und wurde somit offenbar, was der Greis so still und selig vor sich hingeredet hatte.

Als die Brautleute aber das Gotteshaus verließen, sagte der Bräutigam zur Braut: „Kemel, wie ist Dir denn in Deinem Gemüth?“

„Ach, Wilhelm“, antwortete sie: „Mir ist, als wären tausend Engeln drinne, und die singen alle: Hallelujah!“

